

Zwanzigstes Jahrbuch
der
Schopenhauer = Gesellschaft
1933

06
0

Stadt
Bücherer
Elbing



ZWANZIGSTES JAHRBUCH DER SCHOPENHAUER- GESELLSCHAFT

FÜR DAS JAHR 1933

AUSGEGEBEN AM 22. FEBRUAR 1933



CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
..... HEIDELBERG

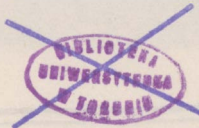
Verlags-Nr. 2355.

1933: 128

ZWANZIGSTES JAHRBUCH



1588



CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

HEIDELBERG

577 43

Verlag 1928

V O R W O R T.

Der vorliegende 20. Band unserer Jahrbücher scheint inhaltlich eine Ruhepause in unseren auf das Fortwirkende und Zukunftsträchtige der schopenhauerischen Philosophie gerichteten Arbeiten, indem er in historischer Rückwärtswendung und unter Zurückstellung aller philosophischen Forschung eine einzige, und zwar eine zeitgebundene und abgeschlossene Sphäre der sinnlichen und geistigen Ausstrahlungen unseres Philosophen auszubreiten unternimmt: in der umfassenden Wiedergabe seiner Gespräche. Angesichts der geistesgeschichtlichen Situation des Augenblicks mag eine solche Ruhepause ungewollt sinnvoll sein: wenn der Lärm des Tages allzu laut erschallt, wenn der *homo politicus* allein den Ton angibt, dann geziemt es sich für den *homo philosophicus* wohl, in der Stille zu sammeln und zu sichten. Er gibt darum sein Werk nicht auf; auch diese Pause kann schöpferisch sein.

Freilich ist die entrollte Sphäre der Auswirkungen Schopenhauers die äußerlichste, die dem Brennpunkt seines Wesens scheinbar fernste, die mittelbarste — mittelbarer noch als die seiner Briefe. Nicht nur, weil das überlieferte Gespräch schon als solches, mehr wie jede andere Lebensäußerung, der subjektiven Zutat, der Umformung und damit der unbewußten, ja der bewußten Fälschung ausgesetzt ist. Sondern vor allem, weil eine Sammlung der Berichte vieler Gesprächspartner an die Stelle eines einzigen Blickpunkts und einer einzigen Widerstrahlung eine Unzahl verschiedener Facetten setzt, deren keine vielleicht als treuer Spiegel gelten darf, geschweige denn als bildsame Fläche, auf welcher der Abgebildete selber sein eigenes Porträt hätte malen können. Einen Eckermann hat Schopenhauer nicht gefunden, nicht finden wollen. Wie man

denn überhaupt unrecht täte, eine Parallele zu ziehen zwischen den vorliegenden Gesprächen und denen Goethes. Wenn Goethes Gespräche meist aufgefangen und wiedergegeben wurden von der hingebenden Andacht vor anerkannter Größe, wenn in ihnen — auch noch gegenüber dem Fernsten der Unterredner — zugleich Goethes künstlerischer Wille zur Selbstgestaltung am Werke war, haftet den Gesprächen Schopenhauers mehr oder weniger der Charakter des Anekdotischen, des Momentanen, des Zufälligen an, und selbst den wenigen Besuchern späterer Jahre, die ihn nicht bloß als Frankfurter Kuriosität, sondern in liebevoller Verehrung aufsuchten, gab er sich oft widerwillig, immer aber unbekümmert um den Reflex. So empfand er mit gutem Grunde die Veröffentlichung eines solchen Gesprächs noch zu Lebzeiten als eine „abscheuliche Indiskretion“ (vgl. S. 344). In Zuspitzung könnte man Goethes Gespräche eine letzte Zone seiner Werke, diejenigen Schopenhauers aber eine Aufreihung von Indiskretionen nennen.

Und doch muß er die vorliegende Sammlung als Ganzes dulden, würde er sie heute geduldet haben. Denn indem aus der Fülle des Momentanen, des Unzulänglichen, ja des Belanglosen sich das Wahre und Bleibende herauskristallisiert, indem die Subjektivitäten der verschiedenartigen Unterredner sich wechselweise als Korrektiv dienen, aus der Vielzahl der Facetten vieler Augen, dem vielfältigen Klingen vieler Ohren das einheitliche Hörbild der bewegten und redenden Gestalt des Philosophen ersteht, wird er selber lebendig: nicht nur der grimmige und polternde, der geistreiche und spottende, der sonderliche und herbe, sondern auch der gütige und herzugewinnende, vor allem aber der seiner Sache, der Sache der Philosophie, mit unbestechlicher Wahrhaftigkeit, mit leidenschaftlicher Liebe hingeebene Schopenhauer.

Hiermit aber ist ein Zugang auch zu seinen Werken gewiesen. Gewiß werden und können niemandem Schopenhauers Gespräche statt seines Werkes gelten. Das Inhaltliche seiner überlieferten Äußerungen bedeutet kaum irgendwo einen Zuwachs an philosophischen Gedanken gegenüber dem Werk; selten kann es ihm zur unmittelbaren Erläuterung dienen —

es sei denn als Bestätigung und Illustration dessen, was Schopenhauer selber vielfach über Wesen und Wert des Gesprächs überhaupt angemerkt hat. Gerade in einer dieser Bemerkungen aber findet sich der Satz, daß der größte Reiz des Gesprächs „im Mimischen, in dem sich zeigenden Charakter“ liege. In der Tat: nicht um dieser oder jener einzelnen Äußerung willen, sondern als Ganzes, als die sichtbarste Ausdrucksform des lebendigen Schopenhauer, als die von der Gesamtheit seiner Zeitgenossen geschriebene Biographie, gewinnen diese Gespräche ihren eigentlichen Gehalt, ihren Wert auch für das Verständnis seines Werks. Allen Kritikern zum Trotz muß gesagt werden: wie seit den Tagen der griechischen Denker vielleicht nur einmal noch, in Spinoza, sind in Schopenhauer Mensch und Werk unzertrennlich, und keiner wird jenen verwerfen können, der dieses bewundert, keiner dieses recht verstehen, der jenen verwirft. Denn von dem einen wie dem anderen gilt, was Schopenhauer selber gelegentlich über eine ihm begegnende eindrucksvolle Gestalt sagte:

„Hier hat einmal der geistige Gehalt von innen heraus den Charakterkopf gebildet.“

So mögen diese Gespräche, über das Anekdotische, ja auch über das Historisch-Kritische hinaus, dem produktiv Aufnehmenden vor allem Wegweiser sein zu dem „tiefbewegten Gemüt des wirklichen Philosophen“, aus dem sein Werk erwachsen ist.

Breslau, im Januar 1933.

HANS ZINT.

Das Titelbild dieses Bandes ist eine verkleinerte Wiedergabe der Schäferschen Photographie aus dem Frühjahr 1859, von der auf S. 342 und 344 die Rede ist. Die photographische Platte befindet sich im Besitz des Schopenhauer-Archivs in Frankfurt a. M. (vgl. XVI. Jahrbuch, S. 241).

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
VORWORT DES HERAUSGEBERS	III
SCHOPENHAUERS GESPRÄCHE, herausgegeben von Arthur Hübscher (München)	1
Inhaltsverzeichnis der Gespräche, nach Unterrednern in zeitlicher Reihenfolge geordnet	3
Vorwort Dr. Arthur Hübschers	6
Die Gespräche	12
Anhang: Verzeichnis der sonst noch bezeugten Besuche	399
Namenregister	411
Nachtrag zu S. 157 ff.	418
GESCHÄFTLICHE MITTEILUNGEN DER SCHOPENHAUER-GESELLSCHAFT	419
Abrechnung und Geschäftsbericht des Schatzmeisters für 1932. Von Arthur Sülzner (Danzig-Oliva)	420
15. Generalversammlung	424
Ortsgruppen	425
Jahrbücher	426
Anmeldungen und Zahlungen	430
BILDERBEILAGE (Titelbild): Schopenhauer im 72. Lebensjahre (Photographie von Schäfer).	

ARTHUR SCHOPENHAUERS
GESPRÄCHE

HERAUSGEGEBEN VON

ARTHUR HUBSCHER

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort	6
Gespräche Schopenhauers	12
Mit Johannes Falk (September 1808)	12
Mit Zacharias Werner (Winter 1808/09)	12
Mit Johanna Schopenhauer (Winter 1808/09 — November 1813 — Winter 1813/14 — Frühjahr 1814)	13
Mit Christoph Martin Wieland (April 1811)	14
Mit Carl Iken (Winter 1811/12)	16
Mit zwei Kranken der Berliner Charité (Winter 1812/13)	17
Mit Goethe (6. November 1813 bis 15. Mai 1814 — 19. und 20. August 1819)	17
Mit Ludwig Sigismund Ruhl (1814 bis 1818)	29
Mit Frhr. Ferdinand L. K. v. Biedenfeld (1817/18—1858)	31
Mit der Dresdener Hauswirtin (Frühjahr 1818)	34
Mit Johann Gottlob v. Quandt (1818—1825—1826—1839—Nov. [Dez.?] 1843—1847)	34
Mit Karl Witte (Winter 1818/19)	36
Disputation pro venia legendi bei Hegel (23. März 1820)	38
Mit Adele Schopenhauer (1. Juli 1820—März 1849)	39
Mit Charles Eastlake (um 1821)	41
Mit Heinrich v. Lowtzow (1823 bis 1831)	41
Mit Ludwig Tieck (Winter 1824/25)	43
Mit Rudolf v. Beyer (Herbst 1825)	44
Mit Flora Weiß (um 1829/30)	47
Mit Dr. Thomas Seebeck (Frühjahr 1830)	47
Mit Adelbert v. Chamisso (um 1830)	48
Mit Xaver Schnyder v. Wartensee (Winter 1831/32—1833 und folgende Jahre)	48
Mit Michael Reuß (Winter 1832/33)	52
Mit Ottilie v. Goethe (Juli 1833—Sommer 1834—11. August 1849)	52
Mit Caroline Jagemann (1834)	54
Mit Georg Römer (1835/36 und folgende Jahre)	55
Mit Dr. Martin Emden (1836 bis 1858)	61
Mit Margarethe Sauer (1836 bis 1860)	62
Mit Friedrich Wilhelm Carové (1841 bis 1844)	63
Mit Johann August Becker (Herbst 1844—1845—Juni 1848—Herbst 1850 — 25. April 1852—Juni 1852—22.[?] August 1852— 1853 — 17 April 1854—10. Sept. 1854 — Ende März 1855— Anf. Juli 1856 — 9. April 1857 — Ende März 1860[?])	64
Mit Hermann Rollett (Sommer 1846)	74
Mit Dr. Julius Frauenstädt (Juli 1846—Oktober 1846 bis Ende Februar 1847—Sept. 1847)	75
Mit August Gabriel Kilzer (1848—Juni 1852 bis Sept. 1860)	130

	Seite
Mit Moriz Lebrecht Frhr. v. Eberstein (Spätsommer 1848)	133
Mit Adam Ludwig v. Doß (17. April 1849—Mai 1850—Juli 1857)	134
Mit Dr. A. Mayer (1850—15. Juni 1853)	147
Mit Carl John (Sommer 1850)	149
Mit einem Engländer (August 1850)	150
Mit Sibylle Mertens-Schaaffhausen (Anfang Januar 1851)	150
Mit Dr. Johann Carl Passavant (September 1851)	150
Mit Dr. Gustav Oelsner-Monmerqué (24. Sept. 1851—Nov. 1851 —Anfang 1852)	151
Mit W. v. Bruchhausen (Anfang Oktober 1851)	153
Mit August Boeckh (18. April 1852)	154
Mit Paul v. Krüdener (Juli 1852)	155
Mit Ernst Otto Lindner (Sommer 1852—Spätsommer 1858)	155
Mit Johann Hartmann Hieronymus (1852 bis Frühjahr 1856)	157
Mit Heinrich Lerch (1852 bis Frühjahr 1856)	161
Mit Margarethe Schnepf (1852 bis Frühjahr 1856—April oder Anfang Mai 1856)	162
Mit Dr. Kriegskotte (9. Sept. 1853)	164
Mit Johann Eduard Erdmann (Ende April 1854)	165
Mit Georg Fr. Ludwig W. Weißenborn (Juni 1854)	166
Mit Carl Ferdinand Wiesike (Sommer 1854—August 1855—Juli 1856)	168
Mit Dr. David Asher (August 1854)	169
Mit Friedrich Emil Suchsland (August 1854—1857—Sept. 1858 —Anfang Febr. 1860—Anfang und Mitte[?] März 1860	172
Mit B. und M. Trier (ca. 1854 bis Juli 1860)	175
Mit einem Bankbeamten (ca. 1854 bis 1860)	176
Mit Jules Luntenschütz (Winter 1854/55 bis 1859)	179
Mit Dr. Franz Bizonfy (Juni 1855)	181
Mit Eduard Young (Juni 1855)	182
Mit Eduard Crüger (Sommer 1855 bis Juli 1856)	183
Mit Dr. Franz Arnold Wille (Sommer 1855—Anfang März 1859)	187
Mit Max Voigtel (16. August 1855)	188
Mit Dr. Carl Hebler (28. August 1855)	189
Mit Johann Karl Bähr (Ende August oder Anfang September 1855 —10. Juli 1856)	203
Mit Robert v. Hornstein (September 1855 bis Oktober 1859)	205
Mit Leopold August Warnkönig (September 1855)	222
Mit Karl Ritter (25. März 1856)	223
Mit Carl Georg Bähr (12. April 1856—Mai 1858)	224
Mit Jeanne Marie v. Gayette (Anfang Mai 1856)	265
Mit Julius Hamel (Mai bis August 1856)	267
Mit einem Architekten (Juni [?] 1856)	270
Mit Dr. Adolf Leonard Nordwall (Ende Juli 1856)	270

	Seite
Mit Dr. Julius Bahnsen (8. August 1856—Herbst 1857)	271
Mit Friedrich Stoltze (um 1856)	274
Mit Wilhelm Jordan (um 1856)	277
Mit C. G. Beck (März 1857)	288
Mit Friedrich Hebbel (4. Mai 1857)	298
Mit Dr. Friedrich Grävell (Anfang Juli 1857—Juni 1858)	305
Mit Christian Carl Josias v. Bunsen (Oktober 1857)	306
Mit Alexandre Weill (1857)	307
Mit Carl Mylius (Anfang Februar 1858)	309
Mit Frédéric Morin (Anfang März 1858)	311
Mit Friedrich Haase (1858)	332
Mit Johann Baptist v. Schweitzer (um 1858)	333
Mit Julius Frank (Sommer 1859)	334
Mit Dr. Eduard Brockhaus (16. August 1859)	335
Mit Dr. Bernhard Miller (September 1859)	338
Mit Elisabeth Ney (Oktober 1859)	345
Mit Paul Armand Challemeil-Lacour (Oktober 1859)	347
Mit Graf Alexandre Foucher de Careil (1859)	363
Mit Justizrat Knorr (19. August 1860)	368
Mit Julius Baumann (Ende August 1860)	370
Mit Karl Altmüller (8. September 1860)	371
Mit Wilhelm Gwinner (April 1854 bis 18. September 1860)	378
Mit Lucia Franz, geb. Schneider (Juli 1859 bis September 1860)	395
Anhang: Verzeichnis der sonst noch bezeugten Besuche	399
Namenregister	411

VORWORT.

Vor mehr als dreißig Jahren hat Eduard Grisebach zum erstenmale den Versuch gemacht, die an verschiedenen Orten verstreuten, teilweise noch unveröffentlichten oder schwer zugänglichen Aufzeichnungen über Gespräche mit Schopenhauer zu sammeln. Die erste Auflage seines Buches „Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche“ (Berlin 1898) führt 19, die zweite (Berlin 1902) 22 Gesprächspartner auf. Beide Auflagen geben aber nur einen Teil des damals erschließbaren Materials. Bei einiger Sorgfalt hätte Grisebach nicht nur die Zahl der Gesprächspartner leicht verdoppeln, sondern auch die Texte, die er vorlegt, von den zahlreichen Willkürlichkeiten und Lücken reinigen können, die seine Veröffentlichung leider unbrauchbar machen. Von den Gesprächen mit Carl Bähr bietet er nur eine kleine Auswahl, bei den Gesprächen mit Goethe, Becker, Frauenstädt, Lindner, Foucher de Careil, Challemlacour, Gwinner u. a. vermissen wir vieles, was bei einem weniger oberflächlichen Verfahren nicht hätte übersehen werden können.

Die vorliegende neue Sammlung von Schopenhauers Gesprächen beschränkt sich aber keineswegs auf eine Ergänzung und Berichtigung der Arbeit Grisebachs. Durch die Veröffentlichungen der letzten Jahrzehnte und durch Auffindung zahlreicher bisher noch unbekannter Stücke ist das Material inzwischen so bedeutend angewachsen, daß unsere Sammlung nicht weniger als 95 Gesprächspartner aufweisen kann. Sie dürfte um so mehr als die editio definitiva in Betracht kommen, als unseren Nachforschungen heute schon ganz enge Grenzen gezogen sind. Wir können uns nicht mehr wie Grisebach und seine Zeitgenossen aufschlußsuchend an die Freunde und Anhänger Schopenhauers wenden. An die Stelle der entscheidenden Quellen erster Hand sind mehr und mehr die dürftigen und nicht immer zuverlässigen Mitteilungen aus zweiter und dritter Hand getreten, Nachrichten aus Familien- oder örtlicher Überlieferung, nach Art der unter den Namen Flora Weiß, Michael Reuß, Margarethe Sauer, Heinrich Lerch, B. und M. Trier, Julius Frank u. a. vereinigten, die in einer vollständigen Sammlung nicht fehlen dürfen, deren Geringfügigkeit aber erkennen läßt, daß wir auf diesem Wege kaum mehr weiterkommen werden. Auch was die Feststellung von bisher übersehenen Veröffentlichungen und die Aufdeckung und Auswertung noch unbenutzter Handschriften in Nachlässen und Archiven betrifft, ist nunmehr wohl alles heute Erreichbare erschlossen. Wertvolles Material verdanke ich insbesondere der reichhaltigen Sammlung des Schopenhauer-Archivs in Frankfurt a. M. Ebenso haben der Nachlaß von Adam von Doß (heute im Besitz von Frau Professor Martha Haushofer, München) und die umfangreichen Notizen, die Ludwig Schemann vor mehr als vierzig Jahren gelegentlich der Vorstudien zu einer leider unvollendet gebliebenen Schopenhauer-Biographie zusammengestellt hat — beide z. T. schon in meiner Veröffentlichung „Unbekanntes von Arthur Schopenhauer“ (Septemberheft 1931 der Süddeutschen Monatshefte) benutzt —, wichtige Unterlagen geliefert. Zu diesen

größeren Sammlungen stellen sich zahlreiche kleinere Urkunden und Notizen, über die jeweils am gehörigen Orte berichtet wird. Alles in allem bringt das jetzt vorliegende Material auch dem genauen Kenner der Schopenhauer-Literatur viel Neues. Zahlreiche Aussprüche Schopenhauers konnten überhaupt zum erstenmal veröffentlicht, andere aus längst vergessenen Veröffentlichungen ans Licht gezogen werden. Was in Zukunft noch an unbekanntem Texten hinzukommen mag — etwa aus verschollenen Korrespondenzen zwischen Freunden und Anhängern Schopenhauers oder aus den unveröffentlichten Randschriften zu den im Besitze Wilhelm v. Gwinners und seiner Erben verbliebenen, bis heute der Benutzung entzogenen Büchern seiner Bibliothek —, wird das Gesamtbild an keiner Stelle mehr entscheidend ändern.

Die Gespräche geben ein lebendiges Bild des Menschen Schopenhauer und seiner Entwicklung. Sie sind Biographie, denn sie halten die wesentlichen Etappen seines Lebens fest, aber sie geben auch immer wieder eine dem jeweiligen Zuhörer angepaßte Darlegung und Erläuterung des Werkes.

„Mit Beifall hatte er“, wie Wilhelm v. Gwinner berichtet, „in «Fichtes Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters» gelesen, daß Fichte diejenigen tadelt, welche schriftliche Mittheilung philosophischer Gegenstände der mündlichen vorziehen“ (Schopenhauers Leben, 3. Aufl. 1910, 75). Und an anderer Stelle heißt es bei Gwinner: „Für alle jene täglich abzuhandelnden, die Mühle der geselligen Unterhaltung treibenden kleinen Fragen, jenen vielgeschäftigen Austausch gemeiner Interessen, den man kurzer Hand Klatsch nennt, hatte er keinen Sinn. Sein geselliges Leben, fast allein auf das Gespräch verwiesen, beschränkte sich auch in diesem gern auf das Höhere, im Wechsel der Erscheinungen Beharrende. Als geborener Philosoph philosophirte er immer, an jedem Orte, unwillkürlich. Gedanken bilden war sein Lebenselement, in dem er sich allererst sicher und behaglich fühlte. Aber freilich sprach er nie in abstrakten Phrasen, seine Rede war anschaulich, einfach, präcis, leicht und lebendig wie sein Stil. Unbetheiligt bei den zahlreichen Interessen, Sorgen, Leiden und Freuden des Familienlebens und auch dem öffentlichen nur in seinen großen allgemeinen Zügen mit Antheil folgend, concentrirte sich die ganze Kraft seiner Unterhaltung auf das, was die Alten Dialektik nannten, d. i. die Kunst der Gesprächführung im Gebiete des reinen Denkens, eine Definition, die er dem Mißbrauche gegenüber, welchen moderne Philosophaster mit dem Worte getrieben, allein aufrecht erhalten hat. Seine Gesprächsweise neigte stark zu dem, was Schleiermacher künstlerisches Denken nennt, d. h. er stellte seine Gedanken während der Mittheilung unwillkürlich unter ästhetische Gesichtspunkte, eine Eigenthümlichkeit, die natürlich nicht das mindeste mit Schönrednerei gemein hat. Um die vollstimmigen Register seines Geistes ins Spiel zu setzen, bedurfte er nicht des Dienstes der Kategorien, noch überhaupt des abstrakten Jargons einer Schule; sondern er sprach frei

beseelt aus der verborgenen Fruchtbarkeit eines harmonischen Ideenbaues heraus, wie die alten Denker dies nicht anders gewußt haben. Er verkannte nicht, daß die Wahrheit, wenn sie vom Munde zum Ohr geht, vor ihrem letzten Kriterium, der Schönheit sich beugen, daß sie gefallen müsse: freilich im höchsten, im ethischen Betrachte . . . Allem, was er sprach, wohnte, abgesehen von der objectiven Gültigkeit des einzelnen, oft einseitigen Urtheils, eine ungemaine Überzeugungskraft inne, deren Reiz nicht selten am meisten gefiel, wenn man am wenigsten nachgab. Er selbst führte, wann er sprach, einen glänzenden Gegenbeweis wider seine Lehre von der Nichtigkeit des individuellen Lebens, indem er ganz Person war und je tiefer er dachte, desto individueller erschien.“ (A. a. O. 330 f.)

Man kann die Gespräche Schopenhauers also mit Recht als eine dritte dokumentarische Quelle unseres Wissens um ihn, neben den Werken und dem Briefwechsel, betrachten. Zwar überliefern sie dieses Wissen nur mittelbar, d. h. mehr oder minder abhängig vom Auffassungs- und Erinnerungsvermögen des Gesprächspartners und manchmal auch getrübt von Einflüssen bewundernder Übertreibung oder kritischer Abwehr; aber dieser Mangel wird dadurch ausgeglichen, daß die Wirkung der Persönlichkeit und ihrer Gedankenwelt auf Menschen verschiedenster Herkunft hier so unmittelbar in Erscheinung tritt wie nirgends sonst. Das ist noch bei den unzuverlässigsten Kategorien von Berichterstattern festzustellen: bei den Dichtern (Jordan, Stoltze), den Franzosen (Alexandre Weill, Challemeil-Lacour, Foucher de Careil) und den Frauen (Jeanne Marie von Gayette, Lucia Franz). Aus diesem Grunde habe ich es nicht als meine Aufgabe betrachtet, über die Richtigstellung von Einzelheiten (in Vorbemerkungen und Fußnoten) hinaus noch einen besonderen Maßstab der Glaubwürdigkeit aufzustellen und danach eine Auswahl dessen zu treffen, was der Veröffentlichung lohnte. Auch in dem, was Schopenhauer fälschlich zugeschrieben wird, kann man die Wirkung seiner Persönlichkeit und seiner Lehre erkennen.

Einer Ansicht allerdings muß begegnet werden: daß diese Gespräche etwa Schopenhauers Beziehungen zu anderen Menschen nach Wert und Dauer getreu widerspiegeln. Vielfach geben sie nur von Gelegenheitsbesuchen Kunde, von flüchtigen Beziehungen, die vielleicht gegenüber einem dritten einmal erwähnt, vielleicht auch noch in einigen Briefen wachgehalten, dann aber für immer vergessen werden. Andererseits hat Schopenhauer manche von seinen besten Freunden und Anhängern nie gesehen (wie Dorguth oder Pfarrer Grimm), andere, und gerade jene, die ihn häufig sehen durften, haben keine Aufzeichnungen über ihre Beziehungen zu ihm hinterlassen; so beispielsweise aus der Dresdener Zeit: F. A. Schulze-Laun, L. S. Ruhl, J. G. von Quandt; aus der Berliner Zeit: Heinrich von Lowtzow, Caroline Medon; aus der Frankfurter Zeit: Emden, Becker, Kilzer. Hier kann der Briefwechsel Schopenhauers und verschiedentlich auch die Korrespondenz seiner ersten

Freunde und Anhänger ergänzend herangezogen werden. Eine weitere Quelle, die Reisetagebücher des jungen Schopenhauer¹, scheidet ihres vorwiegend rezeptiven Charakters wegen aus, obwohl sie manche bemerkenswerten Begegnungen verzeichnet wie den Besuch bei Pestalozzi (31. Mai 1804) oder die Unterredung mit dem österreichischen Polizeikommissär in Braunau (20. Juni 1804). Ebenso wenig konnten die in der „Eristischen Dialektik“ gegebenen Hinweise auf einzelne Unterhaltungen berücksichtigt werden, da sie zu allgemein gehalten sind.

Die Gespräche begleiten verhältnismäßig spärlich die Jugendzeit. Verheißungsvoll hebt sich die Begegnung mit Goethe heraus, dann werden die menschlichen Beziehungen loser und dürrer, besonders nach dem Mißerfolg der Berliner Lehrtätigkeit und dem Fehlschlagen aller Versuche einer anderweitigen Habilitierung. Aus vielen Jahren des Mannesalters ist uns überhaupt kein gesprochenes Wort von Schopenhauer überliefert. In den vierziger Jahren stellen sich endlich die ersten Freunde und Anhänger ein, aber erst im letzten Jahrzehnt häuft sich das Material, entsprechend dem plötzlichen Aufstieg Schopenhauers aus jahrelangem Verkanntsein zu allgemeiner öffentlicher Anerkennung. Wie die Geburtstagsbriefe, so mehren sich mit einem mal die Huldigungsbesuche. Nicht zufällig nehmen die Gespräche Schopenhauers aus diesen letzten zehn Jahren einen größeren Umfang ein als die Gespräche aus seinem ganzen vorangehenden Leben zusammen. Es ist eine Erscheinung, für die uns wieder der Briefwechsel die genaue Parallele bietet.

Die geistesgeschichtliche Spannweite reicht schließlich von Zacharias Werner, Wieland, Goethe, Hegel, Chamisso bis zu Friedrich Hebbel und dem Wagnerkreis; der thematische Umfang vom ganz Persönlichen bis ins ganz Sachliche: in alle Bereiche von Philosophie, Ethik, Kunst, Dichtung, Wissenschaft und Politik. Dabei verlieren sich die Gespräche niemals in schwierige Spekulationen, die Forderung des Augenblicks verleih ihnen Anschaulichkeit, Faßlichkeit und vielfach Volkstümlichkeit. Anekdotisches kommt herein, das tägliche Leben mit seinen Bedürfnissen macht sich geltend, und immer steht der Mensch vertretend und bekräftigend hinter seinem Werk. Allerdings zeigt sich ähnlich wie im Briefwechsel mit zunehmenden Jahren eine gewisse Monotonie, ein Bevorzugen bestimmter Gesprächsthemen: die innere Distanzierung des Meisters von der Außenwelt, die sich allmählich in bestimmte Formen und Formeln gefunden hat, ein Vorgang, den wir mit der zunehmenden Erkältung Goethes gegenüber den Menschen vergleichen können.

Unsere Sammlung gibt die Gespräche in zeitlicher Reihenfolge nach dem jeweils ersten Gespräch mit dem betreffenden Partner. Nur die Ge-

¹ Journal einer Reise von Hamburg nach Carlsbad ..., 1800, im Anhang zu: Wilhelm Gwinner, 1. Aufl., Neudr., 209 ff. — Arthur Schopenhauer, Reisetagebücher aus den Jahren 1803—1804. Herausgegeben von Charlotte v. Gwinner, Leipzig 1923.

sprache mit Wilhelm Gwinner und Lucia Franz machen eine Ausnahme: der Schwerpunkt liegt bei ihnen in der letzten Zeit vor dem Tode Schopenhauers, so daß sie zweckmäßig an den Schluß des Ganzen zu rücken waren. Subjektive Zutaten der Berichterstatter sind im allgemeinen ausgeschaltet (in unserem Text durch Punkte angedeutet); nur gelegentlich findet sich eine Abweichung von dieser Regel, wenn vom unmittelbaren Eindruck der Persönlichkeit Schopenhauers die Rede ist. Im übrigen gibt unser Text immer den genauen Wortlaut des Originals, ohne die Ungenauigkeiten und Willkürlichkeiten, wie sie bei Grisebach leider nur zu häufig sind. Jede aus sachlichen Gründen notwendige Änderung, Auslassung oder Umstellung ist besonders vermerkt. Auch Rechtschreibung und Druckgestaltung der Originaltexte sind beibehalten, einzelne dadurch entstandene Ungleichmäßigkeiten müssen in Kauf genommen werden. Das gilt vor allem für die Hervorhebung oder Nicht-hervorhebung der Eigennamen in den Briefen Schopenhauers, die jeweils in der Vorlage (Original oder, wenn dieses nicht mehr vorhanden, erster Druck) begründet ist. Die Eingriffe des Herausgebers in die Texte beschränken sich auf Berichtigung einzelner Druckversehen und auf die Einfügung knapper erläuternder Zusätze (in eckigen Klammern). Fremdsprachliche Texte sind in Übersetzung wiedergegeben.

Umfangreichere Erläuterungen sind in die Vor- und Schlußbemerkungen und in die Fußnoten verwiesen. Sie sollen nicht Altbekanntes wiederholen, sondern nach Möglichkeit neues Material erschließen. Aus diesem Grunde ist auch auf den Nachweis der zahlreichen Parallelen, die ohne Schwierigkeit in G. F. Wagners „Enzyklopädischem Register zu Schopenhauers Werken“ (Karlsruhe 1909) aufzufinden sind, Verzicht geleistet. Wie weit die Arbeit an dieser Sammlung im übrigen der Feststellung oder Berichtigung sogenannter Geringfügigkeiten zugute gekommen ist, wird der Sachkenner ohne weiteres ersehen.

Ein Anhang stellt die in den Werken und dem Briefwechsel Schopenhauers und an anderer Stelle bezeugten Gespräche zusammen, über die nichts Genaueres zu ermitteln war.

Die Zitate aus Werken und Briefwechsel sind im allgemeinen nach der Deussenschen historisch-kritischen Ausgabe (abgekürzt: D mit folgender römischer Bandzahl) gegeben. (Über eine Ausnahme vgl. Gespräche mit Frauenstädt S. 75 f.) Bei einzelnen im Anhang aufgeführten Gesprächen mußte auf die nicht über die beiden ersten Bände hinaus gediehene Ausgabe von Otto Weiß (Leipzig 1919) zurückgegriffen werden, weil sie die einzige ist, die alle handschriftlichen Zusätze Schopenhauers in den Handexemplaren der 1. und 2. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ enthält.

Andere häufiger gebrauchte Abkürzungen:

Arthur Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Grisebach = Gr. N. mit folgender römischer Bandzahl;

Jahrbücher der Schopenhauer-Gesellschaft = Jahrb. mit voranstehender römischer Band- und folgender Jahreszahl:

Allgemeine deutsche Biographie = A. D. B.

Schopenhauer-Briefe, herausgegeben von Ludwig Schemann, Leipzig 1893 = Schemann.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn. Ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von Julius Frauenstädt, Berlin 1863 = Lindner/Frauenstädt.

Wilhelm Gwinner, Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt, Leipzig 1862 = Gwinner, 1. Aufl. (In Klammern sind die Seitenzahlen des von Charlotte v. Gwinner 1922 herausgegebenen Neudrucks beigefügt.)

Wilhelm v. Gwinner, Schopenhauer's Leben, 2. Auflage, Leipzig 1878 = Gwinner, 2. Aufl.

Wilhelm v. Gwinner, Schopenhauers Leben, 3. Auflage, Leipzig 1910 = Gwinner, 3. Aufl.

Eduard Grisebach, Schopenhauer. Geschichte seines Lebens, Berlin 1897 = Grisebach.

Für wertvolle Mitteilungen und Auskünfte danke ich auch an dieser Stelle Fräulein Jeanne Ancelet-Hustache (Paris), Fräulein Elisabeth Becker (Wiesbaden), Fräulein Minnita Bahnsen (Hamburg), den Herren Professor Paul Nikolaus Cossmann (München), Dr. Carl Gebhardt (Frankfurt a. M.), Rechtsanwalt Dr. Robert Gruber (Wien), Bibliothekar Dr. Hermann Haßbargen (Danzig), Direktor Hans Heinrich Hauck (Frankfurt a. M.), Hugo Lerch (Hamburg), Professor Edmund O. v. Lippmann (Halle a. S.), Freiherr Alfred Mensi v. Klarbach (München), Dr. Franz Mockrauer (Dresden), Rechnungsrat Eugen Müller (Münster [Westf.]), Verleger Reinhard Piper (München), Bibliotheksrat Prof. Arthur Richel (Frankfurt a. M.), Dr. Rudolf Schade (Berlin), Rechtsanwalt Rudolf Suchsland (Halle a. S.), Rechtsanwalt Dr. Hans Taub (München), Professor Theo Volbehr † (München), Geheimrat Welcker (Darmstadt) und Professor Moritz Werner (Frankfurt a. M.); vor allem aber den Herren Oberinspektor Jahn (Frankfurt a. M.), Professor Ludwig Schemann (Freiburg i. Br.) und Landgerichtspräsident Dr. Hans Zint (Breslau), sowie Frau Professor Martha Haushofer (München), deren warmer Anteilnahme an meiner Arbeit ich wichtiges Material verdanke.

ARTHUR HÜBSCHER.

Mit Johannes Falk

September 1808.

[Im September 1808 treffen wir Schopenhauer] in Gesellschaft Johann Daniel Falks beim Fürstencongresse in Erfurt, wo er . . . sich über die Hofdamen skandalisirt, die den Völkerunterdrücker vor der Komödie für ein Scheusal, nach derselben für den liebenswürdigsten Mann der Welt erklärten.

Quelle: Gwinner, 1. Aufl., 29 f. (43); 3. Aufl., 54.

Ein anderes Gespräch mit Johannes Falk (1768—1826), dem merkwürdigen Vorkämpfer der Inneren Mission und Verfasser der (aus dem Nachlaß veröffentlichten) Schrift „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt“ (1832) ist im Gespräch mit Hebler, S. 200, erwähnt. Über Falk vgl. auch Schemann, 413.

Mit Zacharias Werner

Winter 1808/09.

[Werner] war ein Freund meiner Jugend u. hat gewiß Einfluß u. zwar günstigen, auf mich gehabt. Im frühen Jünglingsalter schwärmte ich für seine Werke, u. als ich, im 20sten Jahre, seinen Umgang vollauf genießen konnte, im Hause meiner Mutter in Weimar, fand ich mich hochbeglückt. Er war mir gewogen u. sprach oft mit mir, sogar ernsthaft u. philosophisch.

Schopenhauer an Becker, 3. November 1853.

In Werners „Tagebüchern“, herausgegeben von Schütz, Grimma 1841, finden sich einige Erwähnungen Schopenhauers. Werner notiert in Rudolstadt 1809:

„6. Juni. Kurze Begrüßung der eben angekommenen Schopenhauer und der Dame Stieglitz¹ aus Leipzig.

7. Juni. Spaziergang auf dem Anger und Dammwege mit der Schopenhauer, ihrem Sohne und der Stieglitz.

8. Juni. Ansprechen im «Ritter». Die Schopenhauer und Sohn, Madame Stieglitz und Mann . . . Abendessen mit den Weibern im «Ritter».

9. Juni. Gang in den «Ritter». Spaziergang und vertraulich Gespräch auf dem Anger mit der guten Schopenhauer. Gang mit ihr in Werrlichs Gärtchen . . . Abschied von der Schopenhauer.“

¹ Amalie Luise Stieglitz, geb. Reinhardt, Gattin des Juristen Christian Ludwig Stieglitz.

Mit Johanna Schopenhauer

Winter 1808/09 — November 1813 — Winter 1813/14 —
Frühjahr 1814.

„Dieses Weib“ [Caroline Jagemann], gestand er einst seiner Mutter, in deren Kreis der gefeierte Liebling Karl Augusts nicht fehlen durfte, „würde ich heimführen und wenn ich sie Steine klopfend an der Landstraße fände.“

Quelle: Gwinner, 1. Aufl., 44 (60); 3. Aufl., 105.²

Als ihr die Vierfache Wurzel überreicht wurde, fragte sie, das sei wohl etwas für Apotheker! Er entgegnete ihr damals: man werde sie noch lesen, wann von ihren Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken werde, und sie gab ihm schlagfertig den Spott mit den Worten zurück: „Von den deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein.“

Quelle: Gwinner, 2. Aufl., 117; 3. Aufl., 85 f.³

Die endgültige Auseinandersetzung erfolgte, als Johannes Liebhaber, Friedrich Müller von Gerstenbergk, im Frühjahr 1814 in die Hinterstuben der Schopenhauerschen Wohnung zog:

Von jenen unangenehmen Vorfällen zwischen dir und Müllern haben wir so viel gesprochen, daß es endlich genug sein könnte. Ich war damals mit dir nicht zufrieden, mit ihm aber auch nicht, ich sagte es ihm wie dir, er erkannte sein Unrecht, in meiner Gegenwart sich so vergessen zu haben . . . Du scheinst mir zu absprechend, zu verachtend gegen die, die nicht sind, wie du, zu aburtheilend ohne Noth und predigst mir zuweilen zu viel. Deswegen wünsche ich nicht, daß du ein tüchtiger Husar wärst, wenn auch deine Weise zu sehen und dein Eifer, Andern diese Ansicht aufdrängen zu wollen, mir nicht gefällt . . . Besonders aber verdrießt es mich, wenn du auf die schimpfst, die, ergriffen von der großen Zeit, in der wir leben, das Schwert zur Hand

² Frauenstädts Kritik an dieser Mitteilung Gwinners s. S. 120.

³ Vgl. auch Gespräche mit Ruhl (S. 29), mit Frauenstädt (S. 124) und mit Hornstein (S. 217).

nehmen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte . . . Wollte ich dir meinen Freund opfern, weil Ihr Euch nicht miteinander verträgt, so thäte ich Unrecht an ihm und mir. Du hast mir oft bei andern Gelegenheiten mit Recht gesagt: wir beide sind zwei — und so muß es auch sein.

Johanna Schopenhauer an Arthur, April 1814, D XIV, 167.

In diesem Brief lehnt Johanna es ab, ihren Hausfreund zu entfernen. Als Schopenhauer weiter darauf bestand, schrieb sie ihm, noch in der ersten Maihälfte 1814, den endgültigen Scheidebrief.

Über Schopenhauers Verhältnis zu seiner Mutter vgl. auch Gespräche mit Michael Reuß (S. 52), Frauenstädt (S. 124), v. Doß (S. 140), Hornstein (S. 216 f.), B. Miller (S. 341), Elisabeth Ney (S. 346).

Mit Christoph Martin Wieland

April 1811.

Schopenhauer besuchte als Göttinger Student den 78jährigen Wieland im Jahre 1811 während eines Ferienaufenthaltes in Weimar. Wieland hatte, wahrscheinlich auf Anregung der Mutter Schopenhauer's, ihn zu sich bestellt, um über den Zweck seiner Studien mit ihm zu reden. Er rieth ihm ab, lediglich Philosophie zu studiren, was doch kein solides Fach wäre. „Das Leben“, antwortete ihm Schopenhauer, „ist eine mißliche Sache: ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken“. Im Verlauf der Unterredung sagte Wieland mit Wärme: „Ja, es scheint mir jetzt selbst, Sie haben das Rechte gewählt, junger Mann; ich verstehe jetzt Ihre Natur, bleiben Sie bei der Philosophie.“ Zuletzt sagte er: „Sie werden jetzt wieder nach Göttingen gehn und dann nach Berlin, um dort zwei Jahre zu studiren. Sie thun recht daran. Ob ich wol noch leben werde, wenn Sie in zwei Jahren wieder hier sind?“ Darauf Schopenhauer: „Warum sollten Sie nicht die zwei Jahre noch leben, Herr Hofrath, Sie sehn ja ganz wohl aus.“ Wieland: „Es ist wahr, man trocknet im Alter so zusammen, und in diesem steifen Zustande lebt man oft noch mehrere Jahre hin.“ — Kurze Zeit nach diesem Besuche Schopenhauer's bei Wieland war große Cour beim Herzog. Wieland

und Johanna Schopenhauer waren dabei zugegen, letztere durch besondere Vergünstigung; denn als Bürgerliche hatte sie nur ausnahmsweise Zutritt bei Hofe. Goethe war an diesem Abend mißgelaunt, er machte „Müffchen“, d. h. schob die Hände vorn kreuzweise unter seine Rockärmel. Vielleicht zog er eine ärgerliche Parallele zwischen Madame Schopenhauer und seiner Frau, die, als seine ehemalige Haushälterin, nie bei Hofe erscheinen durfte. In dem Augenblicke, da er einige conventionelle Worte mit Madame Schopenhauer wechselte, trat Wieland plötzlich auf diese zu und sagte mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht, Madame Schopenhauer! Wissen Sie auch mit wem? mit Ihrem Sohn! ah, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen, aus dem wird noch einmal etwas Großes werden.“ Madame Schopenhauer theilte diesen Vorgang ihrem Sohne brieflich nach Göttingen mit. Als dieser [im November] 1813 wieder nach Weimar kam, war Wieland kurz zuvor heimgegangen.

Quelle: Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlaß von Karl Bähr herausgegeben von L. Schemann, Leipzig 1894, 37 f.

Mit der „großen Cour“ könnte nach H. H. Houben, Johanna Schopenhauer. Damals in Weimar, 2. Aufl., Berlin 1929, 190 auch ein Abend bei Johanna Schopenhauer am 27. April gemeint sein, an dem Goethe und Wieland zum Tee erschienen.

Auch Wieland war Hausfreund bei Johanna Schopenhauer, und als solchen hatte man ihn bei der Berufswahl des jungen Arthur zu Rate gezogen. Dieser hatte sich für die Philosophie entschieden. Wieland suchte ihm davon abzuraten. Er hatte nämlich in seinem damals hohen Alter eine sehr geringschätzige Meinung von seinen eigenen Leistungen. So wandte er sich eines Tages, als der Schuhmacher eben ein Paar Stiefeln in sein Haus gebracht hatte, zu seinem gerade anwesenden jungen Freunde Schopenhauer mit den Worten: „Nun, sagen Sie, lieber Arthur, nützt dieser Mensch der Welt nicht weit mehr, als ich ihr je mit

allen meinen Schriften genützt habe? Überlegen Sie sich das, und stehen Sie ab von Ihrem Vorhaben, ein so unpraktisches Studium, wie die Philosophie, zu ergreifen.“ Doch Schopenhauer bedeutete ihm, daß er seine Verdienste gänzlich unterschätze, daß ja seine Schriften Tausenden von Menschen Trost und Erquickung unter den Leiden und Mühseligkeiten des Lebens gebracht hätten, und daß er ihnen dadurch frischen Mut eingeflößt, dieselben zu ertragen. Wieland ward durch diese Antwort aufgerichtet, ließ sich drei Tage Bedenkzeit, und nach Verlauf derselben erklärte er sich mit Arthur's Entschluß einverstanden.

Quelle: Dr. David Asher, Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer, in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, 1854, III 2. 29 f.

Mit Carl Iken

Winter 1811/12.

Ich erinnere mich, daß Sie in Berlin in e Collegium bei Lichtenstein die Classen der Thiere nach Rücken-Nerven u Rückenwirbeln (vielleicht wie Kielmeier) sehr lobten u sie mir in e franz. Buch von *Cuvier*, *Lamark* oder *Dumeril* zeigten, wo noch e kleine Tabelle stand. Sie sagten noch: 6000 Jahr muß d Welt stehn, ehe e Mensch so etwas entdeckt!!

C. Iken an Schopenhauer 1816, D XIV, 214.

Ein Gespräch mit Iken über den Schelmuffsky vgl. S. 109 f. Am 17. September 1812 finden wir Schopenhauer in Gesellschaft Iken's und dreier anderer Berliner Kommilitonen in der Dresdener Kunstammer (die Eintragung im Fremdenbuch veröffentlicht von Franz Mockrauer, X. Jahrb. 1921, 97). Die Beziehung der beiden Männer hat bis ins hohe Mannesalter fortbestanden; vgl. das Blatt, das Iken bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Frankfurt am 8. April 1835 Schopenhauer übergeben hat (D XIV, 459).

Über Carl Jakob Ludwig Iken (1789—1849) vgl. Franz Mockrauer im X. Jahrb. 1921, 87 ff. Iken ist durch die mit Kosegarten herausgegebene Übersetzung von Nechschebbis Novellenbuch „Toutinahme“ und durch Herausgabe neugriechischer Volkslieder bekannt geworden.

Mit zwei Kranken der Berliner Charité

Winter 1812/13.

Zu jener Zeit besuchte er wiederholt die Charité, wo besonders zwei in der sogenannten melancholischen Station detinirte Unglückliche sein Interesse erregten. Sie waren sich ihrer Geistesstörung vollkommen bewußt, ohne darüber Herr werden zu können, und theilten Schopenhauer, in Erwidrerung des von ihm werkthätig bezeugten tiefen Mitleids, Gefühle und Gedanken mit, welche die besondere Theilnahme des „Buddhisten“ an ihrem Schicksal erklären. So der Eine ein Gedicht, in dem sich die Vorstellungen des Mitleidigen und des Bemitleideten echt indisch, vermengen, mit der Überschrift:

Dem Edlen, welcher hold erscheint,
Auch dem, der in der Zelle weint,
Der leidende Menschenfreund.

Der Andere, dem er auf sein Verlangen eine Bibel geschenkt hatte⁴, theilte ihm, um ihn von dem „unerschöpflichen Inhalt der Heiligen Schrift“ zu überzeugen, einige Aufsätze mit, die für ihn gedenkliche Stellen enthielten.

Quelle: Gwinner, 2. Aufl., 105; 3. Aufl., 79.

Mit Goethe

6. November 1813 bis 15. Mai 1814 — 19. und 20. August 1819.

Er erzählte mir darauf, daß Goethe häufig das Haus seiner Mutter, die, als sie in Weimar lebte, die ganze damalige Elite der Gesellschaft um sich versammelte, zu besuchen pflegte, doch hatte er anfangs keine besondere Neigung zu dem freilich um 37 Jahre jüngern Arthur kundgegeben. Auch dieser seinerseits war sehr zurückhaltend und fast menschen-scheu und hatte bereits einen entschiedenen Hang zur Schwermuth, weshalb wol auch Goethe im

⁴ Die Bibel, mit Schopenhauers Widmung vom 2. Februar 1813, ist in Amerika aufgefunden worden und heute im Besitz des Schopenhauer-Archivs. Der Kranke hieß nach späterer Mitteilung Gwinners Haefner.



Jahre 1819 ihn als einen „meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden jungen Mann“ schildert. So kam es denn, daß Schopenhauer sich häufig in die Einsamkeit seines Studierzimmers zurückzog, während Goethe im Saale seiner Mutter die Bewunderung der anwesenden Gäste durch geistreiche Unterhaltung auf sich zog. Eines Tages jedoch, nachdem Schopenhauer kurz vorher promoviert und Goethe, dem Hausfreunde, seine Dissertation über „die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ zugeschickt hatte, erhob sich dieser plötzlich beim Eintreten des jungen Doktors der Philosophie und, schweigend durch einen Haufen Umstehender sich Bahn brechend, ging er auf Arthur zu, und ihm die Hand drückend, äußerte er sich in Lobeserhebungen über jene Abhandlung, die er für ganz bedeutend ansah, und die ihm mit einem male eine Zuneigung zu dem jungen Gelehrten einflößte.⁵

„Ja, ja“, soll er sich geäußert haben, der Ansicht Schopenhauer's über Mathematik beipflichtend, „bei so einem Euklidischen Satze, da wird Einem eine Nase gedreht, man glaubt man hat etwas, und hinterdrein ist es nichts.“

Trotz des großen Abstandes im Alter foderte Goethe Schopenhauer auf, mit ihm zusammen Experimente über die Farbenlehre, des großen Dichters damaliges Lieblingsstudium anzustellen⁶, und von jenem Augenblicke an entspann sich ein vertrauliches Verhältniß zwischen diesen beiden Männern, worauf sie sechs Monate lang nähern Umgang mit einander pflogen. Goethe mochte bald entdeckt haben, daß er es hier mit einem weit mehr als gewöhnlichen Denker zu thun hatte; er wollte daher nicht nur ungestört seine Gesellschaft genießen, sondern wünschte auch stets in der dazu gehörigen ernstern Stimmung von Schopenhauer

⁵ In seinem Brief an Frauenstädt vom 10. Juni 1852 teilt Schopenhauer mit, daß insbesondere das 6. Kapitel, das den „Satz vom Grunde des Seins“, die Entwicklung der Geometrie aus der Anschauung, behandelt, Goethes Aufmerksamkeit erregt hatte.

⁶ Daraus macht Grisebach, Schopenhauers Gespräche, 2. Aufl., Berlin 1902, 66, willkürlich: „Das Gespräch schloß damit, daß Goethe ihn auf den folgenden Morgen zu sich einlud, um ihm Experimente der Farbenlehre vorzuzeigen.“

angetroffen zu werden, denn mit Andern, meinte Goethe, unterhalte er sich, mit ihm, dem jungen *Dr. Arthur*, philosophire er. Zu dem Behufe schlug er vor, daß Schopenhauer nicht zu jeder beliebigen Zeit, sondern nur auf specielle Einladung ihn besuche, und eine solche erfolgte auch regelmäßig einmal jede Woche während der Dauer ihres Beisammenseins in Weimar.

Quelle: David Asher, Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer, in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, 1854, III 2, 29.

Bis dahin . . . war ich ihm bloß von Ansehen bekannt und pflegte er mich nicht anzureden; nachdem er aber in meiner Abhandlung geblättert hatte, kam er aus eigenem Antriebe mir entgegen und fragte ob ich seine Farbenlehre studiren wolle, indem er versprach, mir mit allen dazu dienenden Hilfsmitteln und Erläuterungen Beistand zu leisten, so daß dieser Gegenstand den Winter über unseren öfteren Unterhaltungen, möge ich nun seinen Sätzen Zustimmung geben oder opponiren, Stoff bieten könne. Wenige Tage darauf schickte er mir seinen eigenen Apparat und die zur Herstellung der Farbenerscheinungen nöthigen Instrumente, und später zeigte er mir selbst die schwierigeren Experimente, hocheifrig daß mein von keinerlei vorgefaßten Meinungen geblendeter Sinn die Wahrheit seiner Lehre anerkannte . . . Als der große Mann sodann den ganzen Winter hindurch mich häufiger kommen ließ, blieb die Unterhaltung keineswegs auf Fragen, welche die Farbenlehre betrafen, beschränkt, sondern unsere Gespräche wurden auf alle möglichen philosophischen Gegenstände gelenkt und spannen sich viele Stunden lang fort.

Quelle: Schopenhauer, *Curriculum vitae* von 1819.⁷

Aus einem Vergleich der Tagebuchnotizen Goethes⁸ und Riemers⁹ mit den sonstigen einschlägigen Angaben, vor allem im Briefwechsel

⁷ Nach der Übersetzung von Gwinner, 3. Aufl., 164 f. (Lateinischer Text D XIV, 292 f.)

⁸ Goethes Tagebücher, Weimarer Ausgabe, 5. Bd.

⁹ Friedrich Wilhelm Riemers Tagebücher 1811—1816, herausge-

Goethes und Schopenhauers, lassen sich heute die Daten des ersten Besuchs und der wichtigsten folgenden Zusammenkünfte erschließen. Ich gebe zuerst eine vergleichende Übersicht:

Goethes Tagebücher.	Riemers Tagebücher. 1813:	Ergänzende Angaben.
4. November: Schopenhauer Zureichender Grund... Riemer über Schopenhauer	4. November Gegen Abend ließ mich Goethe rufen.. Schopenhauers Abhandlung über die vierfache Wurzel des zureichenden Grundes	4. Nov. Sch. schreibt noch von Rudolstadt aus an Frommann: „Nächste Woche gedenke ich meinen Aufenthalt wieder in Weimar zu nehmen.“
7. [vorm.] Schopenhauer...	10. November. Nur von der Korrektur gesprochen. Dann etwas über Schopenhauers Buch. Ersuchen doch einen Abend bei ihm zuzubringen.	
14. [vorm.] Schopenhauer...		24. Nov. Goethe an Knebel: Der junge Schopenhauer hat sich mir als ein merkwürdiger und interessanter Mann dargestellt... ¹⁰
29. Abends Dr. Schopenhauer		4. Dez. Sch. entleiht Newtons Optik, vgl. XII. Jahrb. 1923—25, 106
15. Dezember: Schp. Wolf und Rochliz		17. Dez. Zusammenkunft bei Johanna Schopenhauer. Einladung für den folgenden Abend, an dem Sch. „die [für den 18. angesetzten] ‘Räuber’ doch nicht werde sehen wollen“. (Gwinner, 1. Aufl., 41)
18. [abends] Dr. Schopenhauer		

geben von Arthur Pollmer, Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, 3. Bd. 1923, 24 ff.

¹⁰ Am selben Tage äußert sich auch Schopenhauer in einem Briefe an F. A. Wolf: „Ihr Freund, unser großer Göthe, befindet sich wohl, ist heiter, gesellig, günstig, freundlich: gepriesen sey sein Name in alle Ewigkeit!“ (D XIV, 159.)

1814:

8. Jan. Goethe läßt Sch. brieflich zu einer Morgensitzung (D XIV, 90)
9. Jan. Goethes „Grab-schrift“¹¹
13. Januar [abends] Wolf. Riemer, Schopenhauer. Kalckarten. Des jungen Mencke Cosacken. Blieben zu Tische.
13. Januar. Gegen Abend zu Goethe, wo nur Wolff. Poussins Landschaften. Hernach Dr. Schopenhauer. Suchte Goethe Mineralien, Kalkspate u. dergl. hervor, womit wir uns lange unterhielten.
26. [nachm.] Dr. Schopenhauer
22. Februar. [vorm.] Schopenhauer England.
2. März. Abend Schopenhauer
3. April. Mittag Prof. Sturm, Doctor Schopenhauer. Prof. Riemer, Wolf Zeichnungen betrachtet.
3. April. Bei Goethe, wo Dr. Schopenhauer
14. Jan. Goethes Reimsprüche „Lähmung“¹¹
8. Mai. Goethes Abschiedsverse in Sch's. Stammbuch
15. Mai. [Berka, nachm.] Dr. Schopenhauer.

Einzelne Angaben in dieser Liste stehen in Widerspruch zu den neueren Veröffentlichungen über die Begegnung Goethes und Schopenhauers und bedürfen daher näherer Begründung.

Die Behauptung, daß Goethe bei der ersten Begegnung Schopenhauer auf den folgenden Tag zu sich eingeladen habe, übernimmt Grisebach, Schopenhauer, 77 f. von Gwinner, 1. Aufl., 41 (2. Aufl., 141). Auf Grund der ersten Erwähnung Schopenhauers in Goethes Tagebuch am 7. November schließt er des weiteren auf den 6. und 7. November als die Tage der ersten Begegnung und des ersten Besuchs. Er hat dabei allerdings übersehen, daß Gwinner fälschlich den Abend des 17. Dezember, der mit einer Einladung für den folgenden Tag schloß, zu dem des ersten Zusammentreffens macht. Trotzdem werden wir es beim 6. und 7. November belassen dürfen, da Schopenhauer am 4. November noch

¹¹ Vgl. die kritische Untersuchung der Erlebnisgrundlagen dieser Gedichte bei Wilhelm Hertz, „Goethes Epigramme «Grab-schrift» und «Lähmung»“, 8. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1921, 61 ff.; ferner Wilhelm Hertz, „Natur und Geist in Goethes Faust“, Frankfurt a. M. 1931, 98 ff.

in Rudolstadt war, und der 5. als vermutlicher Reisetag für die erste Begegnung ausscheidet. Die Versuche H. H. Houbens¹², die erste Begegnung auf einen späteren Termin, etwa den 28. November, zu verschieben, beruhen auf falscher Deutung der Tagebuchnotiz Riemers vom 10. November: „Ersuchen doch einen Abend bei ihm zuzubringen“ (vgl. Anhang, S. 399). Houben versteht diese Worte dahin, daß Riemer Schopenhauer einladen soll, Goethe einmal zu besuchen. Gegen diese Ansicht spricht die Überlegung, daß Goethe zum Überbringer der Einladung kaum einen Mann ausersehen hätte, der Schopenhauer noch gar nicht kannte; weiterhin steht sie mit den Eintragungen vom 7. und 14. November¹³ in Goethes Tagebuch in Widerspruch, die Houben allerdings nicht auf Arthur Schopenhauer, sondern auf seine Mutter beziehen will, und schließlich und vor allem mit Goethes Brief an Knebel vom 24. November, der schon eine eingehendere persönliche Bekanntschaft des Dichters und des Philosophen voraussetzt. Die richtige Deutung der Eintragung Riemers ist zweifellos diese: Goethe wünscht, daß Riemer einen Abend bei Schopenhauer zubringe, um sich auch seinerseits aus persönlicher Bekanntschaft ein Bild von dem Mann zu machen, über dessen Werk Goethe ausführlich mit ihm gesprochen hatte.

Einige Schwierigkeiten macht schließlich die richtige Einordnung des undatierten Briefes, in dem Schopenhauer bei Goethe anfragt, ob er am Abend aufwarten dürfe. Die Datierung auf den 26. Januar, die Wilhelm Hertz¹⁴ neuerdings vorschlägt, weil Schopenhauer an dem andern in Frage kommenden Tage, dem 13. Januar, kaum den kurz zuvor erfolgten Besuch vom 8. als „jenen lehrreichen Morgen“ bezeichnet hätte, ist unrichtig. Wir können die zuerst von Grisebach, 79, vorgeschlagene Datierung auf den 13. sicherstellen: Schopenhauer hat seinem Brief „die radirten Blätter des vierzehnjährigen Sohnes des Mahlers Menken in Bremen“ beigelegt, und über diese Radierungen wurde dann nach Goethes Tagebuchnotiz: „Des jungen Mencke Cosacken“ am Abend des 13. Januar gesprochen.

Eine chronologisch sichere Verteilung der nun folgenden Gespräche auf die einzelnen Besuchstage ist leider unmöglich.

Göthe erzählte mir neulich er habe am Hofe der Herzogin Amalie, viele seiner damals soeben geschriebenen Stücke von den Hofleuten aufführen lassen, ohne daß irgend

¹² H. H. Houben, Johanna Schopenhauer. Damals in Weimar, 2. Aufl., Berlin 1929, 204 f.

¹³ Der von Grisebach, Schopenhauer, 78, hinzugefügte 10. November ist zu streichen; Goethe nennt ausdrücklich hier die „Hofr. Schopenhauer“. Dagegen ist vielleicht ein Besuch am 15. Dezember hinzu-zurechnen, wenn man nämlich die Abkürzung Schp. als Schopenhauer deuten darf.

¹⁴ Zuerst im 8. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1921, 65.

einer mehr als seine eigne Rolle gekannt hätte und das Stück in seinem Zusammenhang allen unbekannt und daher bei der Aufführung auch den Spielenden neu war. —

Ist unser Leben etwas Andres als eine solche Komödie? Der Philosoph ist Einer der willig den Statisten macht um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können.

Quelle: Arthur Schopenhauers handschr. Nachlaß, D XI, 71.¹⁵

Bloß in zwei Punkten nöthigt meine These mich von Göthen abzuweichen, nämlich im Betreff der wahren Polarität der Farben, . . . und hinsichtlich der Herstellung des Weißen aus Farben, welche letztere Göthe mir nie verziehen, jedoch auch nie, weder mündlich noch brieflich, nur irgend ein Argument dagegen vorgebracht hat.¹⁶

Quelle: Über das Sehn und die Farben, 2. Aufl. 1854, D VI, 203.

Der zweite Widerspruch¹⁷ ist, daß nur der physiologische Gegensatz, nicht der physische, ein polarer sei. Ich erinnere mich dieses Ew. Excellenz schon in Weimar mündlich vorgetragen zu haben, worauf Sie sehr liberal antworteten: „Schreiben Sie doch einmal ein Werk in zwei dicken Bänden, ohne daß irgend etwas zu berichtigen wäre.“ . . .¹⁸

¹⁵ Geschrieben Weimar, Dezember 1813.

¹⁶ Wilhelm Hertz, Natur und Geist in Goethes Faust, 99, will die Auseinandersetzung über diesen Punkt auf den 8. Januar 1814 verlegen. Den Niederschlag dieses Gespräches bilde die am nächsten Tag verfaßte „Grabschrift“ mit der Zeile: „Als Jüngling anmaßlich und stutzig.“

¹⁷ der Farbenlehre Schopenhauers gegen die Goethes.

¹⁸ Wilhelm Hertz, Natur und Geist . . ., 100, bezieht dieses Gespräch auf die Zusammenkunft vom 13. Januar 1814. Es bilde die Grundlage für die am 14. Januar verfaßten Reimsprüche: „Lähmung“:

„Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber hadern.“

„Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.“

Vgl. dazu auch Schopenhauers Bemerkungen in der 2. Aufl. der Schrift „Über das Sehn und die Farben“, 1854, D VI, 129.

Was aber diese [meine] Theorie beitragen kann Ihrer Farbenlehre Gültigkeit und Anerkennung zu verschaffen, das möchte nicht wenig seyn, Ew. Excellenz selbst gaben mir einmal die Lehre, man müsse stets positiv verfahren, stets aufbauen und nicht sich mit dem Niederreißen des Fremden zu lange aufhalten: worauf ich die Worte Ihres Lieblings Spinoza anführte: *est enim verum index sui et falsi: — lux se ipsa et tenebras illustrat.*

Schopenhauer an Goethe, 11. Nov. 1815, D XIV, 195, 196 f.

„Aber dieser Goethe“, sagte mir einst Schopenhauer, als er von diesem Unterricht in der Farbenlehre sprach, „war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinne wollte, daß die Objekte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt werden. Was, sagte er mir einst, mit seinen Jupitersaugen mich anblickend, das Licht sollte nur da seyn, insofern Sie es sehen? Nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe.“

Quelle: Lindner/Frauenstädt, 221 f.

Ich sagte einmal zu Göthen, indem ich über die Täuschungen und die Nichtigkeit des Lebens klagte: „Der gegenwärtige Freund ist ja der abwesende nicht mehr.“ Darauf antwortete er: „Ja, weil der Abwesende Sie selbst sind, und er nur in Ihrem Kopfe geschaffen ist; statt daß der gegenwärtige seine eigne Individualität hat, und sich nach seinen eignen Gesetzen bewegt, die mit dem; was Sie sich eben denken nicht allemal übereinstimmen können.“

Quelle: Arthur Schopenhauers handschr. Nachlaß, D XI, 91.¹⁹

Einen auserlesenen Beleg hiezu²⁰ giebt Göthe's unvergleichlich schönes Märchen von der grünen Schlange usw. Jeder Leser fühlt sich fast nothgedrungen, eine allegorische

¹⁹ Geschrieben Weimar 1814.

²⁰ Daß man treffende Allegorien selbst in Darstellungen findet, bei denen sie nicht beabsichtigt waren.

Deutung dazu zu suchen; daher dieses auch gleich nach dem Erscheinen desselben, von Vielen, mit großem Ernst und Eifer und auf die verschiedenste Weise ausgeführt wurde, zur großen Belustigung des Dichters, der keine Allegorie dabei im Sinne gehabt hatte. Man findet den Bericht hierüber in den „Studien zu Göthe's Werken“, 1849, von Düntzer: mir war es überdies durch persönliche, von Göthen ausgehende Mittheilungen, schon längst bekannt.

Quelle: Parerga und Paralipomena II, D V, 445.

Ich weiß von Ihnen selbst, daß Ihnen das literarische Treiben stets Nebensache, das wirkliche Leben Hauptsache gewesen ist.

Schopenhauer an Goethe, 3. Sept. 1815, D XIV, 186.

[Über Plagiate: „Ew. Excellenz . . .“] haben mir eigne Erfahrungen dieser Art im Vertrauen mitgetheilt, z. E. von Oken.²¹

Schopenhauer an Goethe, 11. Nov. 1815, D XIV, 200.

Goethe sagte mir ein Mal, daß wenn er eine Seite im Kant lese, ihm zu Muthe würde, als träte er in ein helles Zimmer.

Quelle: Die Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 159.

Von bemerkenswerthen Äußerungen Goethe's zu Schopenhauer führe ich noch an, daß Goethe einst zu ihm gesagt, so oft er ein paar Seiten im Jean Paul lese, überkomme ihn ein Ekel, und er müsse das Buch weglegen. Schopenhauer erzählte mir dieses, als wir einst überhaupt von dem „ekelhaften“ Stil mancher Schriftsteller sprachen.

Quelle: Lindner/Frauenstädt, 224 f.

[Einst citirte mir Schopenhauer] das Urtheil Goethe's über den Don Juan mit großem Wohlgefallen, wonach es im

²¹ Die Veröffentlichung der Wirbeltheorie des Schädels durch Oken, vgl. Annalen 1807, Abs. 635.

Don Juan nur auf der Oberfläche lustig zugehe, in der Tiefe aber der Ernst walte, und die Musik eben diesen doppelten Charakter vortrefflich ausdrücke.

Quelle: Lindner/Frauenstädt, 243.

Die beständige Noth, welche das Herz (Willen) des Menschen bald schwer beängstigt, bald heftig bewegt und ihn fortwährend im Zustande des Fürchtens und Hoffens erhält, während die Dinge, von denen er hofft und fürchtet, nicht in seiner Gewalt stehn, ja, der Zusammenhang der Kausalketten, an denen solche herbeigeführt werden, nur eine kurze Spanne weit von seiner Erkenntniß erreicht werden kann; — diese Noth, dies stete Fürchten und Hoffen, bringt ihn dahin, daß er die Hypostase persönlicher Wesen macht, von denen Alles abhänge. Von solchen nun läßt sich voraussetzen, daß sie, gleich andern Personen, für Bitte und Schmeichelei, Dienst und Gabe, empfänglich, also traktabler seyn werden, als die starre Nothwendigkeit, die unerbittlichen, gefühllosen Naturkräfte und die dunkeln Mächte des Weltlaufs. Sind nun Anfangs, wie es natürlich ist, [*H*²²: und die Alten es sehr zweckmäßig durchgeführt hatten,] dieser Götter, nach Verschiedenheit der Angelegenheiten, mehrere; so werden sie später, durch das Bedürfniß, Konsequenz, Ordnung und Einheit in die Erkenntniß zu bringen, Einem unterworfen, oder gar auf Einen reducirt werden, — der nun freilich, wie mir Göthe ein Mal bemerkt hat, sehr undramatisch ist; weil mit Einer Person sich nichts anfangen läßt.

Quelle: Parerga I, D IV, 134 f.

In Maclaurins *An account of Sir Isaac Newton's philosophical discoveries*. 2^d edition. London 1750 hat Schopenhauer Randbemerkungen gemacht. Zu der Stelle S. 257: *Thus Sir Is. Newton saw . . . and that the moon was only a greater projectile that received its motion, in the beginning of things, from the Almighty Author of the*

²² H = Zusatz im Handexemplar der Ausgabe von 1851.

universe, worin Sch. die herausgehobenen Worte unterstrichen hat, bemerkte er:

A kick, said Goethe to me 1814.

Dann S. 313 zu einer ähnlichen Stelle, in der *The Creator* von Sch. unterstrichen ist:

A Kick! S. 257

Quelle: Goethes Gespräche, herausgegeben von Woldemar Frhr. v. Biedermann (Leipzig 1890), Bd. VIII, 337, 411 (nach Mitteilung von Emil Wiebe).

Über seinen vorletzten Besuch am 8. Mai 1814 hat Schopenhauer später Carl Bähr erzählt, daß Goethe ihn fragte:

„Wie alt sind Sie?“ — „Sechszwanzig Jahr.“ — „So jung und schon so reich an Erfahrung! Wie viel hätte ich schaffen wollen, wenn ich schon in Ihrem Alter so reiche Kenntnisse gehabt hätte.“

Quelle: Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr herausgegeben von L. Schemann (Leipzig 1894), 42.²³

Jetzt, nach 21 Jahren, verstehe ich was Göthe mir [am 15. Mai] 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buch der *Stael de l'Allemagne* gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irre geleitet werden könnten. Er lachte und sagte: „ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten werden“. Dann aber setzte er ernst hinzu: „aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Litteratur bekannt machen.“

Quelle: Über den Willen in der Natur, D III, 309.

Nach der ersten italienischen Reise hat Schopenhauer Goethe nochmals aufgesucht. Goethe verzeichnet diesen Besuch zunächst in seinen Tagebüchern (1819):

August 19. Kam Dr. Schopenhauer, brachte mit dem-

²³ Vgl. S. 257.

selben den Abend zu. Über seine Studien, Reisen und nächste Vorsätze.

August 20. Dr. Schopenhauer demselben die entoptischen Erscheinungen vorgewiesen.

Später (1830) in den „Tag- und Jahresheften“:

„Ein Besuch *Dr. Schopenhauers*, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung.“

Einzelheiten über die Begegnung hat Schopenhauer Carl Bähr erzählt:

Goethe saß im Garten im Gespräch mit einem Herrn und kehrte, als Schopenhauer eintrat, gegen den Ankömmling jene steife und zurückhaltende Förmlichkeit heraus, die schon manchen bei allzu warmblütiger Annäherung in eine gelinde Verzweiflung versetzt hatte . . .

Schopenhauer kam mit dem lebhaften Verlangen, den von ihm aufs höchste verehrten Mann, der ihn der Mitarbeiterschaft bei seinen optischen Untersuchungen gewürdigt, mit herzlicher Wärme zu begrüßen. Er wurde von ihm mit der kühlen Frage bewillkommnet, wie er, den er noch in Italien vermuthet, so plötzlich aus dem Stegreif hier erscheine, und zugleich gebeten, etwa nach einer Stunde wieder zu kommen, da er augenblicklich beschäftigt sei. Offenbar wollte Goethe es nicht ungerügt lassen, daß er ohne Anmeldung eingetreten war. Schopenhauer empfand dies tief als eine Zurücksetzung und konnte seine schmerzliche Bewegung nicht unterdrücken, als er eine Stunde später seinen Besuch bei Goethe wiederholte. Da mochte es diesem wie Schuppen von den Augen fallen. Der große Dichter und Herzenskündiger erkannte und verstand jetzt die tiefe Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Gesinnung des jungen Freundes, den ein mächtiger Drang des Herzens zu ihm zog. Er legte jetzt den Geheimrath ab und umarmte ihn.

Quelle: Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr herausgegeben von L. Schemann (Leipzig 1894), 51.

Mit Ludwig Sigismund Ruhl

1814 — 1818.

Meine Erinnerung führt mich . . . zu dem jungen, noch allerlei hoffenden Doctor Schopenhauer zurück, so wie ich ihm, nachdem wir beide Göttingen verlassen, in Dresden ganz unvermuthet hinter der Kreuzkirche wieder begegnete, wo wir denn von da ab, trotz täglichen Streitens, unzertrennliche Gefährten wurden.

Wie viel ich deinem Umgang verdanke, habe ich erst Jahre lang nachher so recht einsehen lernen . . . Ich sehe dich noch im Geist unter all' den Figuren auf der Brühl'schen Terrasse, hinter deren Erdendasein Zeit und Vergessenheit auch die letzte Spur schon verwehte. Du stehst wieder vor mir, mit der blonden, von der Stirn aufstrebenden Phöbuslocke, mit der sokratischen Nase, mit den stechend sich dilatirenden Pupillen, aus welchen gegen Kuhn und Kind, gegen Theodor Hell, Langbein, Streckfuß *e tutti quanti* der damaligen Dichtergrößen, die in Dresden *le haut du pavé* hielten, zerschmetternde Blitze fuhren. Ich war ganz Ohr bei euren Disputen, die mich zugleich ergötzten und unterrichteten. Dein Wissen zwang mich oft, den langen Weg aus der Pirna'schen Vorstadt über die Elbebrücke bis zum schwarzen Thor hin und zurück zu machen. Wir saßen dann in deinem Zimmer, du mir vordocirend von dem und jenem, von den Erwartungen auf den Erfolg deiner Philosophie, von der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, worüber deine Mutter dich verspottend fragte, ob es eine Anweisung für Apotheker wäre? Wenn ich dann dir als Idiot meine Ansicht sagte, fiel das Quecksilber im Barometer deiner Achtung oft sichtbar tief und ebenso stieg es wieder zum Verwundern rasch, wenn ich dann und wann mit etwas herausblitzte, woraus du Veranlassung nahmst mir die eifervolle Frage vorzulegen: woher hast du das? dann aber nicht minder schnell und unbefangen die Antwort erhieltest: von wem wohl als von mir selbst? . . . Ich gewann sehr bei dir, wegen meines Grübelns ob der drei Fragen: Wer bin ich? Warum bin ich? Und wäre es

nicht besser, ich wäre gar nicht?²⁴ Ja, als ich dir einstmal den Gedanken vom Stammbaum und der Säge auslegte, blieb es mir nicht verborgen, wie du dir an deinem Schreibtische sogleich eine Notiz machtest. Dieser Gedanke nun Wahrheit geworden, hat uns von der Schuld befreit, die Last des Lebens auch noch auf Andere zu übertragen.

Quelle: L. S. Ruhl, Eine Grotteske. Cassel 1882, 40 ff. — In dieser Novelle tritt Schopenhauer als Geist auf; der Verfasser bittet seinen alten Freund deshalb in der hier auszugsweise (von Schemann 470 ff. vollständig) wiedergegebenen „Note“ um Verzeihung.

Oft wenn ich Jakob Grimm dort [in Kassel] in seiner Tätigkeit beobachtete, fiel mir ein, was Schopenhauer, mit dem ich zu Dresden erst noch bekannt wurde, über jemanden äußerte, der uns durch seinen Ausdruck auffiel: „Hier hat einmal der geistige Gehalt von innen heraus den Charakterkopf gebildet.“

Quelle: L. S. Ruhl, Erinnerungen an Jakob und Wilhelm Grimm, Hessische Blätter, 3. Januar 1885.

L. S. Ruhl (1794—1887) scheint im Herbst (Oktober?) 1818 nochmals mit Sch. in Italien zusammengetroffen zu sein. (Adele Schopenhauer erwähnt ihn in ihrem Brief vom 5. Febr. 1819, D XIV, 250). Sein Porträt Schopenhauers dürfte aber schon aus der Dresdener Zeit stammen.

Möglicherweise ist Ruhl seinem Jugendfreunde auch in Berlin nochmals begegnet, wo er sich während Schopenhauers akademischer Periode mehrmals für längere Zeit aufgehalten hat. Dagegen scheint die Angabe Schemanns, 470, daß er Schopenhauer noch in der Frankfurter Zeit öfter besucht habe, wenig glaubwürdig. In diesem Fall hätte sich Ruhl kaum so weit von der Welt des Freundes entfernt, daß er in den drei großen Bänden seiner „Meditationen“ (aus den Jahren 1856 bis 1874) die Welt als Wille und Vorstellung ein einziges Mal zitiert, und zwar nach der 1. Auflage von 1819²⁵, und nach Ausweis derselben

²⁴ Noch im II. Teil seiner uns handschriftlich überkommenen „Meditationen“ widmet Ruhl den Fragen „Wer bin ich? Wo komme ich her? und Wohin gehe ich?“ eine längere Betrachtung (Med. XLIX, geschrieben 18. Nov. 1861), und der letzte Brief des fast Zweiundneunzigjährigen an Malwida von Meysenbug (15. Sept. 1886) schließt mit den Zweifeln seiner Jugend: „Woher, wissen wir nicht; Wozu, bleibt ungewiß; Wohin, kann niemand mit Gewißheit sagen ...“

²⁵ Teil II, in der am 20. Juli 1859 niedergeschriebenen Med. XXIV.

„Meditationen“ die Parerga erst in der Frauenstädtischen Ausgabe von 1862 kennenlernte.²⁶

Vgl. Schemann, 469 ff.; ferner Schemann in der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 168, 175, 214, 215, 224, 227 bis 229; Märchenfrau und Malerdichter. Briefwechsel zwischen Malwida von Meysenbug und Ludwig Sigismund Ruhl, herausgegeben von Bertha Schleicher, München 1929.

Mit Frhr. Ferdinand L. K. v. Biedefeld

1817/18 — 1858.

Als Sohn der hochgeachteten Johanna Schopenhauer, völlig unabhängig durch ein hübsches Vermögen und schon früh in philosophisches Studium vertieft, hatte Arthur schon vor seiner Ankunft in Dresden sehr reiche Bekanntschaft mit dem geselligen Leben in verschiedenen Gegenden Deutschlands gemacht, ohne seinen Eigenthümlichkeiten im mindesten zu entsagen, noch in die Schwächen anderer sich geduldig zu fügen. In dieser Hinsicht war er unverkennbar ein wenig *l'enfant gaté*, von offenerzigster Ehrlichkeit, gerade heraus, herb und derb, bei allen wissenschaftlichen und literarischen Fragen ungemein entschieden und fest, Freund wie Feind gegenüber jedes Ding bei seinem rechten Namen nennend, dem Witze sehr hold, oft ein wahrhaft humoristischer Grobian, wobei nicht selten der Blondkopf mit den blaugrauen funkelnden Augen, der langen Wangenfalte auf jeder Seite der Nase, der etwas gellenden Stimme und den kurzen, heftigen Gestikulationen mit den Händen ein gar grimmiges Aussehen gewann. Mit seinen Büchern und Studien lebte er fast gänzlich isolirt und ziemlich einförmig, suchte keine Freundschaft, schloß sich auch niemanden besonders an, sah sich aber bei seinen weiten und raschen Spaziergängen gern begleitet, unterhielt sich dabei

²⁶ Teil III, Med. XIV (datiert 28. Juni 1865), Med. XXIII und Med. XXV (13. Dez. 1866) enthalten Auseinandersetzungen mit den nach dieser Ausgabe zitierten Parerga; zu Med. VII (datiert 21. Juni 1864) findet sich der nachträgliche Zusatz: „Vergleiche damit Parerga von A. Schopenhauer, welches Buch mir erst später bekannt wurde.“ Also hat Ruhl die Parerga um 1864/65 kennengelernt.

sehr lebhaft über einzelne literarische Vorkommenheiten, wissenschaftliche Gegenstände, hervorragende Geister, besonders gern über Drama und Theater. Wer ihn liebenswürdig, anziehend, belehrend haben wollte, der mußte mit ihm allein spazieren gehen. Mir wurde dieser Genuß oft zu Theil, und dieser Umstand erwarb mir sein Wohlwollen, womit er mich jetzt noch erfreut. So galt er allgemein für einen Sonderling und war es auch gewissermaßen wirklich. Obschon entschiedener Gegner jenes Abendzeitungs-, Almanachs- und Liederkranzwesens²⁷, der sämtlichen Theilnehmer daran, die er nur die literarische Clique nannte, besonders aber Böttigers, den er laut als den gestiefelten Kater verhöhnte, fand er sich doch sehr häufig an den öffentlichen Orten ein, wo diese Männer gewöhnlich sich vergnügten. In der Regel entspann sich alsdann bald ein Kampf, wobei er mit seinem unverblünten Geradeheraus sehr den Unangenehmen spielte, mit den beißendsten Sarkasmen oft den Kaffee versalzte, seinem kritischen Humor ungenirt den Zügel schießen ließ, die ärgsten Brocken von Shakespeare und Goethe den Leuten ins Gesicht warf und dabei immer mit übereinander geschlagenen Beinen an ihrem Whisttische saß, daß sie Bock über Bock schossen. Daher erschien er ihnen stets als ein Wauwau, alle fürchteten ihn, ohne daß einer jemals gewagt hätte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Zum Glück blieb er über solche Dinge beim Reden stehen und bewahrte seine Tinte für anderes; Journalgeträtsche war nicht seine Sache, erschien ihm als zu kleinlich und verächtlich.

Quelle: Frhr. v. Biedenfeld, „Heinrich Claren, die Abendzeitung, Arthur Schopenhauer“, Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser“ 1859, Nr. 22, 519 ff.

Am 5. März 1818 wies Biedenfeld den Verleger F. A. Brockhaus auf Schopenhauer hin, der damals die letzte Hand an das Manuskript der „Welt als Wille und Vorstellung“ legte. Vgl. Schopenhauers Brief an Brockhaus vom 28. März 1818, D XIV, 221.

²⁷ Im Jahre 1817 war die „Dresdener Abendzeitung“ unter Friedrich Launs Leitung neu erstanden und sammelte bald eine große Literatengemeinde um sich.

Er war damals ein schroffer, mitunter schwer zu ertragender Geselle, voll Ingrimm über die Welt, die seine philosophischen Ansichten nicht verstehen und nicht würdigen wollte. Bissig vorzüglich gegen die Dresdner Poeten u. Männer der jungen Abendzeitung, namentlich gegen Böttiger, Th. Hell etc. dagegen seltsamer Weise mir sehr zugethan, obgleich ich ihn — oder vielleicht gar weil — ich ihn eines Tages beim Spaziergang sehr hart angefahren hatte, weil er seine Mutter u. Schwester dumme Gänse nannte u. schlechte Haushälterinnen, „die man am Ende auf dem Weg der Gesetze zur Raison bringen müßte“. Ich verlangte entschieden, mich fortan mit solchen meinem schwäbischen Ohr unerträglichen Ausbrüchen der Impietät zu verschonen. — Er sprach niemals mehr über diesen Punkt. . . .

Erst 1858 traf ich wieder in Frankfurt mit ihm zusammen, u. er kam mir mit wahrer Freude u. Liebe entgegen, frug im Verlauf des Gesprächs lachend: ob ich nach allen so bitteren Erfahrungen im Leben noch immer schwäbische Ohren habe? u. antwortete auf mein ja!: „Das nenne ich glücklich sein!“ Dann zeigte er mir die Ausschmückung seines Zimmers: ringsum Porträts von Hunden, mit der lachenden Bemerkung: „Sie sehen, daß sich die Zahl der vernünftigen u. guten Wesen um mich her sehr vermehrt hat!“ Im Allgemeinen erschien er aber weniger schroff u. äußerst glücklich darüber, daß er endlich mit seiner Philosophie durchgegriffen u. zu europäischem Ruhm gelangt war.

Quelle: Brief Biedenfelds an Gutzkow vom 23. Okt. 1860. Erstveröffentlichung Aprilheft 1930 der „Süddeutschen Monatshefte“: „Unbekanntes von Arthur Schopenhauer“, 483 f.

Ferdinand L. K. v. Biedenfeld (gest. 8. März 1862), ursprünglich Beamter, dann wechselnd Theaterunternehmer und Schriftsteller, seit 1835 in Weimar zur Ruhe gekommen, in den letzten Lebensjahren in seiner Vaterstadt Karlsruhe; Mitarbeiter an Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“. Vgl. H. H. Houben, Aprilheft 1930 der „Süddeutschen Monatshefte“: „Unbekanntes von Arthur Schopenhauer“, 483 ff.

Mit der Dresdener Hauswirtin

Frühjahr 1818.

Es war im Frühling 1818, als er mit diesem [4. Buch seines Hauptwerks] beschäftigt, aus der in einem Blütenmeer prangenden Orangerie des Zwingers ganz berauscht heimkehrend, von seiner Hauswirthin, die eine Blüte an seinem Rocke sah, mit den Worten empfangen wurde: „Sie blühen, Herr Doctor!“ „Ja“, sagte er, „und^{27a} wenn die Bäume nicht blühen, wie sollten sie Früchte tragen“.

Quelle: Gwinner, 1. Aufl. 52 (68); 3. Aufl., 117.

Mit Johann Gottlob v. Quandt

1818 — 1825 — 1826 — 1839 — Nov. (Dez.?) 1843 —
1847.

J. G. Quandt, später als Kunstkenner und Mäzen bekannt geworden, hatte im Sommer 1815 die Bekanntschaft Johanna Schopenhauers und ihrer Tochter gemacht. In Dresden lernte er dann auch Arthur kennen, und am 26. Okt. 1818 kann er seiner Freundin Adele mitteilen, daß er dessen Freundschaft erworben habe. Er versucht, eine Versöhnung mit Mutter und Schwester herbeizuführen:

Was ich aus seinem Munde darüber hörte [über die Trennung Schopenhauers von seiner Mutter] war, daß er sich für aufgegeben hält, nur soviel konnte ich aus seinen Äußerungen über sein früheres Leben abnehmen, daß jugendliche Wildheit wohl die erste Veranlassung zu dieser Trennung mag gegeben haben, und ich glaubte tief in seinem Herzen die Zuckungen eines ungeheuren Schmerzes gewahr zu werden, welcher die Erinnerung an eine furchtbare Epoche seines Lebens zu begleiten schien. So dunkel hierüber auch seine Mittheilungen waren, so sah ich doch sehr klar daraus, daß Achtung, ja selbst eine Zuneigung, deren er sich nicht vollkommen bewußt wurde, zu Ihrer und seiner Mutter überall durchleuchtete, zugleich ward ich aber auch die unselige Besorgniß an ihm gewahr, daß er fürchtet, daß die ihn am meisten flieht welche von Natur ihm die Nächste

^{27a} „und“ fehlt in der 2. und 3. Aufl.

ist. Lebte Fernow noch, dessen er sich mit höchster Achtung, mit Liebe und Begeisterung erinnert, so gäbe es einen trefflichen Vermittler.²⁸

Der Versuch hatte keinen Erfolg. In einem andern (noch ungedruckten) Brief vom 1. April 1819, in dem Quandt Adelen seine Verlobung mitteilt, heißt es: „Ihr Bruder pflegte meine Braut mit einer Sylphe zu vergleichen und sie hatte seinen Beifall, er ist ein Kenner des schönen Geschlechts.“ Schopenhauer scheint seinen Freund in dieser Dresdener Zeit übrigens recht sarkastisch behandelt zu haben; Quandt rief ihm nach Jahren noch bei Besprechung seines Systems scherzend ins Gedächtnis, daß er von jeher auf sein Urteil nicht viel gehalten und ihn immer, wenn er einen leidlich gescheiten Einfall gehabt, gefragt habe, wo er es gelesen, als wenn er seine Gedanken im Kehrlicht der Literatur aufläse (19. Januar 1849, D XIV, 623). Sicher ist, daß sich Quandt damals noch nicht mit der Philosophie Schopenhauers beschäftigt hat. Er übernahm zwar vor Schopenhauers Abreise nach Italien am 23. Sept. 1818 den Auftrag, ihm die Aushängebogen der „Welt als Wille und Vorstellung“ nachzusenden und nach Erscheinen des Werkes die Freiexemplare zu verschicken, hat aber, als Hegelianer, das Werk selbst erst nach Erscheinen der 2. Auflage gelesen.

In einem späteren „über ein halbes Jahr“ nach Schopenhauers Rückkehr von Dresden nach Berlin, also anscheinend Ende 1825 geschriebenen Brief an Adele (Schemann, 494) spricht Quandt davon, daß er seinen Freund auffallend älter gefunden habe. Weitere häufige Begegnungen erfolgten nach dem Brief vom 16. Dez. 1826 (Schemann, 494 ff.) „vor kurzer Zeit in Berlin“.

Auch später hat Quandt bei seinen vielen Reisen immer wieder Gelegenheit genommen, Schopenhauer aufzusuchen. Auf einen solchen Besuch scheint sich Schopenhauer im Brief an Keil vom 20. August 1839 zu beziehen („Mit aufrichtiger Theilnahme habe ich von unserem Freund *Quandt* den Verlust erfahren, der Sie in Ihrer Familie betroffen hat“). Von einer weiteren Anwesenheit in Frankfurt im Nov. (Dez.?) 1843 berichtet Quandt in seinen „Beobachtungen und Phantasieen über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise in's mittägige Frankreich“, Leipzig 1846.

Nach der Lektüre der 2. Auflage des 1. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ verfaßte Quandt dann sein großes Sendschreiben vom 19. Januar 1849 („Die freundliche Gewohnheit auf meinen Umherzügen in Frankfurth auszuruhen und mich Ihres Umgangs zu erfreuen, ist von mir unfreiwillig aufgegeben worden . . . Ich hoffe Sie vielleicht in diesem Jahre wiederzusehen . . .“), das Schopenhauer im Brief an Frauenstädt vom 2. März 1849 erwähnt:

„Ein anderer seltsamer Theilnehmer ist ein urplötzlich dazu ge-

²⁸ Erstdruck Schemann, 492.

wordener, sonst aber schon seit 32 Jahren mir sehr befreundeter Hr. v. Quandt, ein großer Kunstkenner und sehr reicher Gutsbesitzer in Dresden, der viel über die Kunst geschrieben, auch Reisen in Italien, Schweden, auch Recensionen in der Halle'schen etc., kürzlich war er in Spanien. Er pflegte, auf seinen vielen Reisen, mich alle 2—3 Jahre hier zu besuchen, machte auch wohl einen Umweg dazu. Aber stets war ihm blos an meiner Person gelegen ...“

Nach dieser Spanienreise (Winter 1846/47) scheint Quandt Schopenhauer nicht mehr aufgesucht zu haben. Darauf deutet sein letzter Brief an ihn vom 8. April 1857: „Ich sah Sie, als ich aus Spanien kam, und finde nicht, daß Sie um zehn Jahre älter aussehen.“²⁹

Über Johann Gottlob v. Quandt (1787—1859), 1820 geadelt, seit 1829 auf seinem Gut Dittersbach bei Dresden lebend, vgl. A. D. B. und Schemann, 433. Quandts Werke lassen auch nach der Bekanntschaft des Verfassers mit der „Welt als Wille und Vorstellung“ keinerlei Einwirkungen der Schopenhauer'schen Philosophie erkennen; was besonders auffällig ist in der Abhandlung „Wissen und Seyn“ (Dresden 1859), einer Auseinandersetzung mit den philosophischen Strömungen der Zeit.

Mit Karl Witte

Winter 1818/19.

Als ich in Rom mit ihm zusammentraf, war ich achtzehn Jahre alt. G. E. Schulze's Logik, die ich einige Jahre zuvor gehört, hatte nicht vermocht, meine leider geringe philosophische Begabung zu wecken. So fehlte mir denn nur allzu sehr die Fähigkeit, Schopenhauer's damals noch so wenig anerkannte hohe Bedeutung selbständig zu würdigen. Wir trafen uns wiederholt beim späten Mittagessen in der von Deutschen wenig besuchten *trattoria dell' Armellino*, woraus sich dann gemeinsame Beschauungen von Alterthümern und Kunstwerken entwickelten. Ungünstige Urtheile über ihn waren von Weimar aus in der römisch-deutschen Colonie, aber auch in Berlin, wo meine Eltern wohnten, verbreitet. Ich mag nun von meinem Umgang mit

²⁹ Auch Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 28. Jan. 1854 spricht nur noch von einer lockeren brieflichen Verbindung: „Mein alter Jugendfreund v. Quandt in Dresden, der mir seit 5 Jahren nicht geschrieben hatte, that es plötzlich vor 2 Monat ...“

Schopenhauer nach Hause geschrieben haben und von dort aus gewarnt worden sein. Tagebücher führte ich nicht, dagegen hat sich ein vom 19. Februar 1819 datirter Brief an meine Mutter erhalten, aus dem ich Folgendes entnehme: „Mit Schopenhauer bin ich viel umgegangen. In der ganzen Zeit bemerkte ich nichts Schlechtes an ihm. Seine religiösen Ansichten würde ich nur dann so bezeichnen können, wenn sie auf sein Leben einen nachtheiligen Einfluß hätten. Dagegen habe ich viele Tugenden an ihm gefunden, unter denen seine unbeschränkte Wahrheitsliebe nicht die kleinste ist. Dagegen war sein Umgang in vielen Beziehungen lehrreich, in anderen interessant. Hier bestehen viele Vorurtheile gegen ihn, namentlich in Bezug auf das Verhältniß zu seiner Mutter, die ich möglichst zu widerlegen versucht habe. Wie die Deutschen hier nun einmal sind, hat er sie sich fast Alle durch seine Paradoxien zu Feinden gemacht, und ich bin wiederholt vor dem Umgang mit ihm gewarnt worden. Ich habe ihm daraus kein Hehl gemacht, und da ich allmählich mehr in Künstlerkreise gezogen ward, hörte unser Umgang auf, ein so ausschließlicher zu sein, wie anfangs. Daraus erwuchs eine Verstimmung, die schließlich wegen einer Kleinigkeit zum Bruche führte. Gewiß thut mir das recht Leid, und wo er zu vertheidigen ist, trete ich noch immer für ihn ein; doch ist die Sache nun einmal nicht mehr zu ändern. Ich wünschte sehr, zu erfahren, wie man in Deutschland über Schopenhauers eben erschienenenes Buch: *Die Welt als Vorstellung und Willen*, urtheilt.“ — Darauf, worin die erwähnte Kleinigkeit bestanden, kann ich mich schlechthin nicht mehr besinnen. Ich weiß nur noch, daß ein Billet Schopenhauer's, durch das ich mich verletzt fühlte, den Ausschlag gab. Eines Tages hatte er im *Café Greco* den für die antike Kunst so günstigen Umstand hervorgehoben, daß der Kreis der olympischen Götter den Künstlern die Aufgabe gestellt hätte, für die verschiedensten Individualitäten den leiblichen Ausdruck zu finden. Einer aus dem anwesenden Künstlerkreise, mich dünkt, es sei der Bildhauer Eberhard gewesen, warf ein: dafür haben wir ja die zwölf Apostel! Welches Entsetzen Schopenhauer's

Antwort: Gehn Sie mir doch mit Ihren zwölf Philistern aus Jerusalem! hervorrief, kann man sich denken.³⁰

Quelle: Gwinner, 2. Aufl., 183 ff.; 3. Aufl., 134 f.

Schopenhauers Mitteilungen über seinen Verkehr mit Witte s. Gespräche mit Bähr, S. 241 und 247; dazu vgl. die Ausführungen über Wunderkinder in „Welt als Wille und Vorstellung“ II, D II, 265, und Parerga I, D IV, 537.

Disputation pro venia legendi bei Hegel

23. März 1820.

Die Disputation fand unter Boeckh's Vorsitz statt: Schopenhauer hatte zu seinem Thema gewählt die drei Arten von Causalität: Ursachen (mechanische, physikalische, chemische), Reize und Motive. Hegel stellte, wahrscheinlich um Schopenhauer in Verlegenheit zu setzen, die Frage: wenn ein Pferd sich auf der Straße hinlege, was da Motiv sei. Schopenhauer antwortete: der Boden, den es unter sich finde, verbunden mit seiner Müdigkeit, einer Gemüthsbeschaffenheit des Pferdes. Stünde das Pferd an einem Abgrunde, so würde es sich nicht hinlegen. Hegel warf ein: „Sie rechnen die animalischen Functionen gleichfalls zu den

³⁰ Vgl. die Angaben von Adolph Cornill, Johann David Passavant. Ein Lebensbild, 1. Abt. Frankfurt a. M. 1864, 67:

„Im Café Greco herrschte ein reges Leben unter den Künstlern, zu denen sich auch junge deutsche Gelehrte hielten. Obgleich die durch die extremsten Richtungen herbeigeführten Spaltungen sich durch den milderen Geist der Gemäßigten, zu denen auch Passavant gehörte, mehr ausgeglichen hatten, so wurde doch immer unendlich viel über Religion und Kirche gesprochen und gestritten. — Da saß denn manchmal in der feinen Toilette des Weltmanns ein junger Deutscher, der mit einem mephistophelischen Lächeln auf seinen stark markirten, bedeutenden Zügen, den heftigen Debatten zuhörte, in die er kalt und schneidend mit den Worten einfiel: «Das Beste an den Deutschen ist noch, daß sie überhaupt keine Religion mehr haben.» Ingrimig riefen dann wohl einige der Eifrigsten: «Laßt uns ihn hinauswerfen, den Lästere!» Aber immer ergötzte man sich wieder an den witzigen Einfällen des wunderlichen Kauzes, des Philosophen im eleganten Weltkleide. Es war Schopenhauer, der sich damals mit reichen Engländern in Italien herumtrieb.“

Motiven? also der Schlag des Herzens, der Blutumlauf usw. erfolgen auf Anlaß von Motiven?“

„Da zeigte sich Monsieur Nichtswisser!“, schaltete Schopenhauer ein.

In der That offenbarte der *summus philosophus* in dieser Frage seinen Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Schopenhauer mußte ihn belehren, daß man nicht diese Erscheinungen, sondern die bewußten Bewegungen des thierischen Leibes animalische Functionen nenne. Er berief sich dabei auf Haller's „Physiologie“. Hegel: „Ach, das versteht man nicht unter animalischen Functionen.“ Da steht unter den anwesenden Professoren ein Mediciner von Fach (*Dr. Lichtenstein*) auf und unterbricht Hegel mit den Worten: „Sie verzeihen, Herr College, wenn ich mich hier ins Mittel legen und dem Herrn *Dr. Schopenhauer* in diesem Falle recht geben muß: unsere Wissenschaft bezeichnet allerdings die in Rede stehenden Functionen als die animalischen.“ Hiermit wurde die Disputation geschlossen. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, hatte Schopenhauer seinen auf eine volle Stunde berechneten Vortrag nicht bis zu Ende gehalten.

Quelle: Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr herausgegeben von Ludwig Schemann (Leipzig 1894), 51 f.

Der in den Berliner Universitäts-Akten noch vorhandene „Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der philosophischen Fakultät vom 23. März 1820“ verzeichnet (nach Grisebach, 294) den Hergang wie folgt: „... Hierauf hielt *Dr. Schopenhauer* seine Probevorlesung über die vier verschiedenen Arten der Ursachen . . . Herr Prof. Hegel besprach sich darüber mit demselben. Die Fakultät beschloß, daß er als habilitiert betrachtet werden sollte, sobald er seine öffentliche Probevorlesung würde gehalten haben.“

Mit Adele Schopenhauer

1. Juli 1820 — März 1849.

Die große Auseinandersetzung im Mai 1814 führte zu einer dauernden Trennung Schopenhauers von seiner Mutter und seiner Schwester. Der in den folgenden Jahren noch sehr rege, vielfach herzliche Brief-

wechsel mit Adele konnte die Verschiedenheiten in Anlage und Schicksal auf die Dauer nicht überbrücken; im Gegenteil drohte der Zusammenbruch des Danziger Handelshauses Muhl 1819 mit den folgenden Vermögensauseinandersetzungen eine dauernde Entzweiung mit ihr herbeizuführen, die ganz an Meinung und Willen der Mutter gekettet war. Gelegentlich der Rückreise der beiden Frauen von Danzig kam in Berlin noch eine Zusammenkunft der Geschwister zustande:

1. Juli [1820]. Nach Tisch mit meinem Wolff³¹ zu Arthur! Ich habe gar nichts von allem getan, was ich wollte, denn er war ganz anders, als ich dachte; indes die martervolle Stunde ging glücklich vorüber, und nichts ist schlimmer, manches vielleicht besser. Meine Seele war so bewegt — er hatte vielleicht recht, vielleicht hatte ich oft gefehlt, vielleicht hatten wir beide übertrieben — ich will und werde ihn noch einmal sehen — dann wird mir Gott helfen. — —

Quelle: Tagebücher der Adele Schopenhauer, Leipzig 1909, 2. Band, 54.

Zu einem nochmaligen Zusammentreffen ist es in Berlin anscheinend nicht gekommen. Die Geschwister blieben trotz eines in großen zeitlichen Abständen fortgeführten Briefwechsels einander fremd. Auch als sie nach der Übersiedlung Joh. u. Adele Schopenhauers an den Rhein (1829), Arthur Schopenhauers nach Frankfurt (1831) einander räumlich näher waren, kam es zu keinem Wiedersehen. Allerdings berichtet Adele im Jahre 1842 der Familie Frommann von einem Aufenthalt in Frankfurt gelegentlich ihrer Rückreise von Bonn. Aber es scheint, daß sie ihren Bruder auch bei dieser Gelegenheit nicht aufgesucht hat. Beglaubigt ist nur noch eine einzige Zusammenkunft, kurz vor ihrem Tode. Sie fand in der ersten Märzhälfte 1849 in Frankfurt statt und diente der Regelung von Vermögensangelegenheiten (vgl. S. 150). Aus Schopenhauers Brief an Sibylle Mertens vom 21. Nov. 1849 (D XIV, 645 f.) ergibt sich, daß bei dieser Begegnung (die Sch. hier irrigerweise in den April verlegt) auch von seinem bis heute unbekanntem Jünglingsbildnis gesprochen wurde.

Eine Gesamtdarstellung der Beziehungen Schopenhauers zu seiner Schwester gibt die Untersuchung von Hans Zint, Schopenhauer und seine Schwester, VI. Jahrb. 1917, 179 ff.; dazu die wichtigen Ergänzungen von H. H. Houben, Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer, XVI. Jahrb. 1929, 79 ff.

³¹ Der Schauspieler Pius Alexander Wolff (1782—1828).

Mit Charles Eastlake

Um 1821.

Schopenhauer hatte Eastlakes Übersetzung der Goetheschen Farbenlehre ins Englische (1840) — zitiert in der 2. Auflage der Schrift „Über das Sehn und die Farben“, 1854, D VI, 204 — zum Anlaß genommen, ihm eine Übersetzung seiner eigenen Farbenlehre vorzuschlagen. Eastlake ging in seinem Antwortschreiben nicht darauf ein, stellte sich aber als alter Bekannter vor:

Sie sagen, Sie seien früher in Berlin gewesen, und ich vermüthe wegen Ihrer vollkommenen Kenntniß des Englischen, daß wir schon vor etwa 20 Jahren einander begegnet sind. An der Wirthstafel des Gasthofs nämlich, in dem ich abgestiegen war, traf ich täglich mit einem Herrn Ihres Namens zusammen, der perfect englisch sprach. Er war speculativer Philosoph und, wie er mir sagte, der Verfasser eines Werks, betitelt „Die Welt als Wille und Vorstellung“. So sind wir möglicherweise einander nicht fremd. Ich nannte Ihnen damals meinen Namen und sagte Ihnen, daß ich Maler sei.

Charles Eastlake an Schopenhauer, April 1841, D XIV, 532 f.

Über Charles Eastlake (1793—1865), Maler, Galerie-Inspektor und Schriftsteller, vgl. *Encyclop. Britannica*.

Mit Heinrich v. Lowtzow

1823 — 1831.

Nach dem Bericht Lindners (vgl. S. 155 f.) stand Schopenhauer seit 1823 in freundschaftlichem Verkehr mit dem Baron v. Lowtzow. Lowtzow überredete ihn 1826 zu einer Kapitalsanlage, die gleich darauf schlecht wurde und fast die Hälfte des aus dem Danziger Schiffbruch geretteten Vermögens verschlang. Seinen eigenen Gutsbesitz verkaufte er „weit unterm Werth und verzehrte den Ertrag. Bald hatte er Schulden und trieb es, trotz meinen Vermahnungen, leichtsinnig und liederlich. Hatte viel *bonnes fortunes*, trank gern und sprach oft die Unwahrheit“. (Schopenhauer an Lindner, 11. Februar 1856.) Trotzdem vertraute ihm Schopenhauer bei seinem Wegzug aus Berlin 1831 fast ein Jahr lang seine Manuskripte an. Briefe wurden nach Gwinner, 3. Aufl., 206, noch etwa zehn Jahre lang gewechselt.³² Vermutlich ist Lowtzow

³² Das Jahr 1836, in dem (nach Lindner, a. a. O., 101) eine Äußerung Schopenhauers („S. hatte L. den Rechenmeister der Bauern ge-

auch mit jenem nicht näher bezeichneten Gutsbesitzer gemeint, von dessen sympathetischen Kuren Schopenhauer im „Willen in der Natur“, D III, 398, erzählt. (1. Aufl. 1836: „Ich kenne einen Gutsbesitzer . . .“; 2. Aufl. 1854: „Ich habe einen Gutsbesitzer gekannt . . .“) Wir können dazu auf eine merkwürdige Parallele in Schopenhauers Briefen an Frauenstädt vom 5. Okt. und 6. Nov. 1854 verweisen, wonach Lowtzow ein hartnäckiges Fieber von einem Sattler erfolgreich besprechen ließ.

Im Jahre 1853 suchte Lindner auf Schopenhauers Veranlassung Lowtzow auf. Seinen Berichten vom 16. März und vom 11. April 1853 konnte er je zwei seltsame, allegorisch-anekdotische Inserate Lowtzows in der „Vossischen Zeitung“ beifügen, in denen auch Erinnerungen an ehemalige Gespräche mit Schopenhauer ihren Niederschlag gefunden hatten. Schopenhauer nimmt in seiner Antwort vom 17. April 1853 dazu das Wort:

„Da bringt er einen Vers an, den ich vor einigen 20 Jahren im Munde führte, hat ihn aber nach und nach im Gedächtniß verfälscht und verstümmelt; und brachte ich gern eine spanische Floskel an, kommt er mit einem spanischen Motto, davon jedes Wort ein Schnitzer ist, so daß es gar nicht mehr spanisch ist.“

Das verballhornte spanische Motto steht vor dem Inserat „Ins Schlaraffenland“ („Vossische Zeitung“, 9. April 1853, 2. Beilage, 2 f.): *A bon entendore poucas palavras*. Es führt auf den *terminus a quo* 1825, das Jahr, in dem Schopenhauer anfang, sich mit dem Spanischen zu beschäftigen. Dagegen findet sich ein auf Schopenhauers Mitteilung passender Vers nicht in den unmittelbar vorangehenden Inseraten vom 31. März und 8. April, sondern erst weiter zurück, am 22. März:

Wer nur der Weisheit nachgespürt, den halt' ich noch für keinen Mann.
Doch wer die Dummheit ausstudirt, den seh' ich für was Rechtes an.

Größere Wahrscheinlichkeit spricht aber für den Goetheschen Vers:

Die Welt ist nicht von Brei und Mus geschaffen,
Drum habt Euch nicht wie die Schlaraffen:
Harte Bissen giebt es zu kauen,
Ihr müßt dran würgen oder sie verdauen. —

der einer zweiten Schlaraffenlandgeschichte, erschienen am 12. April 1853, als Motto dient. Lindner könnte schon am Tag vor Erscheinen den Korrekturabzug zu Gesicht bekommen und seinem Brief an Schopenhauer beigelegt haben.

nant“) den Bruch herbeigeführt haben soll, ist jedenfalls zu früh; der letzte von Gwinner, 3. Aufl., 130, zitierte Brief Lowtzows an Schopenhauer datiert vom 19. Juni 1838.

Eine letzte Schopenhauer-Erinnerung dürfte in dem Motto des Inserats vom 31. März 1853 stecken:

Date Belisario obolum, quem virtus exexit, invidia depressit.

Es ist die latinisierte Bitte des blinden, in Ungnade gefallenen Belisar, die Johannes Tzetzes in seinem Βιβλιον Ἱστορικης, Chil. III, 344 f. wiedergibt:

Βελισαρίῳ ὀβολὸν δότε τῷ στρατηλάτῃ,

“Ὅν τύχῃ μὲν ἐδόξασεν, ἀποτυφλοῖ δ’ὁ φθόνος.

Das Werk des Tzetzes wurde 1826 von Th. Kießling herausgegeben und ist Schopenhauer offenbar damals schon bekannt geworden. Wir können also die inneren Beziehungen zu dem Motto seines Testaments mit größter Wahrscheinlichkeit bis in die Berliner Zeit zurückverfolgen.

Weitere Einzelheiten über Lowtzows Persönlichkeit enthalten die Briefe Lindners vom 23. Juni 1853, Schopenhauers vom 26. Juni 1853, Lindners vom 8. Febr. 1856 (mit dem Bericht über Lowtzows Tod am 13. Sept. 1855) und Schopenhauers vom 11. Febr. 1856; vgl. auch Schopenhauers Briefe an Frauenstädt vom 5. Okt. und 6. Nov. 1854, sowie Schemann, 473 ff.

Mit Ludwig Tieck

Winter 1824/25.

Ich hütete mich sorgfältig, ihr [Johanna Schopenhauer] zu sagen, daß ich mit besagtem Sonderlinge [Arthur] in Dresden, bei Tieck, vor einigen Jahren zusammengetroffen war, und weshalb ich mich vor ihm entsetzt hatte. Zwischen ihm und Tieck hatten sich Discussionen erhoben, über unterschiedliche philosophische Systeme; dies hatte, über Jakobi hinweg, den Tieck liebte, nach und nach auf religiöse Streitigkeiten geführt; und als Tieck in diesen von Gott gesprochen, war Schopenhauer, wie von der Tarantel gestochen, aufgesprungen, sich gleich einem Brummkreisel umherdrehend und mit höhnischem Gelächter wiederholend: „Was? Sie brauchen einen Gott?“ Ein Ausruf, den Ludwig Tieck bis an's Ende seiner Tage nicht vergessen konnte.

Quelle: Karl v. Holtei, Nachlese. Erzählungen und Plaudereien, 1. Bd., Breslau 1870, 42 f.

In der 2. Auflage seiner Biographie, Leipzig 1878, 157, berichtet Gwinner, daß Schopenhauer mit Tieck wegen eines Ausfalls gegen Tiecks Jugendfreund Friedrich Schlegel auseinandergelassen sei (vgl. hierzu Anm. 266). Über Schopenhauers Gespräche mit Tieck vgl. auch die Bemerkung gegenüber Hebler, S. 199.

Mit Rudolf v. Beyer

Herbst 1825.

Mein sehnlichster Wunsch hat sich erfüllt: ich habe mit Schopenhauer eine Unterredung gehabt.

Das Jahr 1825 hat mir das Glück gebracht. Der große Philosoph ist jetzt [seit Mai 1825] wieder in Berlin nach seinem Aufenthalt in Italien.

„Dreist und gottesfürchtig“ habe ich mich ihm genähert. Ein paar Skizzen in Callots Manier, die ich ihm übersandte, sollten mir den Weg ebnen, und ich stellte mich ihm in meinem Schreiben als Schüler und Freund unseres unvergeßlichen E. T. A. Hoffmann vor.

Wochen vergingen. Keine Nachricht. Von dem Sonderling auch nicht anders zu erwarten. Da — die alten Kastanien auf dem Universitätshof haben schon eine rostbraune Färbung angenommen — erhalte ich ein Billet. Nur die lakonisch-drastischen Worte: „Kommen Sie meinetwegen, wann es Ihnen beliebt. Schopenhauer.“

Ich mache mich also gleich am nächsten Tage auf. Den verrosteten Klopfer am Haustor setze ich in Bewegung. Ein schlüpfender Schritt. Eine alte Magd öffnet. „Der Herr Doktor ist in der Arbeit . . . Aber kommen Sie nur.“

An einem mit Büchern und Papier bedeckten Schreibtisch sitzt der große Schöpfer der „Welt als Wille und Vorstellung“. Der genialische Kopf, das wirre Haar, die Furchen des Gedankens, die zusammengekauerte Gestalt — älter als ein Siebenunddreißigjähriger sieht er aus.

„Ich habe noch nichts davon gelesen . . .“ Sehr ermutigend für mich. „Die Zeit drängt, ist kostbar: lange genug habe ich gefeiert unter Goethes sattem italiänischem Himmel“ . . .

Meine Beziehungen zu Hoffmann interessieren ihn. Er macht einige sehr treffende Bemerkungen über den Dichter, dabei spielt ein Grinsen um seine Mundwinkel. Man weiß nicht recht, ob er sich über einen lustig macht. Er nennt ihn den „dichtenden Musiker“. Scheint also auf das Musi-

kalische an ihm besonderes Gewicht zu legen. Und: den „Demokrit unter den Poeten“.

„Der lachende Dichter“ wage ich zu bemerken.

„Nichts davon!“ braust Schopenhauer auf. „Wenigstens denke ich nicht an dieses . . . Märchen über den Abderiten. — Der Empirist — die Vielseitigkeit seiner Natur — die ursprüngliche Bewegtheit seiner Figuren.³³ . . . Auch Demokrit war ein tüchtiger Musiker.“ Alles sprudelt rasch heraus.

Ich versuche, das Gespräch auf das weibliche Geschlecht zu lenken, ich kenne des Philosophen Ansichten über die Frauen, und es reizt mich seine an Paradoxen reiche Natur. Hoffmann der Empirist: ich exemplifiziere auf eine aus dem Leben gegriffene weibliche Figur bei Hoffmann. — Er beachtet es nicht. Und bleibt bei der Musik.

„Der klanggewordenen Empfindung“, sagt er versonnen, „habe ich besonderes Interesse entgegengebracht, nicht allein in ästhetischem Sinne, sondern auch in pädagogischer Hinsicht, und als allgemein menschlichem Ausdruck . . . Nichts ist so unmittelbar als die Musik.“

Ich werfe ein, daß ich ähnliche Worte im Gespräch mit Goethe hörte.

„Mit Goethe? Sie? Wann?“ Etwas unhöflich klingen die Worte.

„Bei meiner Begegnung mit ihm in Berka.“

„In — Berka?“

Ich mache ihm Mitteilung von dem Auftrage seitens meines Lehrers Zelter, Schütz in Berka Noten zu überbringen.

„Zelter Ihr Lehrer? Da haben Sie also musikalische Vorzüge . . .“

Ich erzähle ihm Näheres, von meiner Auffindung eines poetischen Goethe-Zyklus über die Musik im Hause des Berkaer Organisten und Goethe-Freundes und von der zufälligen Begegnung mit dem großen Dichter in seinem geliebten Berka. „Die Goetheschen Gedichte erläutern die musikalische Sendung des Menschen.“

³³ Die ursprüngliche Bewegung der Demokritischen Atome?

Langsam, wie zu sich selbst, spricht er die Worte: „Goethe — — er ist von der Sendung der Musik an die Menschheit überzeugt . . .“

Ich bemerke, daß Goethe die Empfindung für das Musikalische in Verbindung mit philosophischen Ideen setzte; daß er an einer Entwicklung der Grundanschauungen Spinozas erläuterte, wie Sein und Erleben eine Einheit in der menschlichen Seele in vollkommenstem Maße in der Musik bilden.

„Ja“, sagt Schopenhauer, „das ist sehr gut und eindrucksvoll. Es gibt überhaupt nichts Vollkommeneres als die Musik. Um die sonstigen Vollkommenheiten und Ideale ist es schlecht genug bestellt, aber die Musik — ja, da haben wir unmittelbar das Metaphysische, das wir wirklich zu empfinden imstande sind.“

Ich erkläre, daß Goethe das antike dionysische Griechentum heranzog, um die Macht der Musik zu versinnbildlichen, die hier zu einem Erleben wurde, so daß der Mensch ganz darin aufging, mit dem Außermenschlichen verschmolz, sich mit ihm eins fühlte.

„Nicht nur das Hellenentum“, äußert Schopenhauer, „beweist die Eindringlichkeit des Musikalischen. Die Priesterschaft aller Zeiten hat verstanden, die Musik für ihre Zwecke zu verwenden. Wir sehen es im Rausch des indischen Tempeltanzes ebenso wie im Aufgehen ins Nirwana. Ich kann mir keine Religion ohne Musik vorstellen.“

Jetzt wage ich einen kühnen Vorstoß, um den Philosophen ins Gebiet des Ewig-Weiblichen zu lenken. „Wenn das Gefühlsmäßige in der Musik am unmittelbarsten zum Ausdruck kommt, muß das weibliche Geschlecht für das Musikalische ganz besonders empfänglich sein.“

„Sie sind von Schiller infiziert!“ braust der Philosoph auf. „Was soll bei so ernsten Dingen die Exemplifizierung auf Minderwertigkeiten! Dieses unvollkommene, halbsinnige Geschlecht kann nie das Gefäß für große Wahrheiten sein. Die Diskrepanz in Ihren Äußerungen ist so offensichtlich, daß nur philosophische Schulung Sie auf den rechten Weg zu bringen vermag.“

Er erhebt sich und reicht mir — nicht die Hand.

Den Weg zu Schopenhauer habe ich nicht gefunden.
Den Philosophen habe ich nie wiedergesehen.

Quelle: Schopenhauer und die Musik. Von Rudolf v. Beyer. Aus dem Nachlaß mitgeteilt von seinem Enkel Dr. Rudolf Schade. „Der Schatzgräber“ (Berlin), Febr. 1931, Nr. 5.

Mit Flora Weiß

Um 1829/30.

Flora Weiß, die Nichte des Berliner Kunsthändlers Gaspone Weiß, hat ihrer Verwandten, Frau Mathilde Derbishire, einer Tochter Carl Bährs, über ihre einstigen Beziehungen zu Schopenhauer folgendes erzählt:

Eines Tages sei Schopenhauer mit ihr und einer jungen Freundin oder Verwandten auf einem der Berliner Seen Kahn gefahren. Schopenhauer hatte Weintrauben mitgebracht. Er gab erst der Freundin eine Traube. „Und mir“, sagte Flora Weiß in ihrem Berlinerisch, „sucht’ er so ne rechte schöne aus; so ’ne braune, «wo der Fuchs jeleckt hat». Ich wollt’ sie aber nicht haben. Mir war’s eklig, weil der olle Schopenhauer sie angefaßt hat, und da ließ ich sie so ganz sachte hinter mir ins Wasser gleiten. Dann kam noch ein Kahn vorbei, in dem junge Herren saßen, die uns anlachten, und wir sahen auch zu ihnen hin; aber dem Schopenhauer paßte das nicht, und er stellte sich ganz breit davor und sagte: «Ihr braucht nicht die dummen Laffen anzusehen!»“

Quelle: X. Jahrb. 1921, 105.

Mit Dr. Thomas Seebeck

Frühjahr 1830.

Im Jahre 1830, als ich im Begriff war dieselbe Abhandlung, welche deutsch diesen Brief begleitet [„Über das Sehn und die Farben“], lateinisch herauszugeben, ging ich zu Dr. Seebeck an der Berliner Akademie, der allgemein für den ersten Physiker Deutschlands gilt; er ist der Entdecker

der Thermo-Electricität und verschiedener physischer Wahrheiten. Ich befragte ihn um seine Meinung über die Streitsache zwischen Goethe und Newton: er war außerordentlich vorsichtig, ließ mich versprechen, daß ich Nichts von dem, was er sage, drucken und veröffentlichen würde, und zuletzt, nachdem ich ihn hart ins Gedränge gebracht hatte, gestand er, daß Goethe in der That vollkommen Recht und Newton Unrecht habe, aber daß es seine Sache nicht sei, der Welt das zu sagen.³⁴ — Er starb seitdem, der alte Feigling.

Schopenhauer an Eastlake, Frühjahr 1841.³⁵

Über Thomas Seebeck (1770—1831), den Entdecker der entoptischen Farben, vgl. Schemann, 420 f.

Mit Adelbert v. Chamisso

Um 1830.

In der letzten Zeit seines Berliner Aufenthaltes machte Schopenhauer auch die persönliche Bekanntschaft Chamissos. Der edele Dichter ermahnte ihn, wie Schopenhauer mir erzählte, den Teufel nicht zu schwarz zu malen; ein gutes Grau sei ausreichend. Er vermochte ihn nicht zu bekehren.

Quelle: Gwinner, 3. Aufl., 236.^{35a}

Mit Xaver Schnyder v. Wartensee

Winter 1831/32 — 1833 und folgende Jahre.

Nicht lange nachdem die Cholera ihren ersten Besuch in Berlin machte, ging ich hier in eine Sitzung des hiesigen

³⁴ Ähnlich hat Schopenhauer später F. Grävell die Sache berichtet; vgl. dessen Brief vom 11. Juli 1858 (s. S. 305), in dem auch auf eine Mitteilung von Hofrat Foerster verwiesen wird, wonach Seebeck gegenüber Hegel und Goethe ähnliche Äußerungen getan hat. Vgl. dazu Schemann, 421, wo noch auf den Briefwechsel Goethe-Zelter (VI, 379, 391) hingewiesen wird; ferner D VI, Vorr. S. XI.

³⁵ Übersetzung von E. O. Lindner, bei Lindner/Frauenstädt, 73 f.; das englische Original des Briefes D XIV, 528 ff.

^{35a} Im Neudr. der 1. Aufl., 82, mit einigen Abweichungen in den Einleitungsworten.

Physicalischen Vereins. Auf einem Tische waren mehrere zarte Instrumente ausgebreitet, und man wurde gebeten, nichts zu berühren und an dem Tisch nicht zu rütteln. Alles besah die Sachen von Ferne und mit Behutsamkeit, in Erwartung der schönen Versuche, die jetzt kommen sollten. Da trat jemand, etwas ältlich aussehend mit anmaßenden Geberden, an den Tisch, rüttelte dadurch diesen, und faßte, zum Ärger der Anwesenden, manches mit seinen Händen an um es näher zu besehen. Wer ist denn dieser Herr? fragte ich. Man kannte ihn nicht. Endlich sagte mir jemand, es ist Herr Dr. Schopenhauer, Sohn der Johanna, der als Cholera-Flüchtling von Berlin sich jetzt hier angesiedelt hat. Später ward ich immer näher mit ihm bekannt. Eines Tages als ich mich im Englischen Hof dahier als mehrjähriger Stammgast zu Tische setzen wollte, sahe ich meinen Freund Sch. auch im Saale, der, als er mich bemerkte, zu einem Kellner, der ihm seinen Platz als neuem Stammgast chronologisch weit unten bestimmt hatte, sagte: „Setzen Sie mich neben Herrn Schnyder; man kann doch mit ihm ein vernünftiges Gespräch führen.“ So geschah es, und wir fanden viele Berührungspunkte, besonders da wir Beide Reisen durch England, Italien etc. gemacht hatten. Einige Zeit lang stand es gut zwischen uns. Ich hatte an ihm einen sehr vielseitig interessanten und witzigen Nachbar; allein nach und nach traten seine unangenehmen Seiten hervor, als da waren: seine Rechthaberei; sein grenzenloser Hochmuth mit fabelhafter Selbstüberschätzung; seine Verachtung der Menschen und besonders der Frauen etc.

Ich will Ihnen hier einzelne Beispiele erzählen. Er sagte mir, er sei kein Mensch der allgemeinen Art, sondern auch körperlich ein Unicum. In Berlin habe er einmal durch einen Zahnarzt etwas an seinen Zähnen machen lassen müssen. Beim ersten Blick in seinen Mund habe der Arzt voll Erstaunen ausgerufen: Nein, das habe ich noch nie gesehen! Sie haben ja vier Zähne mehr, als das Maximum bei einem Menschen! — Schopenhauer sah mich an; ich sollte mich auch verwundern, allein ich sagte ihm ruhig und unbefangen: ich glaube Cuvier hat die Bemerkung ge-

macht: je mehr Zähne, um so reißender ist das Thier. — Ein andermal erzählte mir Schopenhauer von der Allgewalt seines Blickes, der niemand widerstehen könne, und sah mich plötzlich so an, wie etwa Brutus den Cimbrier, der ihn morden sollte, mag angesehen haben. Die Wirkung prallte an mir ab, und, mein Lachen unterdrückend, sagte ich: Ist es nur das?

Einst theilte er mir mit: man habe in der Naturwissenschaft eine herrliche Erfindung gemacht, die dem Menschengeschlecht eine der größten Wohlthaten sei; man habe nämlich nun ein Mittel gefunden, vermittelt welchem man den Forderungen der Natur genüge leisten könne ohne Gefahr, wie bisher immer, in Bordellen etwa angesteckt zu werden. Dieses bestehe darin, daß man in einem Glas voll Wasser eine Porzion Chlorkalk auflöst und dann nach dem Coitus den Penis darin badet, wodurch das allenfalls empfangene Gift des gänzlichen zerstört werde. Ich sagte ihm, es sei doch besser, sich an das Sprichwort zu halten: ferne vom Geschütz gibt alte Kriegsleute.

Einst kam ein Reisender an unsere Tafel, saß uns gegenüber und erzählte ein neu vorgefallenes, allerliebstes Stücklein von einem Hunde. Schopenhauer hörte mit höchster Spannung die Erzählung an und sagte nachher: Ja; was Sie da mittheilten, ist gewiß wahr. Ich erkenne darin meine Hunde. O sie stehen über den Menschen. Ich habe auch einen; einen Pudel, und wenn der etwas Garstiges thut, so sage ich ihm: pfui, du bist kein Hund; du bist nur ein Mensch. Ein Mensch; ein Mensch! Pfui, schäme dich. Dann schämt er sich und legt sich in seine Ecke.

Alles schwieg, und Schopenhauer grinste fürchterlich. Ich sah ihm an, daß er dachte, so sind die Menschen; die Kanaille. Man kann sie unter die Hunde herabsetzen, und sie mucksen nicht. Da sagte ich ihm mit lauter Stimme: Herr Doktor, einem solchen, der seinem Hund, wenn er ihn beschimpfen will, Mensch sagt, einem solchen kann man herentgegen, wenn man ihn ehren will, sagen: Du Hund! Nun zappelten einige Augenblicke lang seine Gesichtszüge und Glieder krampfhaft. Endlich aber siegte bei dem Philo-

sophen meine schlagende Logik und er sagte: Ja; ich habe nichts dagegen. — Dergleichen Tischgespräche hatte ich mehrere; keines brach unsere Freundschaft und wir besuchten uns oft gegenseitig. Nun will ich Ihnen nur noch erzählen, wie wir auseinander kamen. Wir waren miteinander in einer Streitigkeit über einen musikalischen Gegenstand begriffen, als der servirende Kellner schon eine Weile neben Schopenhauer mit einer Schüssel stand, ihm Rindfleisch anbietend, ohne daß dieser es in der Hitze des Polemirens merkte. Da sagte ich zu ihm: nun so nehmen Sie doch einmal *a priori*, daß ich dann *a posteriori* auch nehmen kann. Mit einem Blick von unsäglicher Wuth und Verachtung schrie mich Schopenhauer an: das sind heilige Ausdrücke, die Sie jetzt gebrauchten, die man nicht so profaniren darf, und deren Wichtigkeit Sie nicht begreifen. Ich bemerkte ihm, daß ich diese Ausdrücke schon lange vorher kannte ehe ich wußte, daß es einen Menschen in der Welt gäbe, der Schopenhauer hieße. In seinem heiligen Zorn mag er das überhört haben und zürnte mir noch zu: sprechen Sie nicht mehr mit mir; ich bin Ihnen viel zu gelehrt — viel, viel zu gelehrt. Auf dieses sagte ich ihm ruhig: Ihren Wunsch, Hr. Sch., kann ich leicht, und will ich gern gewähren, sehr gern. Von diesem Augenblick an sagte ich kein, kein Wort mehr zu ihm. Er wollte verschiedene Male ein Gespräch mit mir anfangen, allein ich blieb stumm. So ging es einige Tage; da ließ er sich vom Kellner sein Couvert in eine andere Provinz unseres Table d'hôte-Staates verlegen, wo er in die Gesellschaft muthwilliger junger Kaufleute kam, die ihren Spaß an ihm hatten, und wo auch manches hübsche Anecdötchen von ihm zu erzählen wäre.

Quelle: Brief Schnyders an Gutzkow vom 31. Okt. 1860. Veröffentlicht Aprilheft 1930 der „Süddeutschen Monatshefte“: „Unbekanntes von Arthur Schopenhauer“, 489 ff. Der gehässige Bericht sollte Gutzkow als Unterlage für einen ihm durch Schopenhauers Freunde (Bähr, Lindner) drohenden Prozeß dienen.

Über den Kompositionslehrer und Musikschriftsteller Schnyder von Wartensee (1786—1868) vgl. den Artikel Eitners in der A. D. B. 32, 199 ff. Die „Lebenserinnerungen“ von Xaver Schnyder von Wartensee, Zürich 1888, reichen nur bis zu seiner Ankunft in Frankfurt im Oktober

1817. Ergänzungen dazu gibt Bernard Müller, X. Schn. v. W., in der Vierteljahrsschrift „Alt-Frankfurt“, Jg. III 1911, 14 ff. Hier findet sich S. 21 auch bereits, anscheinend nach mündlicher Überlieferung, die oben mitgeteilte Anekdote, „daß Schnyder, als Schopenhauer einst im englischen Hof erzählte, sein Hund sei ungezogen gewesen, er habe ihn dafür gescholten: «Du Mensch», und das Tier habe den Schimpf wohl verstanden, sofort erwiderte: Da muß man wohl zu Ihnen, um Ihnen etwas Angenehmes zu sagen, sprechen: «Du Hund».“

Mit Michael Reuß

Winter 1832/33.

Vom 4. November 1832 bis 18. Februar 1833 wohnte Schopenhauer in Mannheim, im Hause des Schuhmachermeisters Michael Reuß, *Lit. C.* 2, 9. Dessen Enkelin, Fräulein Josephine Follenweider, berichtet aus Familientradition, daß Schopenhauer, wenn er nachts 1—2 von der „Harmonie“ nach Hause kam, mit einem Stock auf alle Möbel geschlagen habe, so daß die übrigen Bewohner aufwachten.

Als mein Großvater H. D[r.] des andern Morgens zur Rede stellte, was das in der Nacht gewesen wäre, so sagte er: Ich citiere meine Geister des Nachts.

Quelle: Hermann Keller/Friedrich Walter: Schopenhauer in Mannheim; Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 32 (1931), 20.

Die weiteren Mitteilungen von Fräulein Follenweider über angebliche Zornesausbrüche Schopenhauers werden schon durch chronologische Unstimmigkeiten, zum mindesten in dieser Form, widerlegt. („H. Sch. erzählte, daß an allem Unglück seine Mutter Schuld hätte, sie habe ihn so schlecht erzogen und er verfluche sie noch im Grabe.“ — Johanna Sch. starb bekanntlich erst 1838.)

Mit Ottilie v. Goethe

Juli 1833 — Sommer 1834 — 11. August 1849.

Die Briefe der Jugendfreundin Schopenhauers, Ottilie v. Goethe³⁶, geben uns Nachricht von einigen Begegnungen mit Schopenhauer, in die zunächst dessen Verhältnis zu seiner Schwester hineinspielt:

Arthur [Schopenhauer] ist hier, und bleibt nun aufs Neue einige Zeit hier. Ich habe nur die Wahl, Dir viel oder gar nichts zu sagen — A. [Arthur] ist besser.

(Ottilie an Adele Schopenhauer, Frankfurth, 7. Juli 1833.)

³⁶ H. H. Houben, Ottilie v. Goethe, Erlebnisse und Geständnisse 1832—1857, Leipzig 1923.

... kann also heute nur die wenigen Worte schreiben. Arthur ist Dein Bruder.

(Otilie an Adele Schopenhauer, Frankfurth, 18. Juli 1833.)

Arthur war zweimal bei mir, dann habe ich ihn nicht wieder-gesehen . . .

(Otilie an Adele Schopenhauer, 9. August 1833.)

Eine weitere, Schopenhauer berührende Mitteilung betrifft eine Liebesangelegenheit Ottilies. Am 30. November 1833 teilt sie mit, sie sei nahe daran gewesen, einen englischen Captain Story zu heiraten, sie habe jedoch andere Männer nicht vergessen können. Trotzdem wolle sie ihm wieder schreiben. Am 6. März 1834 berichtet sie, er sei entgegen seiner Zusage nicht gekommen, sie betrachte alles als beendet. Dennoch möchte sie ihn „je eher je lieber wiedersehen“, — er scheine sich in Frankfurt angesiedelt zu haben. Am 17. Mai 1834 trifft sie in Frankfurt ein. Sie benachrichtigt Adele am 26. Juli, Story habe sie zur Ver-söhnung beredet, um acht Tage darauf alles zu zerreißen. Wie aus zwei weiteren Briefen (vom 6. März und 14. September 1834) hervorgeht, hat Storys Schwester gegen eine Verbindung gearbeitet. In einem dieser Briefe spielt Schopenhauer eine Rolle:

Laß mich Dir nicht zu viel schreiben, du weißt ja ich verstehe nicht mit Tinte blos zu schreiben, ein Tropfen Herzblut ist immer dabei, — doch sagen muß ich Dir, daß Arthur freundlich und gut gegen mich blieb, und daß als Miß Story ihn ausfragen wollte über mein früheres Leben, ob sich da nicht manches Nachtheilige herausfinden ließ um es gegen mich zu brauchen, er augenblicklich Capt. Story davon benachrichtigte.

Otilie an Adele Schopenhauer, 14. September 1834.

Am 10. November 1835 schreibt Schopenhauer an seine Schwester: „Story hat ein schönes Englisches Mädchen mit £ 6000.—! ge-heirathet u. sagt sie hätte das beste Gemüth in der Welt.“ (XVIII. Jahrb. 1931, 333). Aus dieser Mitteilung erklärt sich der Brief der Sibylle Mertens vom 14. September 1838 an Otilie: „über Story kein Wort . . . Ich fühle mit Ihnen, das wissen Sie, und ich mögte leicht mich hin-reißen lassen von gerechtem Inngrimme.“ Noch am 1. August 1837 stellt Otilie mit Schmerz fest, daß an diesem Tage Storys Geburtstag sei, und am 24. Juni 1848 schreibt sie, daß „ein Blatt der Allgemeinen heute“, das unter den Familien in Baden-Baden Story nenne³⁷, sie er-

³⁷ Bezieht sich auf eine Notiz der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom 21. Juni 1848, Nr. 173, die unter den „hohen Herrschaf-ten . . ., die sich schon längere Zeit“ in Baden-Baden aufhalten, auch „die Familie Story“ aufführt.

schreckt habe. „Gott behüte mich vor einem solchen Begegnen. Kannst Du gelegentlich erforschen, ob es wirklich Capt. Story mit seiner Frau ist, thue es bitte.“

Nachforschungen nach Story und seinen Beziehungen zu Schopenhauer sind leider ergebnislos geblieben.

Eine weitere Begegnung Schopenhauers mit Ottilie hat, soviel wir wissen, erst am 11. August 1849, kurz vor dem Tode Adeles, stattgefunden. Am 9. August verließ Ottilie das Krankenlager Adeles in Bonn, um sich nach Frankfurt zu begeben. Der nächste Tag ging über einem Unwohlsein und einem Theaterbesuch hin, und erst am 11. gegen Mittag konnte sie Schopenhauer über den Zustand seiner Schwester berichten. Am 12. August schreibt sie an Sibylle Mertens:

Ich wollte Dir nicht früher schreiben bis ich Alles besorgt; Arthur kam aber so spät und blieb so lange, daß mir auch nicht mehr möglich war auch nur eine Zeile zu schreiben. Er war tief betrübt Adele so leidend zu wissen, und pries das Glück, daß sie Deine Pflege hat.³⁸

Vermutlich hat die im Gespräch mit Bähr (S. 250) erwähnte Besichtigung des 1839 errichteten Goethe-Bildnisses von Marchesi in der Stadtbibliothek bei diesem letzten Besuch Ottiliens stattgefunden.

Die Beziehung schließt mit dem Brief vom April 1860, in dem Ottilie ihre Freude an Schopenhauers Ruhm ausspricht, an der Kraft, die ihn das Ziel, das er sich fünfzig Jahre zuvor unter ihren Augen gesteckt, „der Philosoph des 19. Jahrhunderts zu werden“, hatte erreichen lassen. Wenn Schopenhauer in seiner Antwort vom 27. April 1860 hofft, daß ihr „Weg wieder einmal über Frankfurt gehn wird“, so hat sich diese Hoffnung nicht mehr erfüllt.

Mit Caroline Jagemann

1834.

Der Jagemann, genannt v. Heigendorf, erzählte ich vor 18 Jahren die damals eben ersonnene Stachelschweingeschichte³⁹, und hatte auch sie große Freude daran. Sie

³⁸ Ähnlich ein Brief an Adele Schopenhauer vom 16. August 1849 (bei H. H. Houben, Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer, XVI. Jahrb. 1929, 93). Noch am 11. August hatte sich Ottilie für einen Tag nach Heidelberg begeben, am 12. reiste sie nach Frankfurt, am 13. nach Weimar zurück.

³⁹ Parerga II, D V, 717.

und ich waren die Letzten aus der glorreichen Weimarschen Periode.

Schopenhauer an Frauenstädt, 2. Januar 1852, D XV, 84.

Über Caroline Jagemann (1777—1848), der Schopenhauers einziges Liebesgedicht, aus dem Winter 1809, gilt (Faks. III. Jahrb. 1914, X), vgl. Gespräche mit Johanna Schopenhauer (S. 13) und Frauenstädt (S. 124). Die Memoiren der Geliebten Herzog Carl Augusts (Caroline Jagemann, Erinnerungen, herausgegeben von Ed. v. Bamberg, Berlin 1926) berühren die flüchtige Beziehung zu Schopenhauer nicht; ebenso wenig enthält, nach einer Mitteilung der Familie Heygendorff, Dresden, an mich, der umfangreiche Nachlaß irgend etwas, das Beziehung zu Schopenhauer hätte.

Mit Georg Römer

1835/36 und folgende Jahre.

Schopenhauer nahm sein Diner an der 1-Uhr-Tafel des Hotels zum englischen Hofe, wenn ich nicht irre, gleich Anfangs der Übernahme dieses Gasthofes durch die Herren Gouvernon und Büdinger um das Jahr 1835/36. Ich speiste ebendasselbst zu Mittag und war so glücklich, schon wenige Tage nach unserm erstmaligen Zusammentreffen von meinem Tischgenossen angegangen zu werden, meinen ständigen Platz an seiner Linken zu nehmen, da er auf dieser Seite weit besser, als mit dem rechten Ohre hörte. Von diesem Tage an behielt ich meinen Platz an besagter Tafel auf einige Jahre hinaus an der Seite des lachenden und lachen machenden Philosophen! . . .

Mein Tischnachbar erschien fast immer, nachdem die Suppe bereits gegessen war, und die Schuld seines Spätkommens lag weniger in der Entfernung seiner Wohnung — Schopenhauer wohnte damals in der Neuen Mainzerstraße — als in den Vertiefungen in seine Studien des Vormittags. Wer von 8 Uhr Morgens bis Mittags sich so anhaltend und anstrengend geistig beschäftigt hatte, wie er, durfte gewiß ebensowohl über eine gewisse geistige, als auch namentlich über physische Erschöpfung klagen, und um Beides aufzuheben, verzehrte der bereits bejahrte Mann die ersten Gerichte des Mahles mit einer wahren Gier. Wer ihn in diesem Augenblicke hätte an seiner „Arbeit“ stören wollen,

würde sich allerdings eine kurze, scharfe Antwort oder vielleicht gar ein unverständliches Geknurre zugezogen haben. Ich ließ daher den hungrigen Philosophen ruhig gewähren und wartete ab, bis er mir aus seiner mit römischer Mosaik belegten Dose eine Prise Pariser Schnupftabaks anbot. Mit diesem Momente begann die Conversation und erstreckte sich solche über alle möglichen Gegenstände: Politik, Theater, Literatur, Kunst, Tagesneuigkeiten, Anekdoten in Masse, deren Schopenhauer stets die besten und pikantesten — mitunter sogar sehr derbe — zum Besten gab.

Während mehrerer Tage speiste Saphir — der Witzmacher *par excellence* — in unserer nächsten Nähe. Der Wiener Bonmots-Schreiber und Dichter-Humorist, dessen Schriften alle Lachmuskeln in Bewegung setzten, war in seiner Unterhaltung eher breit und schwerfällig, als redefertig, während der in seinen Werken überaus ernste und tiefe Denker Schopenhauer in seiner Conversation von Geist und Witz übersprudelte.

Schopenhauer besaß eine außerordentliche Empfindsamkeit und Reizbarkeit. Wenn er eine hochherzige That erzählen hörte, kamen ihm Thränen in die Augen und dasselbe trat ein, wenn er selbst etwas Edles oder etwas Rührendes erzählte, wobei ihm häufig die Stimme auf die Dauer von einigen Sekunden versagte. Eine durch und durch aristokratische Natur; haßte er alles Triviale und Gemeine, und obgleich er eine große Herzensgüte und Freundlichkeit gegen Diejenigen besaß, bei welchen er Fähigkeiten entdeckt hatte, die er schätzte, so verstand er sich doch nicht leicht dazu, mit dem ersten besten Unbekannten in ein Gespräch einzugehen. Als einen Beweis seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit kann ich anführen, daß Schopenhauer in einer Zeit, wo er ganz besonders beschäftigt war, dennoch sich gerne dazu verstand, die Manuscripte mehrerer Lustspiele, welche ich geschrieben hatte und wovon eines auf der Darmstädter Bühne, das andere in dem hiesigen Stadttheater aufgeführt wurde, nach und nach durchzulesen und mit mir, wenn wir des Abends im englischen Hofe zusammen trafen, zu besprechen.

Abgesehen von dem Interesse, welches mein Tischnachbar an meiner damaligen Comödienschreiberei nahm, machte er sich auch ein Vergnügen daraus, mich mit guter und interessanter Lectüre aus seiner Bibliothek zu versehen. Umgekehrt las er solche durch, die ich ihm leihen konnte, und erwähne ich hier nur eines: „*El donce del rey Don Enrique el doliente*“ von Carra, den er mich nach beendeter Lectüre zu übersetzen aufforderte. Die Übersetzung des genannten Werkes wurde auch von mir vor vielen Jahren schon begonnen, blieb aber liegen.

Ich will Schopenhauers Gefälligkeit, Gutmüthigkeit und Freundlichkeit noch etwas weiter ausführen. Wenn ich ihn, entweder 11 $\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags oder zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags, zu Hause besuchte, war er gerade so freundlich, humoristisch und redselig, wie gegen das Ende des Mittagstisches, und erzählte mir öfters von Briefen, die er empfangen hatte, — vom „alten“ Dorguth oder Frauenstädt oder einem seiner sonstigen „Apostel“, wie er seine ersten Anhänger scherzweise zu nennen pflegte. Er las mir Aufsätze vor, die über seine Werke erschienen waren, z. B. in der „Edinburg Review“, und kletterte die Leiter in seiner Bibliothek auf und nieder, um mir irgend ein besprochenes Buch herunter zu holen.

Häufig begleitete ich Schopenhauer auf seinen Spaziergängen nach dem Röderberge oder dem Main entlang, während welcher Promenade er seine Cigarre rauchte und sich über Alles, was vorkam, lebhaft unterhielt. Sein Pudel lief bei diesen Spaziergängen neben uns her und blieb dabei ebenso unbeachtet, als während unseres Zusammenseyns in Schopenhauers Wohnung. Ich erinnere mich, dem Philosophen eines Tages erzählt zu haben, daß ihm die Leute nachsagten, er nenne seinen Pudel „du Mensch!“, wenn er ihn zanken wolle. Er gab dieß lachend zu und erklärte es für einen Ausbruch seines Humors und für weiter nichts...

Schopenhauer sprach gerne und vortrefflich französisch, neckte aber Franzosen oft damit, daß er ihre Sprache nicht für eine Sprache, sondern für einen bloßen Jargon erklärte, und dann rief er ihnen, um den Wohlklang zu bezeichnen,

ein näseldes „en“ oder ein spitziges „eux“ entgegen; auch sagte er ihnen scherzweise, „daß sie eine Nation von Tiger-Affen seyen“, womit er ihre Leidenschaft fürs Posiren („ils aiment à poser“) und für den Krieg erklären wollte. Die italienische Sprache nannte er „umständlich“ und citirte als Beispiel „la di lei madre“ oder „conciossiacosaché“. Diese Kritik geschah jedoch stets auf eine lachende Weise. Das Englische und die Engländer standen bei ihm in großer Gnade, ja er erklärte sich sogar für einen halben Engländer unter Anspielung an eine Reise seiner Eltern in England.⁴⁰ Von seinen Eltern sprach er stets mit der höchsten Liebe, konnte sich aber dennoch nicht enthalten, seine Mutter... „un bas bleu“ zu nennen, welchen Titel er auch seiner Schwester Johanna [sic!] gemüthlich scherzend beilegte...

Es sey mir gestattet, hier eine Anecdote einzuschalten, die den damaligen Großherzog von Weimar betrifft und die mir Schopenhauer selbst mitgetheilt hat. Der Großherzog befand sich zum Thee bei Madame Schopenhauer in zahlreicher Gesellschaft. Der hohe Herr wollte sich entfernen, die Anwesenden dieß jedoch nicht merken lassen. Er benutzte also den Augenblick, in welchem die Conversation am lebhaftesten war. Nicht gewohnt jedoch, eine Thüre hinter sich zu schließen, ließ er diese sperrweit offen stehen und eine eiskalte Luft überströmte die Plaudernden. Alles schaute in die Höhe, aber Niemand bemerkte den Souverän, der den Zurückgebliebenen dieses frostige Adieu zublies! Man lachte, schloß die Thüre und scherzte über menschliche Gewohnheiten im Allgemeinen und über die Gewohnheiten „großer Herren“ im Besonderen. Der Großherzog hatte nicht daran gedacht, daß hier keine Lakaien des Schlosses im Dienste waren und die Thüre hinter ihm schließen würden...

Schopenhauer erzählte außerordentlich ausdrucksvoll, und wer jemals seine Anecdote über den großen Mimen

⁴⁰ Vgl. dazu die Stelle im *Curriculum vitae* vom 31. Dezember 1819 (D XIV, 280): „Parum tamen abfuit, quin Anglus fierem; mater enim, jam imminente partu, ex Anglia Gedanum revecta est.“ Ebenso die Äußerung zu Eduard Crüger, S. 186 f.

Devrient und den feinen Hofprediger und Philosophen Schleiermacher oder diejenige des im Bette klingelnden florentinischen *Marito felice* — welche beide Geschichten für den Druck sich nicht eignen — aus seinem Munde gehört hat, wird wochenlang darüber gelacht und solche nie wieder vergessen haben. Aber auch rührend konnte er erzählen, namentlich wenn er von seinem Liebesverhältniß in Rom oder Florenz sprach, dessen er häufig mit großer Wehmuth erwähnte, versichernd, daß er damals theils aus Neigung, theils aus Pflichtgefühl geheiratet haben würde, wenn nicht ein unübersteigliches Hinderniß eingetreten wäre, welches er, allem Schmerze zum Trotz, den es ihm bereitet habe, dennoch jetzt für ein Glück ansehen müsse, „da eine Frau für einen Philosophen sich nicht schicke“.⁴¹ Schopenhauer widersprach häufig, aber nicht, um zu widersprechen, sondern um durch den Einwurf aller Gegen Gründe die Wahrheit und die Stichhaltigkeit des Behaupteten oder Erzählten zu ergründen. Nachdem er am Abende die „Times“, welche er eine Fundgrube von Wahrheit zu nennen pflegte, durchgelesen hatte, erhielt er bei seinem Souper im englischen Hofe die „Frankfurter Postzeitung“ — auf welche er abonirt war — und diese durchgehend ließ er sich eben so gut auf ein politisches Gespräch ein, wie jeder andere Sterbliche. Er machte häufig seine Scherze darüber, mit welcher Leichtigkeit die Herren Zeitungsschreiber die meisten Gedanken der Gewaltigen dieser Erde und deren verborgenste Pläne und Absichten errathen zu haben die Miene annahmen. Schopenhauer war streng monarchisch gesinnt und also ein Feind der Revolution; er hielt daher Napoleon III. Anfangs, als Sieger über die Revolution in Frankreich, sehr hoch, äußerte sich aber später scharf verwerfend über sein ganzes Thun und Treiben.

Ich habe oben gesagt, daß mein tägliches Begegnen mit Schopenhauer in die zweite Hälfte der Dreißiger Jahre gefallen sey. Aber auch viel später, nach meiner Rückkehr aus Italien und Spanien, besuchte ich den liebenswürdigen

⁴¹ Vgl. hierzu Gespräch mit Eduard Crüger, S. 184.

Gelehrten sehr oft in seiner Wohnung an der schönen Aussicht und fand ihn jedesmal unverändert oder vielmehr noch liebenswürdiger und zugänglicher, als zuvor, weil er währenddessen im In- und Auslande weit mehr Anerkennung gefunden hatte, was seinem Herzen wohl that, und die Verleger seine Werke nicht allein verlangten, sondern sie ihm sogar gut honorirten. Letzteres war für ihn, den vermögenden Mann, keine Geldfrage, sondern nur eine Satisfaction.

Quelle: Arthur Schopenhauer im persönlichen Verkehr. Reminiscenzen von Georg Römer. Didaskalia, 41. Jahrg., Nr. 128 und 129 (9. und 10. Mai 1863).

Schopenhauer erwähnt Georg Römer nur einmal in seinem Brief an Frauenstädt vom 11. März 1852: „Ein alter Freund, Römer, der jetzt, auf meinen Rath, den Moratin aus dem Spanischen (er ist kürzlich in Spanien lange gewesen) übersetzt, ist von meinen Parergis begeistert und sagt gerade wie Sie, es wäre ein Buch, daran man sein Leben lang zu lesen hätte.“

Schopenhauers Billet an Römer mit der Einladung, ihn nach Aschaffenburg zu begleiten (D XIV, 652), ist nicht (mit Gebhardt) 1849, sondern auf den 8. August 1854 zu datieren — vgl. Schopenhauers Brief an Becker vom 9. August 1854: „Mußten Sie gerade gestern kommen, da ich die neue Eisenbahn nach Aschaffenburg benutzte, das Pompejanische Haus zu sehn...!“

Georg Römer erscheint im Frankfurter Adreßbuch bis 1857 als Handelsmann; 1857—1861 ist er Kurhauskommissär in Homburg. Nach seiner Entlassung führte er in Zeitungen und Broschüren einen heftigen Kampf gegen die Gebr. Le Blanc und deren Spielsäle in Homburg. Die Frankfurter Stadtbibliothek besitzt eine gedruckte Eingabe Römers an den Landgrafen von Hessen-Homburg vom 13. August 1862 mit schweren Vorwürfen gegen die Spielhauspächter und ein anonym erschienenenes, ebenfalls gegen die Homburger Spielbank gerichtetes Schauspiel „*Rien ne va plus*. Ein Apropos in 4 Abteilungen. Die Handlung findet statt in *Hontebourg sur l'abime*. Frankfurt 1863.“ Die 1. Abteilung dieses Stückes erschien in 2. Aufl. 1863. In der Vorrede an François Blanc in Paris nennt sich der Verfasser Don Fulano. Von den früheren Lustspielen Römers konnte ich nur eines feststellen, das Originallustspiel „*Excentrisch und Natürlich*“, das am 10. April 1855 zum erstenmal in Szene ging (Anton Bing, Rückblicke auf die Geschichte des Frankf. Stadttheaters, Frankfurt a. M. 1892, 70).

Mit Dr. Martin Emden

1836 — 1858.

Über die langjährigen freundschaftlichen Beziehungen Schopenhauers zu dem Frankfurter Advokaten Dr. Martin Emden sind wir fast allein aus Schopenhauers Briefwechsel unterrichtet. Die Erwähnungen, Nachklang zahlreicher Gespräche, führen bis in die Mitte der dreißiger Jahre zurück⁴²:

[Emden hat dem Nordwall⁴³] erzählt, daß ich schon vor 20 Jahren ihm meinen dereinstigen Ruhm vorher gesagt habe.

Schopenhauer an Frauenstädt, 14. August 1856.

Schopenhauer berichtet vor allem von Emdens steter Teilnahme an seiner Philosophie. Als Carové im Juliheft 1841 der „Hallischen Jahrbücher“ seine pseudonyme Rezension der „Beiden Grundprobleme der Ethik“ veröffentlicht hat, versucht er, den Verfasser herauszubringen — es gelingt ihm erst i. J. 1854 (vgl. Gespräche mit Carové, S. 63). Vergeblich bemüht er sich auch um den Verfasser des Pamphlets „Über die deutsche Philosophie seit Hegels Tode“ in der Brockhausschen Zeitschrift „Die Gegenwart“ (vgl. Brief an Frauenstädt vom 26. September 1851). Er beurteilt Frauenstädt's Veröffentlichungen, die Schrift „Über das wahre Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung“ (Darmstadt 1848), den Aufsatz „Stimmen über Arthur Schopenhauer“ (Blätter für litt. Unterhaltung 1849, Nr. 277—281) und die Rezension der *Parerga* (Blätter für litt. Unterhaltung 1852, Nr. 9) im einzelnen genau so wie Schopenhauer selbst, was dieser ausdrücklich hervorhebt (vgl. Briefe an Frauenstädt vom 5. Januar 1848, D XIV, 616; vom 9. Dezember 1849, D XIV, 649; vom 10. Juni 1852). Er entdeckt, auf Grund eines Referats im *Economist*, die umfangreiche Würdigung Schopenhauers im Aprilheft 1853 der *Westminster Review* (vgl. Brief an E. O. Lindner vom 27. April 1853). Er tritt auch auf Schopenhauers Seite, als die vierzehn Frankfurter Ärzte öffentlich gegen den Magnetiseur Regazzoni Stellung nehmen (vgl. Brief an Frauenstädt vom 30. November 1854).

Emden wird (neben Becker) Schopenhauers ständiger Berater in Rechtsfragen. Als Sibylle Mertens die an Adele gezahlte Leibrente nach deren Tod Schopenhauer übermacht und dieser eine rechtlich bindende

⁴² Diese aus dem Briefe an Frauenstädt vom 14. August 1856 stammende Datierung („vor 20 Jahren“) wird durch den Brief Alexandre Minuts an Schopenhauer vom 20. März 1837 gestützt, der einen Gruß an Emden enthält (D XIV, 468). Nach Gwinner, 3. Aufl., 381, hätte Schopenhauer „seit seiner Übersiedelung nach Frankfurt“ mit Emden Umgang gepflogen.

⁴³ Vgl. Gespräche mit A. L. Nordwall, S. 270 f.

Form dafür wünscht, arbeitet Emden einen Vertrag aus (vgl. Schopenhauers Briefe an Sibylle Mertens vom 10. und 21. November 1850 und an Becker vom 2. Dezember 1850 und 17. Januar 1851), der dann allerdings nicht abgeschlossen wird. Auch in der Angelegenheit seiner Danziger Pachtgelder zieht Schopenhauer vielfach Emden zu Rate (vgl. seine Briefe an Sibylle Mertens vom 3. Februar 1852, an Becker vom 25. Oktober 1853, 3. November 1853, 13. Mai 1854). In seinem Testament vom 26. Juni 1852 setzt er ihn schließlich zu seinem Testamentsvollstrecker und zum Erben seiner Bibliothek ein. Emden wird auch, für den Fall daß die Magd Margarethe Schnepf dies nicht will, Schopenhauers Hund zu sich nehmen, „wie er mir dies versprochen hat“. (Test. Art. VIII.)

In spätere Zeit (zwischen 1854, dem Jahr der Bekanntschaft Gwinners mit Schopenhauer, und 1858, dem Todesjahr Emdens) und in die Bereiche „gemeinsamer musikalischer Interessen“ (darüber vgl. auch Schopenhauers Brief an Lindner vom 30. Dezember 1854) führt die folgende Mitteilung:

Nur Einer Controverse zwischen beiden erinnere ich mich: sie betraf Rossinis „Wilhelm Tell“, von welchem Emden nie ohne Widerspruch Schopenhauer sagen hörte, daß es eine Oper von Rossini sei, aber keine Rossinische Oper.

Quelle: Gwinner, 2. Aufl., 600; 3. Aufl., 381.

Emden ist am 3. November 1858 gestorben. Vgl. Schopenhauers Brief an Lindner vom gleichen Tage.

Mit Margarethe Sauer

1836 — 1860.

Margarethe Sauer (1817—1904), Tochter des Cronberger Kantors Sauer, stand 1836—1845 im Dienst des amerikanischen Konsuls Schwendler, der den oberen Stock des Hauses Schöne Aussicht 17 bewohnte. Sie durfte, den Mitteilungen ihres Enkels zufolge, Schopenhauer wiederholt Klavier vorspielen und vorsingen. Nach ihrer Verheiratung 1845 hat sie auch mit Schopenhauers Magd Margarethe Schnepf in langjährige freundschaftliche Beziehungen getreten.⁴⁴ Später hat sie von ihr verschiedene, heute größtenteils im Schopenhauer-Archiv vereinigte Möbelstücke aus dem Nachlaß Schopenhauers erworben. Von ihrem Enkel hat Carl Gebhardt einiges über ihre Beziehungen zu Schopenhauer erfragt:

So, daß Schopenhauer einmal sich sehr amüsiert hat

⁴⁴ Nicht schon während der Dienstzeit bei Schwendler (Gebhardt, XVI. Jahrb. 1929, 285), was aus zeitlichen Gründen unmöglich ist.

über die phantastische Orthographie, mit der Margarethe Schnepf bei der Aufstellung einer Rechnung das schwierige Wort „Zwetschgen“ wiedergab. Daß er Margarethe Sauer vieles über Kaspar Hauser erzählt, dessen Schicksal damals noch alle Gemüter in Spannung hielt, Schopenhauer, der sich selbst als den Kaspar Hauser der deutschen Philosophie bezeichnet.

Quelle: XVI. Jahrb. 1929, 286.

Beide Mitteilungen führen bemerkenswerterweise auf die Zeit nach 1849. Denn im April 1849 trat Margarethe Schnepf in Schopenhauers Dienste (vgl. S. 164), und im gleichen Jahre erschien Friedrich Dorguths Schrift „Grundkritik der Dialektik und des Identitätssystems“, in der (S. 9) zum erstenmal der von Schopenhauer mehrfach in Briefen, im I. Bd. der Parerga (D IV, 155) und in der Vorrede zur 2. Auflage des „Willens in der Natur“ (D III, 238) zitierte Vergleich mit Kaspar Hauser auftaucht.

Mit Friedrich Wilhelm Carové

1841 — 1844.

Hauptsächlich will Ihnen heute offenbaren, wer der Verfasser des alten Pasquills in den Halle'schen Jahrbüchern⁴⁵ ist. Dr. Emden hatte sich schon damals schrecklich darüber geärgert und war sehr bemüht, den Verfasser herauszubringen, aber vergeblich. Vor ein paar Jahren sagte er mir, ein Paar Jüdische Doctoren seiner Bekanntschaft wüßten ihn, aber dürften es schlechterdings nicht sagen. Jetzt, weil er todt ist, haben sie es ihm gesagt: es ist Carové, der damals in freundschaftlichen Verhältnissen mit mir stand, auch über jene Recension mit mir unbefangen geredet hat. Mein hämischer Neider war er stets: vor 10 Jahren erzürnte ich mich mit ihm und war ihn los; wiewohl er sich nachher mit unverschämter Zudringlichkeit bemüht hat, wieder anzubinden. Er war ein sehr niederträchtiger Mensch und hat es oft gezeigt.

Schopenhauer an Frauenstädt, 29. Juni 1854.

⁴⁵ Rezension der „Beiden Grundprobleme der Ethik“, signiert Spiritus asper, Juliheft 1841.

Auch im Brief an Becker vom 27. August 1854 ist die Feststellung Emdens kurz erwähnt.

Friedrich Wilhelm Carové (1789—1852): Advokat, Finanzkontrolleur, Mitstifter der Burschenschaft, Abgeordneter zum Wartburgfest, dann Hegels Repetent in Heidelberg und Berlin, Privatdozent in Breslau (1819), schließlich Privatgelehrter in Heidelberg und Frankfurt. Vgl. A. D. B., auch Grisebach, 314 f. Ein Billet Sch.s an Carové vom 31. Mai 1843 ist kürzlich zutage gekommen.

Mit Johann August Becker

Herbst 1844 — 1845 — Juni 1848 — Herbst 1850 —
25. April 1852 — Juni 1852 — 22. (?) August 1852 — 1853
— 17. April 1854 — 10. Sept. 1854 — Ende März 1855 —
Anf. Juli 1856 — 9. April 1857 — Ende März 1860 (?).

Der Advokat Becker in Alzey (seit 1850 Kreisrichter in Mainz) hatte Schopenhauer am 31. Juli 1844 brieflich gebeten, ihm seine *dubia* hinsichtlich einiger Hauptpunkte der Schopenhauerschen Philosophie vorzutragen zu dürfen. Schopenhauer stimmte zu und erteilte den ausführlichen Briefen Beckers vom 12. August, 10. September und 20. November 1844 ebenso ausführliche Antworten. Im Herbst des gleichen Jahres (jedenfalls nach Schopenhauers Brief vom 21. September) muß Becker den Philosophen auch persönlich aufgesucht haben; er schreibt in seinem Brief vom 20. November: „Indeß hoffe ich, daß wir uns auch hierüber besser verständigen werden, wenn ich einmal wieder das Vergnügen habe, Sie persönlich zu sehen.“ Auf einen Brief mit neuen *dubiis* vom 16. Dezember schwieg Schopenhauer. Als Becker ihn bei einem Besuche 1845 darüber befragte, sagte er nach Mitteilung von Beckers Sohn:

Er habe in früheren Jahren, als er noch mittheilsamer gewesen, sich einmal mit einem Tischnachbar über ein philosophisches Thema in eine längere Diskussion eingelassen, wobei er sich alle Mühe gegeben habe, denselben zu überzeugen. Dann habe ihm ein Freund seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß er sich überhaupt mit diesem Manne, der immer mit neuen scharfsinnigen Einwänden gekommen sei, eingelassen habe; denn derselbe sei bekannt als ein Mann, der nur disputire um des Disputirens willen (als *voluptuarius*), während ihm die Sache, die er vertrete, völlig gleichgültig sei. Dieser Vorfall sei ihm bei meines Vaters letztem Briefe wieder in Erinnerung gekommen und habe ihn von der Fortsetzung der begonnenen Diskussion abgehalten.

Quelle: Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker. Leipzig 1883, 43.⁴⁶

Die Beziehungen Schopenhauers zu Becker entwickelten sich allmählich zu einem regen freundschaftlichen Verkehr. Gwinner, I. Aufl., 213 (190), berichtet: „[Schopenhauer fuhr] jeden Sommer einmal — an einem Tage, der «über jeden Verdacht erhaben» war — nach Mainz, wo er seinen Freund, den Kreisrichter Becker, besuchte und in der schönen neuen Anlage am Rheinufer die Freitagskonzerte der österreichischen Militärmusik hörte.“ (Der Sommer 1854 scheint hier eine Ausnahme gebildet zu haben — vgl. Schopenhauers Brief an Becker vom 9. August 1854.) Häufiger noch ist Becker nach Frankfurt gekommen. Leider gibt der Briefwechsel nur dürftige Anhaltspunkte über die Gespräche Schopenhauers mit seinem „gelehrtesten Apostel“:

Becker aus Alzey hat mich besucht, ist ganz wohlauf, hat aber nicht die geringste Neigung ad rempublicum capesendam, was mir unerwartet war.

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. Juni 1848, D XIV, 621.

Wenn Sie in der neulich besprochenen juristischen Angelegenheit⁴⁷ meinen Rath brauchen können, so wiederhole ich, daß es mir höchst angenehm wäre so die Gelegenheit zu einer kleinen Gefälligkeit zu finden.

Becker an Schopenhauer, 28. November 1850, D XV, 40.

Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß übersende ich Ihnen den in Folge Ihres Rathes abgefaßten Vergleichskontrakt, nachdem *Mad: Mertens* kürzlich, bei ihrer Anwesenheit hieselbst, sich mündlich damit einverstanden erklärt hat . . . Ich

⁴⁶ Auf dieses Gespräch nimmt Becker in einem Briefe an v. Doß vom 9. Mai 1852 Bezug, dem er seine philosophische Korrespondenz mit Schopenhauer (vgl. auch S. 66) beifügte: „Meinen letzten mit «ad V» bezeichneten Zettel hat Herr *Dr. Sch.* nicht mehr schriftlich beantwortet, u. nur bei Gelegenheit eines Besuchs bemerkt, daß dabei einige Rechthaberei von meiner Seite im Spiele gewesen seyn möge, u. es war dies vielleicht auch der Fall.“ (Schemann, 499, hier nach dem Original richtiggestellt.)

⁴⁷ Es handelt sich um den von Emden entworfenen Vertrag mit Sibylle Mertens; vgl. darüber weiterhin Schopenhauers Briefe an Becker vom 2. Dezember 1850 und 17. Januar 1851.

habe den eigentlichen Humor der Sache Ihnen mündlich mitgeteilt, u. werden Sie sich deßen erinnern.

Schopenhauer an Becker, 17. Januar 1851, D XV, 43.

Einen Mainzer Kreisrichter . . . habe ich gestern befragt⁴⁸: allein er kann es nicht entscheiden

Schopenhauer an Sibylle Mertens, 26. April 1852, D XV, 117.

Hr *Dr. Schopenhauer* hat mir Ihr freundliches Schreiben vom 14 d. v. M. zugeschickt . . . Dieser Tage habe ich auch *Dr. Sch.* selbst gesprochen, und wenn Sie nicht bereits darauf von ihm Antwort erhalten haben, so kann ich Ihnen sagen, daß dem alten Herrn Ihre Zuschrift viel Freude gemacht hat, und daß er sich mit der größten Anerkennung über Ihre genaueste Bekanntschaft mit seiner Philosophie, über Ihr Durchdrungenseyn von derselben u Ihren tiefen Ernst mit der Sache geäußert hat.

Becker an v. Doß, 2. Mai 1852.⁴⁹

Becker . . . war kürzlich herübergefahren, mich zu besuchen. Er hat seine Briefe der alten Korrespondenz an mich von hier mitgenommen u. wird sie, nebst den meinigen an ihn, in gehöriger Ordnung u. Zusammenhang für Sie abschreiben lassen.

Schopenhauer an v. Doß, 10. Mai 1852.

Die neulich von mir erwähnte Stelle [über die Idealität des Raumes] aus dem *Dr. Akakia* [Voltaires] lautet:

„Le candidat se trompe quand il dit, que l'étendue n'est qu'une perception de notre âme. S'il fait jamais de bonnes études, il

⁴⁸ Wegen der Danziger Erbpachtangelegenheit, über die Schopenhauer damals mit Sibylle Mertens korrespondierte und in welcher er neben Emden wieder Becker zu Rate zog. Vgl. auch Schopenhauers Briefe an Becker vom 25. Oktober und 3. November 1853 und 13. Mai 1854. — Der Besuch am 25. April wird auch durch Becker bestätigt, der auf Sch.s Brief vom 20. April 1852 unten vermerkt hat: „25t April Besuch bei *Dr. Sch.*“

⁴⁹ Erstmals nach dem im Besitz von Frau Prof. Haushofer befindlichen Original wiedergegeben. Ein Bruchstück schon bei Schemann, 499.

verra que l'étendue n'est pas comme le son et les couleurs, qui n'existent que dans nos sensations, comme le sait tout écolier"

Die Heine'schen Verse, auf welche ich Sie neulich aufmerksam machen wollte, lauten wie folgt:

[folgen die Verse „ich hab' durchschaut Den Bau der Welt . . .“ aus dem Gedicht „Götterdämmerung“ im Buch der Lieder.]

Becker an Schopenhauer, 2. Mai 1852, D XV, 119 f.

Becker kam von Mainz herüber, bloß um mich zu sehn. Er mißbilligt Dorguths Tadel meines ritterlichen Ehrenkodex, der ihm gerade gefällt.

Schopenhauer an Frauenstädt, 10. Juni 1852, D XV, 130.

Ein weiterer Besuch Beckers scheint zwischen die beiden Briefe Schopenhauers an Frauenstädt vom 21. und 24. August 1852 zu fallen. Vielleicht ist er auf Sonntag, den 22. August 1852, zu datieren:

Der Mechanikus Albert hat 7 kleine Daguerrotypen von mir gemacht, darunter 3 sehr gut: von den übrigen 4 hat Becker sich das beste ausgesucht. — Ich habe Beckern ihre Kosacks-Anzeige⁵⁰ gezeigt, mit der er zufrieden war.

Schopenhauer an Frauenstädt, 24. August 1852, D XV, 160.

Dr. Emden . . . kommt wieder zurück auf seinen alten Gedanken, daß ich in Danzig sollte Arrest auf die Pachtgelder legen⁵¹ . . . Als ich Ihnen diesen Plan mündlich vortrug, haben Sie ihn sogleich völlig verworfen; daher ich ihn auch verwerfe.

Schopenhauer an Becker, 3. November 1853.

Becker war am 2ten Ostertage [d. i. 17. April] herübergekommen, bloß um den Tag mit mir zuzubringen. Habe ihm

⁵⁰ Frauenstädt's Anzeige des Nordhauser Gymnasialprogramms, das Kosacks „Beiträge zu einer systematischen Entwicklung der Geometrie aus der Anschauung“ enthält, in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1852, Nr. 35 (28. August 1852). Schopenhauer hatte anscheinend vor Erscheinen eine Abschrift oder einen Korrekturabzug von Frauenstädt erhalten.

⁵¹ Die Überweisung dieser Pachtgelder an Schopenhauer war durch die Nachlässigkeit von Sibylle Mertens unterblieben.

Ihren Brief und Glossen gezeigt: — aber Er und ich bleiben einig und bei unserm Sinn.⁵²

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. Mai 1854.

Becker war gestern hier, ist sehr erzürnt über den Rosenkranz und seine Lügen.⁵³

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. September 1854.

Das Excerpt auf anliegendem Zettel soll meine, von Ihnen neulich widersprochne Bemerkung belegen, daß der Neffe Rameau's das Wesen der Musik in einer von Ihrer Aesthetik gänzlich verschiedenen, ja damit (wenigstens theilweise) in Widerspruch stehenden Weise aufgefaßt habe.

Becker an Schopenhauer, 12. April 1855.⁵⁴

Vorige Woche bin ich in Mainz gewesen, habe Becker besucht, seine Frau gesehn, die noch eine Apostolin auf die Terasse brachte.

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. Juli 1856.

Am grünen Donnerstag [d. i. 9. April 1857] habe ich unsern Meister *Sch.* in Frankfurt besucht und von ihm u. a. zu meinem Bedauern gehört, daß Sie mein langes u. freilich nicht ganz zu rechtfertigendes Schweigen so auslegen, als ob ich irgend eine Verstimmung gegen Sie hege oder mich dafür revanchiren wolle, daß Sie mir auch einmal längere Zeit nicht antworteten. — Ich beeile mich, Sie zu versichern, daß Dem nicht so ist . . . [folgen persönliche Mitteilungen]

⁵² Frauenstädt hatte in seinen „Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie“, 270, behauptet, daß durch die Kombination des Kantschen mit dem Platonischen Idealismus das Wort „Erscheinung“ bei Schopenhauer einen Doppelsinn erhalte. Becker widerlegte diese These in einem Brief an Schopenhauer, der seinerseits Frauenstädt davon Kenntnis gab.

⁵³ Über Rosenkranzens Aufsatz „Zur Charakteristik Schöpnhauers“, „Deutsche Wochenschrift“, herausgegeben von Karl Gödeke, Hannover 1854, Heft 22.

⁵⁴ Vielleicht bezieht sich auf diesen Besuch Beckers Bemerkung über einen Besuch zu „Ostern vorigen Jahres“ (d. i. 8. April 1855) in seinem Brief vom 10. Januar 1856.

um wenigstens nicht ganz leer zu kommen, will ich Ihnen Eins u das Andre aus meiner letzten Unterhaltung mit dem Meister, wie es mir eben einfällt, erzählen.

Daß er vor einiger Zeit einen Unfall gehabt und sich an der schönen Stirn verletzt hat, wird Ihnen wohl bekannt seyn.⁵⁵ — Er ist wieder ganz hergestellt und so frisch und munter wie immer — nur etwas harthöriger.

Er freut sich der vielen Zeugen seines in geometrischer Progreßion wachsenden Ruhms: Huldigungen u Anfechtungen mancherlei Art — u aus den verschiedensten Lebenskreisen: — von Studenten u Professoren, Handwerkern, Künstlern, Soldaten, Diplomaten, Pastoren und Blaustrümpfen; — mündlich, geschrieben und gedruckt. —

So hat z. B. Professor *Laßau[ll]x* in München ihm die Aufmerksamkeit erwiesen, ihm seine Rede beim Antritt des Rectorats in einem Prachtexemplar zu überschicken⁵⁶; dagegen hat er ihm sein Buch über „Philosophie der Geschichte“ nicht zugeschickt, in dessen Vorrede er zu einem *dictum Sch.s* die Bemerkung macht, es sey unbegreiflich, wie ein solcher Kopf solch eine Platttheit sagen könne. (Es ist die Stelle *Parerga I p. 194* [DIV 229] gemeint „nicht in der Weltgeschichte — ist Plan und Ganzheit, sondern im Leben des Einzelnen. Die Völker“ *etc.*)⁵⁷

⁵⁵ Das „Frankfurter Museum“, III. Jahrg., Nr. 5 (31. Januar 1857) berichtet: „Der hier lebende Philosoph Schopenhauer hat sich durch einen Fall nicht unbedeutend an der Stirn verletzt; doch wird er (wie wir auf Anfragen bemerken) sicherlich in kurzer Frist hergestellt sein.“ Vgl. den Brief Bunsens vom 26. März 1857: „Eine mir in diesen Tagen durch Kuno Fischer zugekommene Nachricht von einem Ihnen, mein verehrter und unvergessener Freund, zugestoßenen Unfalle war glücklicherweise mit der Kunde Ihrer vollkommenen Herstellung verbunden“; ferner Gespräch mit Hornstein, S. 209. Nach Gwinner, 3. Aufl., 390, handelte es sich nicht um einen Sturz bei Glatteis (Hornstein), sondern um einen Ohnmachtsanfall bei Tisch.

⁵⁶ Die Übersendung dieser Antrittsrede über „Die prophetische Kraft der menschlichen Seele“ erwähnt Schopenhauer auch in seinen Briefen an v. Doß vom 19. März 1857 und an Asher vom 24. Juni 1858.

⁵⁷ Auf diese Bemerkung von Lasaulx, die schon in einer Notiz im „Frankfurter Museum“, III. Jahrg., Nr. 13, Beil. Nr. 7 (28. März 1857) wiedergegeben wird, macht v. Doß noch in seinem Brief vom 19. Fe-

Prof. *Carriere* hat ihm — (in einem Aufsätze im Frankfurter Museum) — das Compliment gemacht, daß die Frankfurter stolz seyn könnten auf einen solchen Mitbürger — meint aber schließlich, daß seine Lehre doch nicht das Rechte sey, u daß man keinen blinden sondern einen bewußten Willen annehmen müsse⁵⁸ — der ersten Bemerkung (dem Complimente) liegt nach *Sch.'s* Auslegung — die Absicht zu Grunde, den eignen Ruf als Mann von Geschmack zu salvieren, dem Andern die naturgemäße Philosophie-professoren-Absicht. —

Hr. *Michelet* hat — vor etwa einem Jahre — eine italienische Reise geschrieben, und darin wie der Recensent sagt: das „bekannte“ Capitel *Schopenhauers* über Laokoon abdrucken laßen.⁵⁹ —

Der Elsässer *Alexander Weil*[1] — hat aus dem Willen i. d. N. das Capitel über Magnetismus u Magie übersetzt und in eine französische *Revue* einrücken laßen — unverschämter Weise mit der Unterschrift *Arthur Schopenhauer* — ohne vorher oder nachher dem Meister etwas davon zu sagen.⁶⁰

bruar 1860 Schopenhauer aufmerksam. Becker selbst kommt in seinem Brief an Schopenhauer vom 21. Februar 1858 darauf zurück: „Die nämliche Ansicht, die Sie . . . Parerga I pag 195 ausgesprochen haben, und die, wie Sie mir erzählten, einem Münchner Professor und Akademiker so paradox u anstößig vorgekommen“ ist.

⁵⁸ Gemeint ist M. Carrières Aufsatz „Die philosophische Gegenwart und Moses Mendelssohn“, „Frankfurter Museum“, III. Jahrg., Nr. 14 (4. April 1857), in dem eingangs Gedankengänge entwickelt sind, die Becker hier sehr frei zusammenfaßt.

⁵⁹ Karl Ludwig Michelet (1801—1893), „Eine Italienische Reise in Briefen, dem Freunde der Natur, der Kunst und des Alterthums gewidmet“, Berlin 1856. Es handelt sich nicht um einen Abdruck, sondern nur um einige kurze Zitate, S. 118 ff. Schopenhauer hat sich im Gespräch mit Carl Bähr am 9. Mai 1858 noch ausführlicher über dieses Buch geäußert, vgl. S. 247.

⁶⁰ Gemeint ist die Bearbeitung des einschlägigen Kapitels im „Willen in der Natur“ unter der Überschrift *Philosophie de la Magie* (*Revue française*, Dezember 1856); von Schopenhauer ebenso wie Weills spätere Übersetzung aus der „Grundlage der Moral“ (*Revue française*, 10. Dezember 1857) im Brief an v. Doß vom 1. März 1859 verurteilt: „*Revue française* hat 2 Mal schlechte Übersetzungen v. *Alex: Weil*[1] gegeben.“ Vgl. auch das Gespräch mit Weil, S. 307.

Dabei grobe Schnitzer: z. B. läßt er ihn sagen: die Philosophie vor Kartesius sey durchgängig Materialismus gewesen — Statt Realismus wie es W. i. d. N. 1. Ausg. p. 113 heißt — und: „Das Schwein kann kein Latein“ u hat nicht bemerkt, daß pag. 109 *nexum physicum* u *nexum metaphysicum* Accusative sind u diese Worte ebenso stehen lassen, obgleich sie in seiner Version als Nominative figuriren.

C. G. Bähr's neulich [1857] erschiene[ne] „Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen“ — (Dresden bei Kun[t]ze) hat seinen Beifall. Der Verfaßer ist ein 22jähriger *Studiosus juris* und bucklich — das Werkchen, hervorgerufen durch die Preisaufgabe der Leipziger Facultät — hat das *Acceßit* erhalten, — den Preis eine andre Abhandlung — (den Namen des Verfaßers habe ich vergeßen⁶¹) die noch nicht im Drucke erschienen ist. *Sch.* meint, sie habe darum den Preis erhalten weil sie gegen ihn ist, — u man werde sie zuvor noch etwas zustutzen wollen ehe sie im Publicum erscheint, damit die Preisrichter sich nicht zu schämen hätten. —⁶²

Ein Holländer *Mynher*⁶³ hat ihm mit großer Verehrung geschrieben, u wünscht sein Porträt zu erhalten. —

ebenso ein Göttinger Student⁶⁴, der seine Werke sehr gründlich studirt zu haben scheine, u der ihm die nämlichen Scrupel vorgetragen habe, welche auch den Gegenstand der Ihnen bekannten Correspondenz mit mir bildete. (die Freiheit des Willens, sich selbst zu verneinen).

Ein Pastor von *Nancy* — schreibt ihm Schmeicheleien — obgleich er ihn nur aus Berichten Anderer kennt u seine Werke noch nicht gelesen hat — muthmaßlich in der Ab-

⁶¹ Rudolf Seydel mit der Abhandlung „Schopenhauers philosophisches System“, Leipzig 1857, einige Monate nach Bährs Schrift erschienen.

⁶² Schopenhauer hat sich über die beiden Preisschriften vor allem im Brief an Asher vom 2. Juli 1858 geäußert.

⁶³ F. W. van Eeden. Den noch unbekanntem Brief hat Schopenhauer am 4. März 1857 beantwortet. Ein weiterer Brief van Eedens vom 19. Februar 1858 erscheint zum ersten Male D XV.

⁶⁴ O. Böttcher. Der Brief, vom 25. Januar 1857, ist im Besitz des Schopenhauer-Archivs in Frankfurt.

sicht, daß er ihm diese Werke zum Geschenke machen möge — ⁶⁵

ein Stellmacher — ich glaube in Magdeburg ⁶⁶ dankt ihm für den Genuß welchen ihm seine Werke gemacht hätten, — fragt an ob es nicht eine Uebersetzung der Frau von Guyon gäbe. (Er hat ihm — wenn er Mystik treiben wolle, die „deutsche Theologie“ — empfohlen.) —

Ritter *Bunsen* — schickt ihm durch seinen Sohn einen Brief ⁶⁷, will die alte Göttinger Freundschaft erneuern — und ihn in Frankfurt besuchen, jedoch *incognito*, weil er mit den dortigen Diplomaten nicht mehr in Berührung kommen will.

„aus den drei befreundeten Studenten, die damals (1809) die *Collegia* von Heeren ⁶⁸ besuchten — sind doch drei Capitalkerle geworden:

Astor (der Amerikaner) mit seinem Krösus Reichthum

Bunsen mit seiner Vornehmigkeit —

ich (*Sch.*) mit meiner *Sapientia*.“ ⁶⁹

ein *Dr. Julius Bahnsen* zu Kiel — (der ihn vorigen Sommer besuchte, schreibt in der Schulzeitung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein — über *Schopenhauer's* Urtheil über den Bildungswerth der Mathematik —: „Neben Immanuel Kant wird künftig nur noch Arthur *Schopenhauer* als der Vollender der Kant'schen Philosophie genannt wer-

⁶⁵ Es handelt sich um Karl Candidus, Verfasser einer Schrift „Einleitende Grundlegungen zu einem Neubau der Religionsphilosophie“, die Schopenhauer schon am 2. Mai 1855 gegenüber Frauenstädt abtut. Der Brief, geschrieben am 26. Dezember 1856, ist im Besitz des Schopenhauer-Archivs.

⁶⁶ Heinrich Jürgens, in Hameln an der Weser. Den erwähnten Brief vom 12. Oktober 1856 bewahrt mit einem zweiten vom 15. November 1857 das Schopenhauer-Archiv in Frankfurt. Schopenhauer erwähnt diesen Verehrer auch in seinem Brief an Frauenstädt vom 31. Oktober 1856 und im Gespräch mit Karl Altmüller; vgl. S. 377.

⁶⁷ Der oben, Fußnote 55, erwähnte Brief vom 26. März 1857. Der Besuch Bunsens fand erst im Oktober 1857 statt; vgl. S. 306 f.

⁶⁸ Arnold Heeren (1760—1842), Göttinger Historiker, bei dem Schopenhauer im Wintersemester 1809/10 Staatengeschichte hörte.

⁶⁹ Vgl. die ähnlichen Äußerungen gegenüber Frauenstädt, S. 125, und gegenüber Bunsen selbst, S. 306.

den — u dann der ephemere Klang gegenwärtig weit tönen-
der Namen angeblich[er] deutscher Philosophen längst ver-
hallt seyn.“ — — ⁷⁰

Ein vor einiger Zeit erschienenenes Werkchen, das schon
die 3te Auflage erlebt hat „Kritik des Gottesbegrif-
fes“ — hat seinen Beifall. — Der Verfasser sey zwar nicht
gelehrt — u was er von Kant anführe sey mißverstanden,
allein er treffe in der Hauptsache den Nagel auf den
Kopf. — . . .

Becker an v. Doß, 13. April 1857.⁷¹

Auf einen letzten Besuch Beckers scheint sich die Bemerkung
Schopenhauers im Brief an Brockhaus vom 28. März 1860 zu beziehen:
„Ein sehr ausgezeichneter Jurist u. Richter hat meinen Kontrakt mit
Heine gesehn u. mir, nach gehöriger Erwägung, gesagt, daß ich über
die 2te Auflage der *Parerga* frei disponiren könne.“

Kants und Goethes letzte Schriften waren ihm ab-
schreckende Beispiele der Fortsetzung des Schreibens über
die Jahre der vollen Geisteskraft hinaus. Dies hinderte ihn
jedoch nicht, mit jener graziösen Ironie gegen sich selbst,
die er von Voltaire gelernt hatte, seinen Freund Becker
einst zu warnen, daß er mit ihm nicht die Erfahrung mache,
welche Gil Blas mit dem Erzbischof von Granada gemacht.
Als nämlich Gil Blas in der Gunst dieses Kirchenfürsten am
höchsten stand, befahl ihm dieser bei Verlust seiner Gnade
aufs strengste an, sobald er wahrnehmen werde, daß seine
Predigten die ersten Spuren von Altersschwäche verriethen,
es ihm sofort anzuzeigen; und als nun Gil Blas nach einiger
Zeit, da eines Tags sein Gönner infolge eines Schlaganfalls
nur noch radotirt statt gepredigt hatte, auf dessen Frage,
wie er mit seiner letzten Homilie zufrieden gewesen sei,
diese zwar lobte, aber, weil Seine Gnaden es so befohlen

⁷⁰ Gemeint ist der erste Aufsatz Bahnsens über „Arthur Schopen-
hauer's Urtheil über den Bildungswerth der Mathematik“ in der „Schul-
zeitung für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“ Nr. 21
(21. Februar 1857), 95. Becker zitiert nicht ganz genau.

⁷¹ Erstdruck Septemberheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“,
887 ff.

hätten, schließlich schüchtern gestand, daß der Discurs ihm nicht ganz auf der Höhe der früheren zu stehen scheine, so erhielt er alsbald seinen Abschied, mit der Versicherung, daß es nicht seine Freimüthigkeit, sondern nur sein schlechter Geschmack sei, den man nicht brauchen könne, da nie zuvor eine bessere Predigt gehalten worden sei.

Quelle: Gwinner, 2. Aufl., 553 f.; 3. Aufl., 347 f.⁷²

Die Beschuldigung, daß Sie das *Εἰς ἑαυτόν* eigenmächtig vernichtet hätten, ist eine sehr gehässige und sehr unbegründet, da ich aus Schopenhauers Munde selbst weiß, daß er die Vernichtung wünschte.

Becker an W. v. Gwinner, 10. Mai 1863.⁷³

Über Joh. Aug. Becker (1803—1881) vgl. den Lebensabriß im Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Joh. Aug. Becker, herausgegeben von Joh. Karl Becker, Leipzig 1883.

Mit Hermann Rollett

Sommer 1846.

Oft kommt mir ein merkwürdiger Genosse der Tischgesellschaft im Gasthofs „Zum Schwan“ zu Frankfurt a. M., welcher ich während des Sommers 1846 angehörte, in lebhaftere Erinnerung. Es war ein feingebauter und — nur nach etwas veraltetem Schnitt — stets feingekleideter, mittelgroßer Mann mit kurzem Silberhaar, mit fast militärisch zugespitztem Backenbart, im übrigen immer sauber rasiert, mit rosiger Gesichtsfarbe und mit lichtem, meist vergnügt vor sich hinschauendem, ungemein verständigem, blaugesterntem Auge. Sein nicht gerade schönes, aber geistvolles Angesicht hatte öfter einen ironisch-lächelnden Ausdruck. Er zeigte aber gewöhnlich ein in sich gekehrtes und, wenn er sich äußerte, manchmal fast barockes Wesen, wo-

⁷² Gwinner gibt, wie immer, keinen Beleg für seine Mitteilung. Da aber der Briefwechsel Schopenhauer-Becker nichts Einschlägiges enthält, ist anzunehmen, daß es sich um eine mündliche Äußerung handelt.

⁷³ Abgedruckt bei Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, Leipzig 1863, 9 f.

durch er der wohlfeilen Satire eines übermütigen Teiles der sonst sehr anständigen, aber betreffs der geistigen Qualitäten sehr gemischten Tischgesellschaft täglich nicht geringen Stoff gab. Und so bildete dieser oft komisch-mürische, aber eigentlich harmlose, gutmütig-unwirsche Tischgenosse das Stichblatt des Witzes unbedeutender Lebemänner, die ihn regelmäßig — allerdings in nicht arg gemeinter Weise — zum Besten hielten . . .

Obwohl ich an jener Gasthaustafel täglich sein zweiter Tischnachbar gewesen, kann ich doch nicht sagen, daß ich zu seinen näheren Bekannten gehörte. Er war, trotz seines Bedürfnisses, stets in Gesellschaft sein Mittagsmahl zu nehmen, doch ziemlich auf sich selbst zurückgezogen, und ich drängte mich nicht an ihn, der gern ganz ungestört war, unbescheiden heran . . .

Ich bezeugte ihm jedoch immer die größte Hochachtung und lächelte gelegentlich mit ihm über die flachen Gesellen, die über seinen, aus den Zwanziger-Jahren stammenden, dunkelblauen Frack mit goldenen Knöpfen, über seine engen Nanking-Beinkleider, über sein stets blendend weißes Halstuch und über die sorgfältig gehaltene Hemdkrause, sowie über seine manchmal kraus scheinenden Worte lachten.

Quelle: Hermann Rollett, *Begegnungen*, Wien 1903, 140 f.

Hermann Rollett (1819—1904), studiert seit 1837 in Wien Philologie, dann Pharmazie, bald ausschließlich Schriftsteller. Ausgebreitete, aber seichte Produktion. Eine zehnjährige Wanderperiode hält ihn den Sommer 1846 über in Frankfurt fest, wo er vor allem mit Gutzkow verkehrt. 1851—1854 in der Schweiz, dann Rückkehr nach Wien.

Mit Dr. Julius Frauenstädt

Juli 1846 — Oktober 1846 bis Ende Februar 1847 — September 1847.

Die nachfolgenden Gespräche mit dem Erzevangelisten Frauenstädt (1813—1879) sind dem Buch von Lindner/Frauenstädt, Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn, Berlin 1863, entnommen. Entgegen der sonst eingehaltenen Zitierweise nach Band und Seitenzahl der Deussenschen Ausgabe sind die im Text dieser Veröffentlichung enthaltenen Zitate

nach Band und Kapitel unverändert geblieben. Die Zitate aus Gwinners Biographie sind nach der 3. Auflage richtiggestellt.

Da ich nur einen Tag Zeit hatte, mich in Frankfurt aufzuhalten, so wollte ich mir diesen möglichst zu Nutzen machen und ging daher schon Vormittags, gegen 11 Uhr zu Schopenhauer. Als ich auf dem Hausflur zu ebener Erde vor der Stubenthür des Philosophen stand, war ich in großer Spannung, versprach mir aber, gestützt auf meine Verdienste um seine Philosophie, einen guten Empfang und klopfte daher dreist an. Sofort schlug drinnen ein Hund laut an, und ein kräftiges Herein ertönte. Als ich eintrat, lag der Philosoph, bekleidet mit einem leichten grauen Hausrock auf dem Sopha, der Thür gegenüber, mit einem Buche in der Hand, sprang jedoch sogleich auf und bewillkommnete mich herzlich. Er bedauerte, daß ein von ihm bald nach Erscheinen der zweiten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ (1844) an mich nach Berlin gesandtes Freiemplar derselben auf Velinpapier mich daselbst nicht angetroffen hatte und an ihn zurückgegangen war . . . Er holte jetzt dieses Exemplar herbei und überreichte es mir als Einem, der ein solches wohl verdient.⁷⁴

Obwohl Schopenhauer in der Regel um diese Stunde keine Besuche anzunehmen pflegte, da es seine Arbeitszeit war, so machte er doch mit einem Gaste meiner Art eine Ausnahme, ließ mich neben sich auf das Sopha setzen und plauderte mit mir weit über eine Stunde . . .

Seine Erbitterung über die noch immer gegen ihn geübte „Taktik des Ignorirens und Sekretirens“ machte sich . . . mir gegenüber Luft; wie er denn überhaupt immer wieder auf das Schicksal seiner Philosophie zu sprechen kam. Träten nicht, sagte er, Sie und Dorguth für mich ein, das Publikum erführe fast nichts von mir. Sie gereichen mir zu großem Troste . . .

Nachdem Schopenhauer nun aber seinem Grimm über die Philosophieprofessoren Luft gegen mich gemacht hatte, ging er im Gespräch zu einem andern, ihm damals mehr am

⁷⁴ Vgl. Schopenhauers in Einzelheiten abweichende Darstellung im Brief an Brockhaus vom 4. August 1846, D XIV, 608.

Herzen liegenden sachlichen Thema über, wie ihm denn überhaupt die Sache immer mehr am Herzen lag, als das Schicksal seiner Person. Er knüpfte nämlich wieder an das bei meinem Eintritt weggelegte Buch an und sagte: Sie ahnden gewiß nicht, in welchem Buche ich da gelesen habe. Es ist dies eines der ältesten Traumbücher, das *Oneirokritikon* des *Artemidoros*; ich mache nämlich schon seit zwei Jahren Studien über *Somnambulismus*, *Geisterseh*n und die damit verwandten Erscheinungen, behufs einer *metaphysischen* Erklärung derselben. Diese wird zwar nur einige Bogen im Druck einnehmen; aber um diese wenigen Bogen schreiben zu können, mußte ich doch zuvor das ganze weite Gebiet dieser Erscheinungen durchwandern und die ältere und neuere Literatur über dieselben durchnehmen. Ueberhaupt, fuhr er fort, sieht man es meinen, oft nur wenige Seiten einnehmenden Erörterungen der wichtigsten und schwierigsten metaphysischen Probleme gar nicht an, welche ungeheuere Studien ihnen vorangegangen sind. Aber so habe ich es stets gehalten; stets habe ich mich erst mit einem Gegenstande genau bekannt gemacht, ehe ich über denselben geschrieben. Einen Winter lang habe ich z. B. bloß antike griechische Tragödie getrieben, behufs meiner wenigen Seiten im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“ über das Trauerspiel; ein ander Mal habe ich *Generalbaß* getrieben, behufs meiner *Metaphysik der Musik*, u. s. w.

Als ich nun aber begierig war, zu vernehmen, wie Schopenhauer die „dem Traume verwandten“ Erscheinungen des *Hellsehens* und *Geistersehens* zu erklären gedächte, that er sehr geheimnißvoll. Hier, wo er glaubte, eine neue Entdeckung gemacht und den wahren Schlüssel zur Lösung des Räthsels gefunden zu haben, war Schopenhauer auch gegen mich zurückhaltend in seinen Mittheilungen, wollte auch mir seine Gedanken nicht verrathen, bevor er sie dem Druck übergeben. Nur so viel ließ er mich durchblicken, daß seine Lösung des Problems auf der *Kant'schen* Lehre von der *Idealität des Raumes* und der *Zeit* beruhe. Dagegen war er umso mittheilsamer über wunderbare Fälle aus

dem Gebiete der fatidiken Träume, des zweiten Gesichts und des Geistersehens, erzählte mir auch einige Fälle aus eigener Erfahrung, von seinen Eltern, und einen von der Schauspielerin Jagemann in Weimar. Hiebei hatte ich Gelegenheit Schopenhauer's Erzählerkunst zu bewundern. Wie lebendig und anschaulich trat Einem da Alles entgegen! Besonders lebhaft erzählte er mir eine selbsterlebte Geschichte. Er hatte nämlich eines Morgens, statt der Streusandbüchse, sein Tintenfaß über einen fast vollendeten wichtigen Brief geschüttet, und dieses Ereigniß hatte seine Magd, die er herbeigerufen, um die Tintenflecke abscheuern zu lassen, die Nacht vorher im Traume gesehen. Zu meiner Überraschung fand ich diese von Schopenhauer mir mündlich erzählte Geschichte in seinem mit Papier durchschossenen Exemplare zur zweiten Auflage der Parerga wieder . . .⁷⁵

Außer solchen selbsterlebten Geschichten zitierte mir Schopenhauer damals auch einige aus Justinus Kerners „Seherin von Prevorst“. (Später traf ich ihn einmal über einem Bande von Justinus Kerners „Magikon“ und ein anderes Mal wieder bei einem Buche über Sympathie und sympathetische Kuren von Most.) Schopenhauer sprach sich bei dieser Gelegenheit über Justinus Kerner aus. So geneigt er im Allgemeinen auch war, die Wahrheit des von diesem Erzählten zu glauben, so tadelte er doch scharf das unkritische Verfahren und die Leichtgläubigkeit, mit der Justinus Kerner zu Werke gegangen, sprach von dessen „dummen Katechismusglauben“ und wollte die objektiven Visionen der Hellseherinnen wohl unterschieden wissen von Dem, was sie aus ihrem subjektiven dogmatischen Glauben und gemäß ihrer Bildungsstufe jedesmal zur Erklärung und Auslegung derselben hinzuthun. Auch diese Äußerungen Schopenhauers fand ich später in den Parergis in dem „Versuch über das Geistersehn“ als alte Bekannte wieder . . .

So sehr nun aber auch diese und derartige Äußerungen, die Schopenhauer bei meinem ersten Besuche, damals mit dem „Versuch über das Geistersehn“ schwanger gehend, machte, mich interessirten; so brannte ich doch noch mehr

⁷⁵ Sie steht Parerga I, D IV, 282 f.

vor Ungeduld, ihm einige meiner Einwendungen gegen sein System, einige Zweifel und Skrupel gegen seine „Welt als Wille und Vorstellung“, vortragen zu dürfen, und wollte eine eben eingetretene Pause im Gespräch dazu benutzen, als der Philosoph vom Sopha aufsprang und erklärte, dazu habe er jetzt nicht mehr Zeit; wenn ich aber Nachmittag gegen 4 Uhr wiederkommen wollte, so wolle er hören, was ich vorzubringen hätte. Ich empfahl mich demgemäß, um Nachmittag wiederzukommen . . .

Gegen 4 Uhr Nachmittags stellte ich mich, wie verabredet war, wieder bei dem Philosophen ein. Wir plauderten erst eine Weile auf dem Sopha neben einander über gleichgültige Gegenstände, dann aber schlug er mir vor, mit ihm einen Spaziergang ins Freie zu machen. Er war dazu schon bereit im Frack und weißer Halsbinde. Da ich seinen Vorschlag freudig annahm, so brachen wir sogleich auf. *A t m a* — mit diesem Namen, welcher „Weltseele“ bedeutet, hatte Schopenhauer seinen damaligen schönen weißen Pudel getauft — begleitete uns und sprang lustig voran. Innerhalb der Stadt ging Schopenhauer sehr schnell und sah Niemanden an, als wollte er nur rasch die Stadt und die Menschen hinter sich haben. Als wir noch nicht weit von Hause weg waren, kam es vor, daß Einer der uns Entgegenkommenden, statt rechts auszuweichen, links auswich. Da wurde Schopenhauer grimmig und sagte so laut, daß es der Andere zum Theil noch hören konnte: „Daß doch die Klötze nicht rechts ausweichen wollen! Jeder Engländer hält sich stets rechts.“⁷⁶

Auch die Schwerfälligkeit des Ganges mancher der uns Begegnenden gab Schopenhauer Stoff zur Satire, und allerdings konnte, was Agilität betrifft, nicht leicht Einer sich mit ihm messen. Er ahmte den schwerfälligen Gang der „Klötze“ köstlich nach und gab mir dazu eine ziemlich complicirte physiologische Erklärung dieses Phänomens, worin er die Leicht- und Schwerfälligkeit in den Gliederbewegungen aus der Verschiedenheit der geistigen Begabung und,

⁷⁶ Diese Bemerkung hat Schopenhauer später in einem Zusatz zu den *Parerga* II, D V, 586, ausgeführt.

da diese vom Gehirn abhängt, aus der Verschiedenheit des Gehirnes ableitete.⁷⁷ . . .

Nur mitunter, wenn gerade auf unserm Wege sich eine schöne Aussicht darbot oder die Gegend in schöner Beleuchtung da lag, blieb er stehen, betrachtete sie durch sein Augenglas und machte mich auf ihre Schönheiten aufmerksam. Sonst aber ging es rasch immer weiter und weiter, und selbst während des lebhaftesten und ernstesten Gesprächs blieb er nicht stehen, denn sein Gehirn hatte, auch wenn die Gedanken sich „an einander zu haken“ begannen, noch Kraft genug übrig, „um durch die motorischen Nerven die Beine in Bewegung zu erhalten“. Seiner Leichtigkeit im Gange der Gedanken entsprach die Leichtigkeit der Gliederbewegungen.

Als wir schon weit von der Stadt weg an einem einsamen Orte waren, wo wir nicht zu befürchten hatten, von irgend Jemandem im Philosophiren gestört oder behorcht zu werden, rückte ich endlich mit einigen meiner Einwendungen gegen die „Welt als Wille und Vorstellung“ heraus, begierig, was Schopenhauer darauf erwidern würde. Nach Ihrer Lehre, sagte ich, ist der Wille der Herr und der Intellekt der Diener, ein Secundäres, ein bloßes Werkzeug, von dem Willen hervorgebracht für den Dienst seiner Zwecke, welches nach den Erfordernissen dieses Dienstes mehr oder weniger vollkommen und complicirt ist. Wie nach den Zwecken des Willens einer Thiergattung sie mit Huf, Klaue, Hand, Flügeln, Geweih oder Gebiß versehen auftritt, so auch mit einem mehr oder weniger entwickelten Gehirn, dessen Funktion die Intelligenz ist. (Vergl. Welt als Wille und Vorstell. Bd. II., Cap. 19. vom Primat des Willens im Selbstbewußtseyn.) Dennoch hebt der Intellekt, im Menschen auf den Gipfel der Erkenntniß gelangt, zuletzt im Heiligen das Wesen des Lebens durchschauend, den Willen auf. Wie kommt nun, fragte ich, der Diener, das Werkzeug dazu, sich über seinen Herrn und Schöpfer so zu er-

⁷⁷ Vgl. die einschlägigen Stellen in Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 321 f., und Parerga II, D V, 702 ff.

heben, daß er ihn sogar aufhebt? Setzt dieser höhere Intellekt nicht einen höhern Willen voraus? —

Schopenhauer wollte von einem doppelten Willen nichts wissen, sondern sagte: Was Ihren Einwurf betrifft, so ist die Sache einfach diese. Ein Wanderer verfolgt, mit einer Laterne in der Hand, einen Weg; plötzlich sieht er sich an einem Abgrund stehen und kehrt um. Der Wanderer ist der Wille zum Leben, die Laterne der Intellekt; beim Lichte dieser sieht der Wille, daß er auf einem Irrwege sich befindet, an einem Abgrunde steht, und er wendet sich, er kehrt um . . .

Ich legte ihm gleich eine zweite Frage vor. Müßte nicht, sagte ich, da nach Ihrer Lehre der Wille in jeder Erscheinung, in jedem Individuum ganz und ungetheilt ist, die Aufhebung desselben in einem Individuum, einem Heiligen, die Aufhebung desselben in der ganzen Welt zur Folge haben? Müßte also nicht ein Heiliger im Stande sein, die ganze Welt zu erlösen? — Diesen Einwurf, erwiderte Schopenhauer, machen Sie mir nicht zuerst, sondern man hat ihn mir schon 1819, gleich nach dem Erscheinen der „Welt als Wille und Vorstellung“ gemacht.⁷⁸ Ich kann aber darauf nur erwidern: In der einen Erscheinung verneint sich der Wille, in der andern nicht. Wie das zugeht, weiß ich nicht; denn ich habe es nicht auf mich genommen, alle Räthsel der Welt zu lösen. Ich habe schon in der „Epiphilosophie“ (im Schlußkapitel des zweiten Bandes der Welt als Wille und Vorstellung) gesagt, daß wir nicht wissen können, „wie tief im Wesen an sich der Welt die Wurzeln der Individualität gehn?“ . . .

Als wir gegen Abend wieder in Schopenhauers Behausung angelangt waren, ruhten wir von der gehabten Anstrengung des Laufens und des während des Laufens ununterbrochen geführten Gesprächs aus; während Atma sein

⁷⁸ Von J. G. Rätze, Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag, und was er nicht vermag. Leipzig 1820, 11 (Anm.). Der Einwurf kehrt übrigens noch in dem Schreiben der beiden Militärschüler wieder, das Sch. in dem letzten Brief, den er geschrieben, am 1. September 1860 beantwortet.

Futter, einen Teller voll Fleisch verzehrte und sich dann uns gegenüber ebenfalls zum Ausruhen lagerte. Doch die Ruhe dauerte nicht lange. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen brach Schopenhauer nach dem Lesekabinet auf. Ich begleitete ihn noch bis dahin und nahm dann Abschied mit dem Wunsche, bald auf längere Zeit wiederkommen zu können. Thun Sie dies, sagte er, Sie sind doch wenigstens Einer, mit dem sich ein Wort reden läßt.

Lindner/Frauenstädt, 136 ff.

Als ich, bei meinem Abschiede von Schopenhauer im Juli 1846, den Wunsch äußerte, bald auf längere Zeit wiederzukommen, dachte ich nicht, daß dieser Wunsch sobald in Erfüllung gehen würde. Die Verhältnisse fügten sich aber ganz zu meinen Gunsten . . . Ich blieb . . . [vom Oktober 1846] bis gegen Ende Februar 1847 in Frankfurt a. M., ging dann . . . nach Creuznach, besuchte aber von da noch im Anfang des Septembers desselben Jahres wieder Schopenhauer in Frankfurt und blieb den ganzen September daselbst. Zum letzten Male sah ich ihn gegen Ende Dezember 1847 . . . Im ganzen hatte ich also fünf Monate, wo nicht noch darüber, in Schopenhauer's Nähe verweilt . . .

Doch mochte ich Anfangs dem Philosophen, so gern er mich auch in seiner Nähe wußte, in meiner Gier, ihn zu sehen und zu sprechen, etwas zu viel gethan haben, mochte ihm zu oft auf den Leib gerückt sein. Wenigstens kehrte er einstmals, als ich zu ihm kam, sein barsches Naturell gegen mich heraus und schreckte mich durch die etwas heftige Art, wie er mir zu verstehen gab, daß man nicht nach Belieben bei ihm Audienz habe, so ab, daß ich vorerst seine Schwelle nicht wieder betrat, sondern abwartete, ob er mir von selbst Audienz geben würde. Dieses blieb denn auch nicht aus. Ich erhielt ein freundliches Billet, worin er mir schrieb, es sei so schlimm nicht gemeint gewesen; ich solle nur wieder kommen. Und als ich dann wieder bei ihm eintrat, setzte er die Tage und Stunden in der Woche fest, wo ich zu ihm kommen dürfte. So gelangte ich dazu, wöchentlich ein bis zweimal fast den ganzen Nachmittag mit

Schopenhauer zu verkehren und gewöhnlich ihn auf seinen Spaziergängen zu begleiten. Diese Stunden muß ich zu den schönsten und gehaltvollsten meines Lebens rechnen . . .

Gewöhnlich hatte, wenn ich zu ihm kam, unser Beisammensein denselben Verlauf, wie schon das erste Mal. Wenn ich Nachmittags gegen 3 Uhr zu ihm kam, plauderten wir erst eine Weile auf dem Sopha, dann brachen wir in Begleitung Atma's zum Spaziergang auf, entfernten uns rasch aus der Stadt, und liefen, das Wetter mochte sein wie es wollte, einmal sogar bei rauhestem Wind und Schneegestöber, 1½ bis 2 Stunden, während des Laufens ununterbrochen sprechend, in der Umgegend Frankfurts spazieren, ruhten dann gegen 6 Uhr Abends wieder nach der „Schönen Aussicht“ in die Behausung Schopenhauers zurückgekehrt, eine Weile aus, während Atma sein Futter verzehrte, plauderten, auf dem Sopha nebeneinander sitzend, bis gegen 7 Uhr, und schließlich begleitete ich Schopenhauer noch bis nahe an's Casino, wo er gewöhnlich die Journale las, oder bis nahe an das Theater, wenn er gerade hinging, um ein Stück oder einen Schauspieler, der ihn reizte, zu sehen. Einige Male speiste ich mit ihm auch des Abends im Englischen Hof . . .

Ich verhielt mich Schopenhauer gegenüber meist empfangend, zuhörend, unterbrach ihn nur selten durch Gegenbemerkungen; denn einerseits war es ein Genuß, ihn zu hören, und andererseits hatte ich schon wahrgenommen, daß er Einwendungen nicht liebe. Ich ließ mir von ihm Erläuterungen über manche Punkte seiner Philosophie geben und diese wurden mir zu Theil . . .

Seine Erläuterungen machte Schopenhauer stets sehr anschaulich, indem er nicht bloß immer ein treffendes Gleichniß zur Hand hatte, um einen abstrakten Gedanken zu versinnlichen, sondern oft auch durch Körperbewegungen, Gesticulationen und Mienenspiel seine Gedanken veranschaulichte. So las er einst auf einem Spaziergange einen Stein auf und wog ihn in der Hand, um seinen Satz zu erläutern, daß das Wesen der Materie nur im Wirken bestehe, und die besonderen Eigenschaften eines Körpers nur die spezifische Art sind, wie er wirkt. Ein anderes Mal, als wir des Abends

im Englischen Hofe beim Schoppen Wein saßen, veranschaulichte er mir seinen Satz, daß die Motivation nur die Kausalität von innen gesehen sei, daß demnach der auf ein Motiv erfolgende Willensakt gleich nothwendig sei wie die auf eine Ursache folgende Bewegung eines Körpers, z. B. das Rollen einer Kugel auf erhaltenen Stoß, — er veranschaulichte mir, sagte ich, dieses dadurch, daß er die Hand nach dem vor ihm stehenden Weinglase ausstreckte und das Weinglas (das Motiv) für die necessitirende Ursache seiner Handbewegung erklärte.⁷⁹ . . . Schopenhauer war sich seines veranschaulichenden Darstellungstalentes auch selbst bewußt und glaubte, daß er durch dasselbe sehr zum Schauspieler befähigt gewesen wäre.

Ein eigenthümlicher Zug in Schopenhauers Gesprächen war, daß er, wo es der Gegenstand zuließ, eben so leicht von objektiven Betrachtungen auf sich, auf seine Person und ihr Schicksal überging, die Anwendung auf diese machend, als umgekehrt von seiner Person auf objektive, aus jener abstrahirte Betrachtungen . . . Den obersten Satz seiner Lebensweisheit z. B., daß nämlich das Beste, was Einer hat, in Dem besteht, was er an sich selber hat, und daß, wo dieses gering ist, aller äußere Glanz und Reichthum nichts hilft, hatte Schopenhauer aus seiner Person abstrahirt, wie ich deutlich an der Wendung, die er jenem Satze im Gespräch mit mir gab, ersehen konnte, da er den Satz so begann: Immer mehr habe ich in meinem Leben einsehen gelernt, daß u. s. w.

Einst machte er seiner Indignation über die gegen ihn beobachtete Taktik des Ignorirens und Sekretirens in bitteren Ausdrücken Luft. Wie, sagte er bei dieser Gelegenheit, ein Löwe, nachdem er eine Weile ruhig im Käfig gelegen, wieder aufspringt und an den eisernen Stäben des Käfigs zu rütteln beginnt, sich erinnernd, wer er ist, so sitze ich hier in meinem Grimm, u. s. w. Von diesem Ausbruch persönlicher Erbitterung ging er aber plötzlich zu dem objektiven allgemeinen Satze über: *Qui non habet indigna-*

⁷⁹ Vgl. Frauenstädt's Briefe über die Schopenhauersche Philosophie, Leipzig 1854, 153.

tionem, non habet ingenium und citirte mir dafür ein spanisches Sprüchwort.⁸⁰ Aus dem *Ingenium* seiner eigenen Indignation hatte er also jenen objektiven Satz abstrahirt.

Umgekehrt ging er aber auch von objektiven Sätzen auf sich über, sich als Beispiel dafür anführend. So sagte er einst: Die meisten Bücher werden wieder vergessen. Bleibenden Eindruck machen nur diejenigen, wo der Autor sich selbst ganz hineingelegt hat. In allen großen Werken ist der Autor selbst ganz wiederzufinden. In meinem Werke stecke ich selbst ganz. Man muß sich durchaus zum Märtyrer seiner Sache machen, wie ich es gethan.

Bei dieser Gelegenheit sagte er: Man sieht es meinem Kopfe an, daß ich viel in meinem Leben gearbeitet habe. Die Arbeit ist mir aus dem Gesichte zu lesen. Ein Engländer, erzählte er, habe ihm einst an der table d'hôte gegenüber gesessen, ohne ihn zu kennen, und nachdem er ihn eine Weile aufmerksam angesehen, habe er zu ihm gesagt: Herr, Sie müssen ein großes Werk vollendet haben.⁸¹

Einen hervorstechenden Charakterzug Schopenhauers, nämlich die Zähigkeit und Festigkeit, mit der er einen einmal gefaßten Vorsatz festhielt und zur Ausführung brachte, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, als er an der zweiten Auflage der „vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ arbeitete. Er sagte mir damals, daß er in dieser die Philosophieprofessoren nach Verdienst züchtige, und theilte mir zur Probe einige Stellen mit. In seiner Aengstlichkeit war er besorgt gewesen, es könnte ihm wegen mancher Invektiven ein gerichtlicher Prozeß von den Pro-

⁸⁰ Frauenstädt meint das italienische „*Chi non ha sdegno, non ha ingegno*“. Das ergibt sich aus dem Brief vom 28. Juni 1856, in dem Schopenhauer auf dieses Gespräch zurückkommt: [Nach einem scharfen Ausfall auf Helmholtz:] „*Chi non ha sdegno, non ha ingegno!* Das habe Ihnen 1847 vorgesungen.“ Auch in Schopenhauers Brief an v. Doß vom 15. August 1853 wird es zitiert.

⁸¹ Wohl Verwechslung Frauenstädt's mit dem Italiener, der nach Gwinners, offenbar dem Manuskript εις εαυτον entlehnter Mitteilung (3. Aufl., 397) Schopenhauer mit den Worten anredete: „*Signore, lei deve avere fatto qualche grande opera: non so cosa sia, ma lo vedo al suo viso.*“ (Vgl. auch Gespräche mit Hornstein, S. 212.)

fessoren gemacht werden, und er hatte deshalb einen befreundeten Juristen⁸² befragt, wie weit man in solchen Angriffen gehen dürfe. Ich rieth ihm, aus seinen objektiven Werken die Invektiven lieber ganz wegzulassen und sie für eine besondere polemische Schrift aufzusparen; dadurch würde er einerseits den reinen Genuß seiner wissenschaftlichen Werke nicht verderben, und andererseits würde er seiner Polemik größere Kraft verleihen. Ich sagte: In Ihrer ersten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung stehen Sie eben darum so erhaben da, weil Sie ganz nur der Sache zugewendet, ganz objektiv sind. Objektive wissenschaftliche Werke, die für die Menschheit bestimmt sind, müßten frei bleiben von subjektiven Expektionen gegen die Zeitgenossen. Auch sagte ich ihm, daß, wenn man Jemandem wissenschaftliche Wahrheiten unter Invektiven darböte, das mir gerade so vorkomme, als wenn man Einem eine köstliche Frucht unter Prügeln zu genießen gäbe . . .

[Schopenhauer sagte:] Ja, in der Jugend ist man so erhaben, aber im Alter wird's anders. Ich habe 25 Jahre lang diese Erhabenheit besessen und habe geschwiegen; aber jetzt will ich sie ganz kaltblütig züchtigen. Auch, fuhr er fort, fassen Sie mit Ihrem Gleichniß von der Frucht, die man unter Prügeln darreicht, die Sache ganz falsch auf; denn erstlich schreibe ich nicht für die Philosophieprofessoren, die ich züchtige, zweitens ist die Peitsche, mit der ich sie durchprügele, keine gemeine Karbatsche, sondern vergoldet und mit seidener Schnur umwickelt, ähnlich der seidenen Schnur, die der Sultan zum Erdrosseln schickt. Es ginge, meinte er, dabei Alles noch ganz anständig ab. Plato im Protagoras und Giordano Bruno in *la bestia triunfante*, der geradezu sage, man müßte ihnen Allen die Köpfe herunterschlagen und neue aufsetzen, hätten es eben so gemacht und außerdem noch manche Andere. Auch erzählte er mir

⁸² Wohl Emden und nicht Becker, dem Schopenhauer am 19. Dezember 1847 das Buch als etwas ihm Neues übersendet (vgl. das Begleit-schreiben, D XIV, 611). An Becker hat Schopenhauer am 26. Juli 1860, vor dem Erscheinen der 2. Auflage der „Ethik“, eine ähnliche Anfrage gerichtet.

bei dieser Gelegenheit, der große Philolog Wolf hätte seinen Kollegen Schleiermacher, der nebenan docirt, immer den Kleinen genannt und gesagt, man merke es Einem gleich am Stil an, wenn er bucklig ist.⁸³ Überdies, was den Anstand betrifft, so sei es ganz anständig, Spitzbuben, die man in einer nobeln Gesellschaft entdeckt, zu fassen und die Treppe hinunter zu werfen. Schließlich sagte er: Ja, wenn die Unwahrheiten der Philosophieprofessoren aus Erkenntnißgründen folgten, dann ließen sie sich objektiv widerlegen; aber sie gehen aus Motiven hervor, und diese muß ich aufdecken.

Lindner/Frauenstädt, 157 ff.

Seine weiteren Aufzeichnungen über Gespräche mit Schopenhauer hat Frauenstädt nicht mehr in zeitlicher Reihenfolge, sondern nach bestimmten Sachgruppen geordnet vorgelegt. Wir folgen im allgemeinen dieser Anordnung. Nur einzelne verstreut stehende Gespräche sind an passender Stelle eingereiht. Es folgen zunächst Gespräche über

Naturwissenschaftliches.

Wir sprachen einst vom Instinkt der Thiere. Mich befremdete die Erscheinung, daß, während sonst der Instinkt die Thiere auf das zu ihrer Selbsterhaltung Erforderliche hinführt und von dem Schädlichen zurückhält, doch die Motten so oft in das brennende Licht hineinfliegen und sich verbrennen. Schopenhauer schien im Augenblick selbst keine rechte Lösung dieses Phänomens zu wissen. Er erinnerte nur an die *lex parsimoniae naturae*, die hier das Thier so knapp ausgestattet, daß es nicht einmal Verstand genug habe, sich vor der Flamme zu hüten.⁸⁴

Lindner/Frauenstädt, 166.

Ich fragte Schopenhauer, warum der Wille in der Natur, der sich von Stufe zu Stufe bis hinauf zum Menschen steigert, die niedrigern Stufen, über die er hinausgeht, und die

⁸³ Schleiermacher war klein und bucklig.

⁸⁴ Schopenhauer hat später in der 2. Auflage des „Willens in der Natur“ 1854, D III, 340, eine Bemerkung über diese Frage eingefügt.

ihm also nicht zu genügen scheinen, doch für sich fortbestehen läßt?

Schopenhauer erwiderte: Er läßt sie stehen, und bringt sie immer wieder von Neuem hervor, weil er sie braucht, um sie zu verschlingen. Denn dieser Wille ist ein hungriger Wille und zehrt an sich selber.⁸⁵

Lindner/Frauenstädt, 167 f.

Als wir vom Urzustand des Menschengeschlechts sprachen, sagte Schopenhauer: Der Mensch war ursprünglich schwarz und ein reinliches, von Vegetabilien, wie der Affe, lebendes Thier. Einmal in den Norden hineingedrängt aber konnte er ohne Fleisch nicht mehr bestehen und hat dadurch, so wie durch die Kleidung, eine unreine und ekelhafte Beschaffenheit angenommen.⁸⁶

Lindner/Frauenstädt, 168.

Schopenhauer war fest davon überzeugt, daß es eine *generatio aequivoca* gebe. Aber daß ein Wesen, wie der Mensch, unmittelbar aus dem Schlamme entstanden sei, hielt er für absurd. Nein, sagte er, die Natur steigert sich allmählig. Zur glücklichen Stunde, als alle Bedingungen dazu vorhanden waren, legte einst die Schlange, nachdem sie unzählige Male Eier gelegt hatte, woraus wieder nur Schlangen wurden, — ein Ei, aus welchem eine Eidechse wurde. Man denke sich einen Adler; wie soll der aus dem Schlamm hervorgekommen sein? Nein, zur glücklichen Stunde wurde einst aus dem Habicht ein Adler. Und wieder zur glücklichen Stunde wurde aus dem Chimpansee ein Mensch. Aus dem Schlamm entstehen nur die niedrigsten, unvollkommensten Thiere, die Infusorien.⁸⁷ Ehrenberg, sagte er bei dieser Gelegenheit, hat Unrecht, diese kleinen Thierchen für vollkommene Organismen zu halten und Punkte für

⁸⁵ Dieselben Worte dann in der 3. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung I, D I, 183.

⁸⁶ Derselbe Gedanke ausführlicher Parerga II, D V, 168 ff.

⁸⁷ Dieser Gedanke dann ausführlicher in Parerga II, D V, 163 f. Vgl. auch Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 354 f.

Augen auszugeben. Ehrenberg mag scharfe Augen haben, um gut zu sehen; aber auf sein Urtheil gebe ich nichts.

Ich wendete gegen Schopenhauers Theorie von der allmöglichen Steigerung der Natur aus niedrigeren zu höhern Gattungen ein, eine solche Steigerung dürfte erst dann, wenn sie empirisch (*a posteriori*) bewiesen wäre, für eine wissenschaftliche Wahrheit gelten; *a priori* ließe sich darüber nichts ausmachen. Jedoch Schopenhauer war entgegengesetzter Meinung. Er behauptete, es lasse sich *a priori* einsehen, daß die Natur keinen Sprung mache, daß der Wille zum Leben sich allmählig steigere.

Auf meine Frage, wie es denn komme, daß die Natur, nachdem sie einmal zur glücklichen Stunde aus einem Schlangenei eine Eidechse hervorgebracht, nachher doch aus den Schlangen wieder nur Schlangen hervorbringe⁸⁸, erwiderte er, sie konnte es eben nur einmal, zur glücklichen Stunde. Nachher pflanzten sich die Schlangen wieder nur als Schlangen fort.

Lindner/Frauenstädt, 168 f.

Wie sehr die Natur bestrebt ist, jede Species zu erhalten, das, sagte Schopenhauer, sieht man daran, daß in dem Grade, als einmal die Sterblichkeit überhand nimmt, auch die Zeugung zunimmt, z. B. nach einer großen Pest. Was in aller Welt, fügte er hinzu, hat mein Tod mit dem Ehebetto des Nachbars zu thun, daß aus diesem Ersatz für meinen Abgang entspringen soll, und er darum mehr Kinder zeugt. Hier offenbart sich eben das Metaphysische in der Natur.⁸⁹

Lindner/Frauenstädt, 169 f.

Wir sprachen vom Hunde. Der Hund, sagte Schopenhauer, ist eigentlich und ursprünglich ein Raubthier. Der

⁸⁸ Bei Frauenstädt Druckfehler: hervorgingen.

⁸⁹ Dieser Gedanke später in den Parerga II, D V, 162 f. und (noch wörtlicher übereinstimmend) in der 3. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 575.

Mensch hat ihn sich erst zu dem gezogen und gebildet, was er jetzt ist, zum zahmen Hausthier. Wenn es keine Hunde gäbe, fügte er hinzu, möchte ich nicht leben.

Lindner/Frauenstädt, 170.

Was mir, sagte er einst, den Umgang mit meinem Hunde so erfreulich macht — und hiebei streichelte er ihn und sah ihm freundlich ins Auge — ist die Durchsichtigkeit seines Wesens. Mein Hund ist durchsichtig wie ein Glas. Und hieran knüpfte er gleich . . . seine Theorie von dem Unterschiede zwischen Mensch und Thier, daß nämlich das Thier nur durch anschauliche Motive in Bewegung gesetzt wird und daher vom gegenwärtigen Eindruck abhängig bleibt, während beim Menschen, in Folge der Vernunft, die Fähigkeit für nichtanschauliche, abstrakte Motive und damit die Unabhängigkeit von der Gegenwart, damit aber auch das Vermögen der Reflexion und der Verstellung eingetreten sei.

Ich stimmte ihm bei, daß die Gabe der Verstellung, die der Mensch vor dem Thiere voraus hat — obwohl er sie eigentlich nur in höherm Grade hat, da es ja auch Thiere giebt, die sich verstellen; z. B. die bei Annäherung des Feindes sich todtstellenden Thiere — den Umgang mit Menschen allerdings oft erkälte und ihn ungemüthlicher mache, als den mit Thieren; besonders seien mir die affektirten Menschen, die sich Mühe gäben, etwas zu scheinen, was sie nicht sind, zuwider. Bei dem Worte affektirt citirte mir Schopenhauer, der es liebte, allgemeine Wahrheiten durch Sprüchwörter zu belegen, und hierin den spanischen den Vorzug gab, sogleich ein spanisches Sprüchwort: „*Herradura que chacolotea clavo le falta*“ und verdeutschte es mir: „Wenn ein Hufeisen klappert, so fehlt ein Nagel darin.“ Erläuternd fügte er hinzu: Wer mit seiner Geburt, seinem Range, Reichthum, oder seiner Gelehrsamkeit prahlt, bei dem ist es damit in irgend etwas nicht richtig bestellt. Denn der wirklich Adelige, der wirk-

lich Reiche u. s. w. denkt gar nicht daran, es scheinen zu wollen.⁹⁰

Lindner/Frauenstädt, 140 f.

Wir sprachen von Mädlers „Centralsonne“. Wenn, sagte Schopenhauer, die Welt ein geschlossenes Ganze wäre mit einem Centrum, so würde sie doch im unendlichen Raume nur einen Punkt ausmachen, und es wäre mit Aristoteles zu fragen, warum sie gerade diesen und keinen andern Ort einnehme.

Lindner/Frauenstädt, 170.

Ein Professor Fischer in Basel, sagte Schopenhauer, hat eine Metaphysik, auf Physik gegründet, geschrieben. Da soll der Aether die Ursache des Raumes sein, u. dgl. Er ist oberflächlich. Eine Metaphysik, auf Physik gegründet, habe auch ich geliefert, im „Willen in der Natur“; aber hier ist das Physische nur Mittel, nicht Zweck.

Lindner/Frauenstädt, 170.

Ich machte ihm . . . einst auch Opposition gegen seinen Idealismus, indem ich gegen sein: „Die Welt ist meine Vorstellung“, womit sein Hauptwerk beginnt, einwendete, die bestimmten empirischen Formen und Zahlenverhältnisse der Körper, die bei verschiedenen so verschieden seien, könnten doch nicht aus den apriorischen Formen des Raumes und der Zeit abgeleitet werden, sondern müßten im Dinge an sich begründet sein, so daß sie also keine bloße Vorstellung wären. — Warum, fragte ich ihn, sehen wir, wenn die Welt bloß unsere Vorstellung ist, den einen Gegenstand rund, den anderen eckig und zwar mit einer bestimmten Anzahl von Ecken, usw.? Dies lasse sich nicht aus unserm vorstellenden Subjekt allein erklären.

Schopenhauer erwiderte: Dies haben Sie sich so zu erklären: Die eine Aeüßerung des Willens hier stellt sich, wenn sie in den Intellekt eingeht, als diesen Körper, z. B. als die-

⁹⁰ Diese Ausführungen finden sich in den Zusätzen zu den Parerga I, D IV, 504 f. wieder.

sen Krystall, mit dieser Form und Zahl der Ecken dar, die andere als einen andern. So seien die sechs Ecken der Schneeflocken, so die constanten sieben Halswirbel, u. s. w. zu erklären. Das Ding an sich erscheine also, indem es in den Intellekt eingeht, in diesen bestimmten empirischen Formen.

Lindner/Frauenstädt, 432 f.

Ich bemerkte gegen Schopenhauers „Welt als Vorstellung“, wenn die in den Formen des Raumes, der Zeit und der Kausalität sich darstellende Welt unsere Vorstellung sei, dann seien auch die kosmogonischen und geologischen Vorgänge, welche der Zeit nach unserer jetzigen Welt- und Erdperiode vorhergegangen, nur unsere Vorstellung, und man könne folglich alle diese Vorgänge, wie sie uns die Kosmologen und Geologen erzählen, nicht als reale betrachten.

Schopenhauer nannte dieses eine μεταβασις εις αλλο γενος, aus der Physik in die Metaphysik. Vom physischen Standpunkt aus hätten Kant und Laplace Recht.⁹¹

Lindner/Frauenstädt, 170 f.

Theologisches und Philosophisches.

Seit Kopernikus, sagte Schopenhauer, kommen die Theologen mit dem lieben Gott in Verlegenheit; denn es ist kein Himmel mehr für ihn da, wo sie ihn, wie früher, placiren könnten. Keiner hat dem Theismus so viel geschadet, als Kopernikus.⁹²

Lindner/Frauenstädt, 171.

Es ist doch, sagte er ein anderes Mal, eine krasse Idee, der Theismus. Er stammt lediglich aus dem Judenthum. Aber die herrschende Zeitrichtung entfernt sich immer mehr von ihm und nähert sich immer mehr dem Pantheismus. Ich hörte in einer Gesellschaft einen jungen, nicht gelehrten

⁹¹ Darüber später ausführlicher Parerga II, D V, 150 f.

⁹² Dieser Gedanke ist in einen Zusatz zu den Parerga I, D IV, 62, übergegangen.

Mann, als von Gott die Rede war, sagen: Warum sollte Gott nicht sein? Sehet her; überall ist Gott; dieser Wein hier ist Gott, die Liebe ist Gott, Alles ist Gott.

Lindner/Frauenstädt, 172.

Schopenhauer leugnete, daß die Idee Gottes angeboren sei. Der Theismus, sagte er, ist anerzogen. Man sage einem Kinde nie etwas von Gott vor, so wird es von keinem Gott wissen. Eben darum ist der Buddhismus so schön.^{92a} (Die Buddhaisten nannte, beiläufig gesagt, Schopenhauer seine Glaubensgenossen und sagte, wenn er am Sterben sein werde, werde er in seiner buddhaistischen Bibel lesen.)

Als ich dagegen einwendete, aus bloßer Anerziehung lasse sich die Idee Gottes auch nicht erklären; denn Einer müsse doch zuerst auf dieselbe gekommen sein, ehe sie durch Anerziehung weiter fortgepflanzt werden konnte; mir scheinete der Aberglaube, die Deisdämonie der gemeinschaftliche Ursprung des Götter- wie des Gottglaubens zu sein, da stimmte mir Schopenhauer bei und verwies auf Humes verwandte Aeüßerungen. Nicht die Vortrefflichkeit der Welt — denn diese laufe doch nur darauf hinaus, daß der Mensch zur Noth existiren könne — sondern die Uebel der Welt, Mißwachs, Pest, Hungersnoth u. dgl. erzeugten in dem Gemüthe roher Naturmenschen den Götterglauben.

Schopenhauer erinnerte ferner an Humes Aeüßerung, daß der Gott der Menschen so gemein sei, als sie selbst; weshalb sie ihm fortwährend schmeichelten und huldigten. Daher das unaufhörliche Gerede von dem Allweisen, Allgütigen u. s. w., während doch die Welt voll Jammer, Noth und Elend sei, indem Krankheit, Krieg, Pest und Hungersnoth in ihr wütheten.⁹³

Lindner/Frauenstädt, 172 f.

Ich erinnere mich noch aus seinen Unterredungen, daß er mir Humes Gespräche über natürliche Religion zu lesen

^{92a} Vgl. über die Genesis des Gottesbewußtseyns Parerga I, IV, 129.

⁹³ Vgl. den Zusatz zu den Parerga I, D IV, 137 f.

empfahl. Auf diese legte Schopenhauer besonders darum großen Werth, weil sie mit sehr triftigen, wenn auch andersartigen Argumenten, als die seinigen sind, die trüb-sälige Beschaffenheit dieser Welt und die Unhaltbarkeit alles Optimismus darlegen; wobei sie diesen zugleich in seinem Ursprung angreifen.

Lindner/Frauenstädt, 388.

Wenn man, sagte Schopenhauer, den Buddhismus aus seinen Quellen studirt, da wird es Einem hell im Kopfe; da ist gar nicht das dumme Gerede von der Welt, aus Nichts geschaffen, und von einem persönlichen Kerl, der sie gemacht hat. Pfui über diesen Schmutz!

Lindner/Frauenstädt, 173.

Ferner erinnere ich mich, mit welcher Begeisterung und innern Befriedigung er mir einst das entsagende Leben Buddha's schilderte und die Sanftmuth der vom ächten Geiste des Buddhismus Durchdrungenen bei Beleidigungen, Kränkungen, Verletzungen pries. Auch führte er mich einst in seinem Bibliothekzimmer vor seine Sammlung von asketischen Schriften, von Biographien der Heiligen u. s. w. und sprach davon, daß es Einem, wenn man die Bücher lese, wie Schuppen von den Augen falle.

Lindner/Frauenstädt, 336 f.

Im Prabodha Chandrodaya, sagte er, welches bedeutet „Erkenntnißmondaufgang“, was Rosenkranz aber ganz falsch „die Geburt des Begriffes“ übersetzt hat, wird es dem Brahma zur Sünde angerechnet, daß er die Welt geschaffen hat. Brahma ist weiter nichts, als die Zeugungskraft. Wie, heißt es daselbst, soll der Mensch zur Ruhe gelangen, wenn du nicht aufhörst mit deinen Geburten?

Lindner/Frauenstädt, 173.

Wir sprachen von dem historischen Ursprung der Religionen.

Was im Christenthum Wahres ist, sagte Schopenhauer, ist orientalischen Ursprungs; hingegen der Gott ist der

alttestamentliche Jehovah, dieser aber ist der persische Ormuzd, und dieser wiederum ist Indra, der Gott des Firmaments.

Die Aegypter sind ursprünglich eine Hindukolonie; daher so viel dem Indischen Aehnliches in ihrer Religion, daher auch ihr Kastenwesen.

Ich wunderte mich darüber, daß ganze Völker, die schon ihre Religion haben, so leicht die Religion eines andern Volkes, mit dem sie in Berührung kommen, annehmen sollen, wie nach ihm die Juden die persische Religion.⁹⁴

Die Juden, erwiderte Schopenhauer, hatten, bevor sie in die babylonische Gefangenschaft geriethen, gar keine eigentliche Religion. Die Eroberer dringen den unterjochten Völkern ihre Religion auf. So verbreitete sich z. B. der Mohammedanismus, der ursprünglich nur in einer von Mohammed gestifteten Sekte bestand, durch Eroberung.

Lindner/Frauenstädt, 174.

In Hinsicht auf Christus stimmte Schopenhauer der Ansicht des Reimarus in dessen Buche „vom Zweck Jesu und seiner Jünger“ bei, wonach der ursprünglich irdische Messias, als die politischen Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht in Erfüllung gegangen waren, nach der Kreuzigung von den Aposteln in einen himmlischen umgeschaffen worden. Der historische Christus sei nur ein Demagog gewesen, der sich zum König der Juden habe machen wollen. Messias heiße Gesalbter, König; und nicht ohne Grund habe man über das Kreuz geschrieben: *Jesus Nazarenus, rex Judaeorum*. Später, als das Gehoffte fehlgeschlagen war, hätten Andere mit der Person Jesu buddhaistische Ideen verbunden, hätten buddhaistische Moral an seine Geschichte angeknüpft. Hienach sei dann Christus der Repräsentant der Verneinung des Willens zum Leben geworden, der uns nicht vom Zorn Gottes — diese Ansicht sei jüdisch — sondern von der Gewalt des Teufels, d. i. von der

⁹⁴ Eine neue Begründung dieser Annahme lieferte Schopenhauer in einem Zusatz zu den Parerga II, D V, 411 f.

Bejahung des Willens zum Leben, erlöst habe. Der ethische Gehalt des Christenthums sei also buddhaistisch.

Als ich Schopenhauer hierauf fragte, wie es geschehen konnte, daß sich an die simple Geschichte eines jüdischen Demagogen solche überschwängliche Mythen und Legenden anknüpften, wie die neutestamentlichen, führte er mir zur Erläuterung andere Mythenkreise an, die sich in der Geschichte an manche unbedeutende Personen und Begebenheiten geknüpft haben. Das Faktische dieser letzteren sei sehr verschieden von dem, was die Sage aus ihnen gemacht hat. So sei nach neuern Forschungen das den poetischen Sagen vom König Arthur zu[m] Grunde liegende Historische ziemlich unbedeutend, und nicht minder unbedeutend, nicht minder geringfügig möchte wohl das eigentlich Historische vom Trojanischen Kriege sein, das der Ilias zum Grunde liegt.⁹⁵

Lindner/Frauenstädt, 174 f.

Schopenhauer war sehr erfreut über die Ergebnisse der neuesten biblischen Kritik, der zufolge die Apokalypse das eigentlich ächte urchristliche Buch sei. Er sah darin die Bestätigung seiner Ansicht, daß das alte, ächte Christentum asketischen Geistes war. In der Apokalypse, sagte er, wird die Ehelosigkeit gepriesen, und er wies hiebei auf die Stelle Cap. 14, 4, die er in seinem N. T. angestrichen hatte. Nur die modernen protestantischen Optimisten, sagte er, erklären die Ehe für etwas Hohes, Heiliges, Göttliches. Tertullian hingegen habe gesagt, daß die Ehe vom *stuprum* nicht wesentlich verschieden sei.

Lindner/Frauenstädt, 175.

Es war von den „letzten Dingen“ der Theologen die Rede. Schopenhauer sagte: „Ewige Verdammniß — wie absurd! Für ein Leben von dreißig Jahren ewige Verdammniß!“

Lindner/Frauenstädt, 176.

⁹⁵ Diese Bemerkungen sind Parerga II, D V, 418 f., näher ausgeführt.

Sehr erbittert war Schopenhauer auf das englische Pfaffenthum. In England, sagte er, wird's mit der Barbarei der Glaubensherrschaft bald ein Ende nehmen, wenn nur erst das ganze Volk lesen lernt, von dem bisher $\frac{2}{3}$ nicht lesen konnten. Es giebt in Hinsicht auf Bildung keine schärfere Scheidewand, als zwischen Denen, die lesen können, und Denen, die es nicht können. Die letzteren sind der eigentliche Pöbel. Unter den Gebildeten wiederum findet derselbe Unterschied statt zwischen Denen, die Latein verstehen, und Denen, die es nicht verstehen.

Lindner/Frauenstädt, 176.

Theologie und Philosophie, sagte er, sind wie zwei Waagschalen. Je mehr die eine sinkt, desto mehr steigt die andere. Je größer der Unglaube in unserer Zeit wird, desto stärker erwacht das Bedürfniß nach Philosophie, nach Metaphysik, und da müssen sie zu mir kommen.

Lindner/Frauenstädt, 176.

Ich sagte zu ihm: Das haben Sie nur nicht zu erwarten, daß Ihre Philosophie jemals populär sein wird. Er gab dies zu, meinte aber, das Menschengeschlecht werde stets eine Philosophie nöthig haben, denn das metaphysische Bedürfniß sei so unausrottbar, wie das physische.

Lindner/Frauenstädt, 176.

Ich bemerkte, da der Intellekt als eine Funktion des Gehirns, (wie Schopenhauer lehrt), mit dem Gehirn im Tode zerstört wird, so werde damit eigentlich auch die Metaphysik, als eine Funktion des Intellekts, zerstört. Mit dem Gehirn höre der Intellekt, und mit dem Intellekt die Metaphysik auf.

Aber das Thema der Metaphysik, erwiderte er, wird ewig bleiben.

Lindner/Frauenstädt, 176.

Daß sie jetzt wieder auf Kant, meinen Meister, zurückgehn und sich an ihm „orientiren“, sagte er, ist recht;

aber daß wir bei Kant nicht stehen bleiben und mit dem von ihm Gefundenen uns nicht begnügen können, das muß man auch einsehen.

Lindner/Frauenstädt, 176 f.

Dem Ουδεις αφωμετρητος εισιτω bildete Schopenhauer nach: Ουδεις ακαντιατος εισιτω.

Lindner/Frauenstädt, 177.

Ich fragte ihn, was er von Hegels Witz über die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft denkt, der dieses Unternehmen mit dem jenes Scholastikus vergleicht, welcher nicht eher ins Wasser gehen wollte, als bis er schwimmen gelernt.

Kants Unternehmen, sagte Schopenhauer, gleicht vielmehr dem eines Baumeisters, der einen Bauanschlag macht, ehe er zu bauen unternimmt. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, dieses lächerlich zu machen.

Lindner/Frauenstädt, 177.

Kant, sagte er ein anderes Mal, verneinte die spekulative Theologie als Wissenschaft, ließ dagegen die populäre praktische Theologie bestehen. Die modernen Religionsphilosophen mit ihrer spekulativen Theologie, die sie gern für eine Wissenschaft ausgeben möchten, machen es umgekehrt.

Lindner/Frauenstädt, 177.

Wir sprachen von Ch. H. Weiße's Schrift: „In welchem Sinne die deutsche Philosophie jetzt wieder an Kant sich zu orientiren hat“ [Leipzig 1847]. Schopenhauer sagte: Weiße meint, wir könnten, wie die Franzosen ihren Descartes, so unsern Kant als nationalen Philosophen aufweisen, an den anknüpfend wir uns ebenfalls einer nationalen Philosophie rühmen könnten. Als ob, fügte er hinzu, die Philosophie Sache einer Nation wäre! Cartesius, Kant und solche Geister gehören dem Menschengeschlechte an, und es ist ganz gleich, ob sie in Frankreich, oder in Deutschland gelebt haben. Was hat die Philosophie mit der Nationalität zu thun? Ob die Wahrheit auf diesem, oder jenem

Fleck der Erde entdeckt wird, das macht keinen Unterschied.

Lindner/Frauenstädt, 177 f.

Schopenhauer zeigte mir ein auf einer Auktion gekauftes altes Bildniß des Cartesius und bemerkte, daß Cartesius auf diesem Bilde sehr ehrlich aussehe. Ehrlich muß Einer aber auch, fügte er hinzu, sein, wenn er etwas Großes leisten will. Alle großen Geister waren ehrlich.

Lindner/Frauenstädt, 178.

Spinoza's Optimismus, sein *vivere, agere, suum utile quaerere* erklärte Schopenhauer zum Theil daher, daß Spinoza Jude gewesen. Die Juden, sagte er, sind alle viel heiterer, als andere Nationen, sind im Ganzen, trotz des schweren Druckes, der auf ihnen liegt, eine heitere lebenslustige Nation, und Spinoza war immer heiter.

Lindner/Frauenstädt, 178 f.

Aus seinen mündlichen Aeüßerungen erinnere ich mich noch, daß er Fichten nicht zu den Männern der Werke rechnete, sondern zu den Thatenmännern, den praktischen Talentmännern. Diese, sagte er, haben nicht, wie die Genies, die Richtung auf ein über die Zeitinteressen erhabenes Ziel, sondern treiben was gerade an der Zeit ist. Ueberhaupt hielt es Schopenhauer für unverträglich, zu philosophiren und daneben noch etwas zu treiben. Die Philosophieprofessoren, sagte er zu mir einst, sind nur darum so unwissend und lernen nichts, weil sie zu viel treiben, Amtsgeschäfte, Politik, Reisen u. s. w. Wer was lernen will, darf nichts treiben. Und von Leibnitz als Philosophen hielt er, aus demselben Grunde, nicht viel. „Da suchen sie“, sagte er einst zu mir, „wieder den Leibnitz hervor, geben ihn heraus^{95a} und reden viel von ihm; als ob Der so ein großes Licht wäre! Mein Gott! wenn Einer so lebt, wie Der, herumreist, Braunschweigische Annalen schreibt u. s. w.

^{95a} Gemeint ist wohl die zwölfbändige Pertz'sche Ausgabe 1843—1863.

u. s. w., so ist er schon darum in meinen Augen kein großer Philosoph.“

Lindner/Frauenstädt, 300.

Für einen Hauptirrthum der Philosophie des Cartesius und Spinoza erklärte Schopenhauer die Vermischung von Wille und Urtheil, als wäre Wollen nur ein Akt des Urtheilens, des Affirmirens und Negirens.

Keiner, sagte er bei dieser Gelegenheit, hat so scharf zwischen Wille und Intellekt geschieden, wie ich. Der Intellekt weiß oft gar nicht, was der Wille für ein Kerl ist, wie ich in meinem Capitel über den Primat des Willens (Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 19.) gezeigt habe. Der Intellekt traut darum auch dem Willen nicht, wenn er einen Plan gefaßt hat; denn er weiß vor der Ausführung nicht, ob es dem Willen Ernst damit ist. Mancher bildet sich ein, er würde so oder so handeln, wenn diese oder jene Umstände einträten; und wenn sie dann eintreten, wird er zu seinem Erstaunen gewahr, daß er ganz entgegengesetzt handelt, z. B. fremdes Gut sich aneignet, wann keine Gefahr der Entdeckung und Bestrafung vorliegt; während er vorher glaubte, daß er unter allen Umständen ehrlich handeln würde, u. s. w.

Lindner/Frauenstädt, 179.

Schopenhauer rühmte von seiner Philosophie, daß sie mit der Zerfällung der Welt in Wille und Vorstellung die Durchschnittslinie zwischen dem Realen und Idealen an der allein rechten Stelle gezogen; der Schnitt sei hier derselbe, wie der Kant'sche zwischen Ding an sich und Erscheinung. Frühere Philosophen hätten wohl auch Durchschnittslinien gezogen, aber an ganz falscher Stelle, wie Cartesius zwischen Geist und Materie; da falle der Wille sammt dem Denken (Vorstellen) auf die Seite des Geistes, und die Materie bleibe als ein todtcs Wesen, von dem man nicht recht wisse, was es ist, auf der andern Seite.⁹⁶

Lindner/Frauenstädt, 179 f.

⁹⁶ In der „Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen“, Parerga I, D IV, 9 ff., hat Schopenhauer diesen Gedanken ausführlicher entwickelt.

Ferner rühmte er an seiner Philosophie die scharfe Sonderung zwischen Verstand und Vernunft. Der Prahlerei der Professoren mit der Vernunft als einem Vermögen des Uebersinnlichen, sagte er, werde ich in der zweiten Auflage der „vierfachen Wurzel“, an der ich jetzt arbeite, ein Ende machen.

Lindner/Frauenstädt, 180.

Ueber mich, äußerte er einst, kann man wohl in der Breite, aber nicht in der Tiefe hinaus.⁹⁷

Lindner/Frauenstädt, 155.

Er sagte mir einst geradezu, es gebe keinen andern Weg zur Lösung der metaphysischen Probleme, als den seinen, und schließlich müßten doch Alle zu ihm kommen. In meiner Jugend, erzählte er mir, als ich die erste Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ vollendet hatte, wollte ich mir eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, auf mein Petschaft stechen lassen; denn ich war überzeugt, das Räthsel der Welt gelöst zu haben.

Lindner/Frauenstädt, 154.

Aus Schopenhauers Gesprächen erinnere ich mich, daß er unter diesen, im zweiten Bande der Welt als Wille und Vorstellung herausgegebenen „Ergänzungen“ besonders auf seine „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ großen Werth legte, nicht bloß, weil er mit dieser einen Gegenstand in die Metaphysik eingeführt, der von seinen Vorgängern nur dürftig behandelt, wo nicht ganz übergangen worden, sondern auch und noch mehr, weil er hier durch die Lösung des Problemes, die er giebt, wirklich eine neue Eroberung im Gebiete der Metaphysik gemacht zu haben glaubte. Er

⁹⁷ Vgl. die Äußerung im Brief an v. Doß vom 22. Juli 1852: „ja, ich bezweifele sehr, daß man jemals über mich wird hinauskommen können, d. h. in der Länge; in der Breite wird manches zu thun seyn, an Erläuterungen, Bestätigungen, Verknüpfungen, Ausführungen u. s. w.“ (D XV, 174).

nannte daher mündlich und auch brieflich seine Metaphysik der Geschlechtsliebe eine „Perle“.

Lindner/Frauenstädt, 389.

Unter meinen Einwendungen, die ich Schopenhauer gegen seine Philosophie machte, betraf eine die von ihm behauptete Unveränderlichkeit des Willens. Diese schien mir mit dessen Verneinung zu streiten. Wenn, sagte ich, der Wille sich verneinen kann, so ist er ja nicht unveränderlich; und umgekehrt, wenn er unveränderlich ist, so kann er sich nicht verneinen.

Schopenhauer erwiderte: Es ist nicht ausgemacht, daß der Wille als Ding an sich unveränderlich sei, also ewig wollen müsse; nur von der Erscheinung des Willens, dem empirischen Charakter, gilt die Unveränderlichkeit.

Aus Allem, was Schopenhauer über diesen Punkt noch sagte, ging hervor, daß seine Meinung diese war: So lange, als der Wille sich bejaht, ist er unveränderlich; aber hieraus folge nicht, daß er sich ewig bejahen muß. Die Verneinung sei nicht eine Veränderung, sondern eine gänzliche Aufhebung des Willens.

Lindner/Frauenstädt, 180.

Die Verneinung des Willens zum Leben betreffend, bemerkte Schopenhauer: daß auch bei Solchen, in denen der Wille sich schon verneint hat, bei den Heiligen, das Leben des Organismus doch noch eine Weile fortbesteht, dafür haben die Orientalen das Gleichniß, ein Solcher sei, wie die Töpferscheibe, die sich noch eine Weile dreht, nachdem der Töpfer schon aufgehört hat, zu arbeiten.

Lindner/Frauenstädt, 180 f.

Der Optimismus, sagte er, ist unhaltbar. Was sie „Verklärung des Willens“ nennen, d. h. Verbesserung, ist unmöglich. Es bleibt nur die Wahl zwischen Bejahung und Verneinung des Willens.

Lindner/Frauenstädt, 181.

Eine Bestätigung seines Pessimismus fand Schopenhauer unter andern auch in George Sand's: *chacun a les défauts de ses vertus*. Dies, sagte er, könnte nicht sein, wenn wir nicht Alle schlecht wären. Die Wurzel in uns ist das Schlechte, darum ist das Gute immer, wie das Gold, ver-
setzt; es kommt nie rein vor.

Lindner/Frauenstädt, 181.

Ich äußerte, mir scheine die entgegengesetzte Weltanschauung des Optimismus und Pessimismus nicht aus der Erkenntniß, sondern aus dem Willen zu fließen; Die nämlich, welche die Welt und das Leben mit dem Willen bejahten, seien in der Theorie Optimisten, die hingegen, welche es verneinten, seien Pessimisten; die Einen fänden das Leben schön, weil sie es lieben, es wollen, die Andern jämmerlich, weil sie es hassen, es nicht wollen. Hierauf erwiderte Schopenhauer: So ist es nicht; denn da müßte ich ein Heiliger sein.⁹⁸ Er wies auf den Zwiespalt zwischen Wollen und Erkennen hin, dem zufolge wir theoretisch recht gut die Wahrheit erkennen und praktisch doch das Entgegengesetzte wollen. Doch seien es allerdings immer edele Seelen, deren Weltanschauung pessimistisch sei.

Lindner/Frauenstädt, 181.

Ich sagte ferner, Optimismus und Realismus schienen mir unzertrennlich. Die Optimisten, die diese Welt bejahen, müßten sie doch nothwendig für real halten.

Schopenhauer erwiderte, es könne auch ein Pessimist, ein Heiliger, ein Asket, der die Welt verneint, Realist sein. Die christlichen Heiligen seien keine Idealisten gewesen. Wohl aber hänge mit dem Theismus der Realismus zusammen; denn wenn Gott diese Welt gemacht hat, dann müsse sie doch real da sein.

Lindner/Frauenstädt, 181 f.

Ich erinnere mich, daß Schopenhauer in seinen Gesprächen mit mir, als auf den Optimismus Leibnitzens die

⁹⁸ Vgl. S. 127.

Rede kam, sagte: Die Optimisten weisen immer auf die physische Harmonie und Zweckmäßigkeit des Universums hin. Diese wolle er auch gar nicht in Abrede stellen. Sehe man nun aber einmal die Welt nach ihrer innern, subjektiven und moralischen Seite an, da biete sie ein ganz anderes Schauspiel. Die Spieler auf der wohlgezimmerterten Bühne mit ihrem Egoismus, ihrer Bosheit, ihrem Haß und Neid, der den einen Menschen dem andern zum Wolfe macht, u. s. w. — gäben Einem keinen Anlaß zu Hallelujahs.⁹⁹

Lindner/Frauenstädt, 329.

[Er spottete] in seinen Gesprächen mit mir über die Hegelianer, die den Mund immer so voll nehmen über die Geschichte als den Prozeß des Absoluten. Der Inhalt der Geschichte, sagte er zu mir, sind „die europäischen Katzbalgereien“. Uebrigens sei es nicht wahr, daß das Menschengeschlecht nur immer fortschreite, sondern es gebe auch Rückschritte und es komme zu Zeiten auch Rückfall in die Barbarei vor. Ein ander Mal sagte er mir: Sie reden immer viel von „Perfektibilität des Menschengeschlechts“; aber ein Franzose hat neulich gesagt: Wenn ich den Tod vor Augen habe, was nützt es mir, daß die Leute nach 100 Jahren noch etwas besser und bequemer leben werden? — Das Menschengeschlecht, sagte Schopenhauer ein ander Mal in seinem entschiedenen Pessimismus, ist einmal von Natur aus zum Elend und Untergang bestimmt; denn, wenn nun auch durch den Staat und die Geschichte dem Unrecht und der Noth so weit abgeholfen wäre, daß eine Art Schlaraffenleben einträte, so würden sich die Menschen alsdann vor Langeweile balgen und über einander herfallen, oder die Uebervölkerung würde Hungersnoth herbeiführen und diese sie aufreiben.

Lindner/Frauenstädt, 301 f.

Als wir einmal auf unserm Spaziergange auswandernde Familien, zum Theil in Lumpen gehüllt, trafen, sagte Scho-

⁹⁹ Vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 676.

penhauer, stehen bleibend und sie betrachtend: Wenn man dieses sieht, da faßt Einen wieder der ganze Jammer des Lebens an.

Hierauf zog er wieder gegen die Optimisten los. Wenn man erwäge, wie ungeheuer die Vorrichtungen in dieser Welt sind, und wie erbärmlich dagegen das Resultat, so könne man keine Loblieder anstimmen.

Nach einer Weile: Es konnte aber auch nicht anders sein. Man denke sich den Willen, der eine solche Welt mit ungeheurer Kraft hervorbringt, in Einem Individuo comprimirt, und das Wehe müßte unendlich größer sein, als jetzt, wo es sich unter so Viele vertheilt. (Der tiefe, nach Innen gewendete Blick, den Schopenhauer dabei machte, ist mir unvergeßlich.)

Es sind, fuhr er fort, nur drei Fälle denkbar: Entweder der Wille ertrug alles Wehe in Eins comprimirt, oder er trug es vertheilt unter Viele; oder er ließ es ganz bleiben, sich in diese Welt zu werfen.

Lindner/Frauenstädt, 182 f.

Ich sagte zu Schopenhauer: Da nach Ihrer Lehre vom δευτερος πλους das Leiden heilsam ist, weil es zur Resignation, zur Verneinung des Willens führt; so thut eigentlich jede Entdeckung, jede Erfindung, welche das Leiden mindern oder gegen dasselbe unempfindlich machen hilft, wie z. B. die Aetherisation bei Amputationen, jener heilsamen Wirkung des Leidens Abbruch, und konsequenterweise dürfte man überhaupt fremdes Leiden nicht zu mildern suchen, um die Resignation nicht zu hindern.

O, erwiderte Schopenhauer, es wird trotz aller Milderungen und Linderungen des Leidens doch noch Elend genug in der Welt geben, welches zur Resignation führt; so daß ich immer noch Recht behalten werde, wenn ich sage, es wäre besser, diese Welt wäre nicht. Er wies auf die entsetzlichen Unglück[s]fälle hin, von denen täglich die Zeitungen berichten. Es vergehe kein Tag, wo nicht, bald in

diesem, bald in jenem Theile der Welt, Morde, Verstümmelungen, Metzeleien, Schiffbrüche u. s. w. vorfielen.

Lindner/Frauenstädt, 183.

Als Beispiel, wie manchmal ein Leiden die Bekehrung plötzlich herbeiführt, erzählte er mir die Geschichte des Raimundus Lullus, der sich in eine Schöne verliebt hatte und ihr nachgegangen war. Diese wies ihn lange ab; endlich aber ließ sie ihn vor sich kommen und entblößte ihm ihre vom Krebs zerfressene Brust. Da ging er in sich.¹⁰⁰

Lindner/Frauenstädt, 183.

Ästhetische Fragen.

Ich äußerte einst, in manchen Künsten scheinere das Menschengeschlecht das Höchste schon erreicht zu haben, z. B. in der Skulptur bei den Griechen, in der Musik bei den Deutschen, und in diesen scheinere also kein weiterer Fortschritt möglich.

Schopenhauer: Das Genie ist individuell, und es lassen sich also neben Mozart und Beethoven sehr gut noch Andere denken, die mit neuen, eigenthümlichen Produktionen hervortreten werden. Auch sei zu bedenken, daß das Menschengeschlecht im Ganzen noch sehr jung ist. Anders freilich verhalte es sich mit der Philosophie; diese müsse doch endlich einmal in eine Spitze auslaufen, einen Gipfel erreichen. So wie es nur eine Chemie gebe, so könne es auch nur eine wahre Philosophie geben, und wenn diese einmal gefunden ist, dann müsse man bei ihr stehen bleiben, könne nicht mehr über sie hinaus.

Lindner/Frauenstädt, 183 f.

Wir sprachen vom Genie. Nachdem Schopenhauer bemerkt hatte, Menschen und Affen seien in der Jugend Genies, später nicht mehr, fügte er hinzu: Das konnt' aber

¹⁰⁰ Diese Bekehrungsgeschichte hat Schopenhauer in die 3. Aufl. der Welt als Wille und Vorstellung I, D I, 466 f., aufgenommen. Sie findet sich aber schon im Handschriftl. Nachlaß, D XI, 276 f. (nach Tiedemann).

auch nur Einer, wie ich, das Kapitel über das Genie mit dem Affen schließen.¹⁰¹

Lindner/Frauenstädt, 184.

Ich machte die Bemerkung, daß Männer von Genie oft ein hohes Alter erreicht hätten, wie Goethe. Es ist, sagte Schopenhauer, als ob hier die Natur einen solchen Intellekt, der ihr so selten gelingt, nicht sobald wieder fahren lassen wollte, da derselbe doch durch den Tod zerstört wird. Auch entstehen gewöhnlich erst im Alter die reifsten Werke. Denn bis zum 35. Jahre müssen zwar die Ideen, die Grundgedanken gesammelt und eingetragen sein; aber die Verarbeitung und Beherrschung dieses Stoffes ist doch erst das Werk des spätern Alters.

Lindner/Frauenstädt, 184.

Schopenhauer theilte die Geister im Allgemeinen in folgende drei Klassen: 1) Solche, die aus eigenen Mitteln das Rechte finden und machen. Diese seien sehr selten. 2) Solche, die es zwar nicht selbst machen können, aber es erkennen, wenn es ihnen vorgelegt wird. Auch Dieser gebe es nur Wenige. Endlich 3) Solche, die es weder machen, noch erkennen können — der große Haufe. Dies habe schon Hesiod gesagt und Machiavelli habe es auf die Fürsten angewendet, indem er sie eingetheilt in Solche, die das Rechte treffen; Solche, die es erkennen, wenn es ihnen vorgelegt wird; und Solche, die keines von beiden können. Diese letzteren taugten nichts.¹⁰²

Zu der zweiten Klasse von Geistern rechnete Schopenhauer Reinhold und A. W. Schlegel, die zwar selbst nichts Bedeutendes gemacht, aber das Große in Kant und Goethe erkannt und zur Geltung gebracht hätten. Mich

¹⁰¹ Das 31. Kapitel des 2. Bandes der Welt als Wille und Vorstellung, D II, 428 ff.

¹⁰² Diese Einteilung Machiavellis (Il principe, c. 22) hat Schopenhauer in die 2. Auflage der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, D III, 159 f., aufgenommen.

schien Schopenhauer in Bezug auf sich selbst zur zweiten Klasse zu rechnen, mich für seinen Reinhold zu halten.

Lindner/Frauenstädt, 184 f.

Das Dasein der Genie's unter den Menschen, sagte ich, hat etwas Wunderbares. Wie kommen sie in diese Menschenwelt hinein, der sie sich doch so fremd und heterogen fühlen?

Für sich freilich nicht, sagte Schopenhauer, aber für die Menschheit kommen sie in die Welt, um sie aus Rohheit und Barbarei zu erlösen. Abgesehen von dem Genuß, den die Genie's an sich selbst haben, sind sie doch eigentlich nur die Kreuzträger der Menschheit. Auch sich rechnete Schopenhauer zu diesen Kreuzträgern. Ich habe, sagte er bei einer andern Gelegenheit, mein Leben lang mein Kreuz getragen und habe dessen Druck gefühlt.

Lindner/Frauenstädt, 185 f.

Die Genie's rechnete Schopenhauer zu den „hohen“ Geistern, und sagte einst zu mir: Ein hoher Geist — das will Viel sagen; die werden selten gefunden.

Lindner/Frauenstädt, 186.

Daß die Genie's ihrer Zeit gewöhnlich um ein Jahrhundert voraus sind, dafür hatte Schopenhauer folgendes Gleichniß. Wie die Kugel, die ich aus der Pistole schieße, hundert Schritt von mir entfernt niederfällt, und ich nicht zugleich an diesem Orte, wo sie hinfällt, sein kann; so propellirt das Genie seine Zeit, kann also selbst nicht dort sein, wo es sie hinbringt.

Lindner/Frauenstädt, 186.

Wir sprachen vom Wahnsinn, dem die Genie's so oft verfallen. Schopenhauer fand einen Beleg für seine Theorie des Wahnsinns als einer Krankheit des Erinnerungsvermögens (vergl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 32.) darin, daß am häufigsten Dichter und Schauspieler wahnsinnig werden, weil diese am meisten Mißbrauch mit ihrem Gedächtniß treiben. Er erzählte mir aus

eigener Erfahrung mehrere Fälle von wahnsinnig gewordenen Schauspielern.¹⁰³

Lindner/Frauenstädt, 186.

Ueber Goethe's Charakter äußerte sich Schopenhauer einst zu mir dahin: „Ein Egoist ist dieser Goethe gewesen, das ist wahr.“ Er sprach über Goethe's Verhalten zu Merck, wozu ihn der von Wagner [1835, n. F. 1838, 1847] herausgegebene Briefwechsel mit Merck veranlaßte, den er damals gerade las. Dieser Merck, fügte er hinzu, hat eigentlich nichts Bedeutendes gemacht, und doch huldigen sie ihm Alle in ihren Briefen. Es muß doch in seiner Person etwas gewesen sein, wodurch er diese Macht auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen, ausgeübt hat. Ich lieh mir den erwähnten Merck'schen Briefwechsel von Schopenhauer auf einige Zeit und fand darin, in einem Briefe Goethe's, die Aeußerung: „Das Leben bei Hofe ist doch eine wahre Sch. . . existenz.“ Als ich darauf wieder zu Schopenhauer kam, citirte ich ihm diese Stelle und sagte: Goethe, der feine Hofmann, scheint doch, außerhalb des Hofes, cynische Ausdrücke sehr geliebt zu haben. „Ja, erwiderte Schopenhauer, es hat gar Vieles neben einander Platz im Menschen“, und er bestätigte mir aus eigener Erfahrung, daß Goethe derbe Ausdrücke geliebt.

Lindner/Frauenstädt, 224.

Schopenhauer erzählte mir von einem passiven Genie, einem seiner früheren Bekannten, wenn ich nicht irre, Namens Iken. Dieser habe ihm einst den famosen Roman: „Schelmufski's Abenteuer zu Wasser und Land“¹⁰⁴ gebracht

¹⁰³ Vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 455. Ferner: „Von mir bekannten Schauspielern wurden wahnsinnig zwischen 1820 und 1829: — in Weimar Denis und Becker; — in Dresden Hellwig und Wilhelmi; der Sänger . . . in Berlin, wo er gastirte. Offenbar treibt dieser Stand einen ihm ganz eigenthümlichen Mißbrauch des Gedächtnisses.“ (Gr. N. IV, 112, § 136.)

¹⁰⁴ Richtig lautet der Titel des anonym erschienenen Buches: „Schelmuffskys warhafftige curieuse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande“ (1696). Der Verfasser war Christian Reuter.

und sei ganz vernarrt in dieses Buch gewesen.¹⁰⁵ An Diesem meiner Bekannten, sagte Schopenhauer, hatte ich einen rechten Beleg für die Identität und Unveränderlichkeit des Charakters. Er war, was Jean Paul ein passives Genie nennt; er hatte große Empfänglichkeit für alles Aesthetische, konnte aber selbst nichts machen.

Schopenhauer zitierte mir bei dieser Gelegenheit aus dem Gedächtniß einige Stellen des erwähnten „Schelmufski“ so drastisch, daß er mich reizte, . . . ihn ganz zu lesen.

Lindner/Frauenstädt, 187.

[Auch] an Heine, den er sonst für ein Genie hielt und [im Gespräch] gern citierte, [noch er] den *factor judaicus* . . .¹⁰⁶

Lindner/Frauenstädt, 467.

Aus den Gesprächen Schopenhauers ist mir erinnerlich, daß er Schiller und Byron zu den subjektiven Dichtern rechnete, Goethe und Shakespeare zu den objektiven, und letztere weit höher stellte, als jene.¹⁰⁷

Lindner/Frauenstädt, 228.

Wir sprachen von Romanen. Schopenhauer nannte den Tristram Shandy, den Wilhelm Meister, den Don Quixote und die Nouvelle Heloise von Rousseau „die vier größten Romane der Welt“.¹⁰⁸ Dem Don Quixote schrieb er einen allegorischen Sinn zu. Dem Wilhelm Meister gab er, als einem „intellektuellen“ Roman, den Vorzug vor allen andern.¹⁰⁹

Lindner/Frauenstädt, 187.

¹⁰⁵ Er erwähnt es auch in seinem Brief an Schopenhauer aus dem Jahre 1816 (D XIV, 241).

¹⁰⁶ Vgl. Schopenhauers Äußerungen über Heine: Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 110 und Gr. N. IV, 77 (§ 87); IV, 275 (§ 478).

¹⁰⁷ Vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 497 f.

¹⁰⁸ Diese Zusammenstellung auch in der Abhandlung Ueber das Interessante (Januar 1821), D VI, 387, in den Parerga II (Zusatz im Handexemplar), D V, 481, und bei Gwinner, 3. Aufl., 280.

¹⁰⁹ Die Erläuterung dieser Begriffsbestimmung Parerga I, D IV, 456.

Schopenhauer hatte mir, als ich bei ihm war, eine damals erschienene Übersetzung eines Japanischen Romans gezeigt und dessen Vorrede vorgelesen.¹¹⁰

Lindner/Frauenstädt, 510, Anm.

Wir sprachen vom Drama und namentlich vom Trauerspiel. Auch hier, sagte Schopenhauer, bin ich tiefer eingedrungen, als alle Andern. Der Zweck des Trauerspiels ist, durch Darstellung eines schweren Leidens, gleichviel welcher Art, vom Willen zum Leben abzuwenden.¹¹¹

Lindner/Frauenstädt, 188.

Wir sprachen über Shakespeare. Schopenhauer äußerte sein Befremden darüber, daß Shakespeare, der als Dichter so groß war und die Menschen, wie Keiner, von Grund aus kannte, doch als Schauspieler nicht bedeutend gewesen sein soll.

Lindner/Frauenstädt, 191.

Jetzt, klagte einst Schopenhauer, sind die Leute so roh geworden, daß sie im Theater nur sehen, nicht mehr hören wollen. Daher ist in den neuesten Komödien fast lauter Handlung und nur wenig Dialog. In den älteren guten Komödien, z. B. den Molièreschen, ist viel Dialog.

Lindner/Frauenstädt, 191.

Die Leute, sagte er, langweilen sich, und aus Langeweile greifen sie in der Litteratur nach allem Schlechten. Wo nur Einer was Neues gemacht hat, da wird es gleich in alle Sprachen übersetzt und, ist es eine Komödie oder Posse, überall gespielt. Da glauben sie dann, was Rechtes zu haben.

Lindner/Frauenstädt, 191.

Ich erzählte ihm von einigen Heiligenbildern, die ich im Dome zu Mainz gesehen, und knüpfte daran eine allgemeine

¹¹⁰ Darauf nimmt Schopenhauer in seinem Brief an Frauenstädt vom 26. März 1851 Bezug.

¹¹¹ Vgl. dazu Parerga II, D IV, 479 f.

Bemerkung über das Charakteristische in den Heiligenbildern und deren Gegensatz zu den weltlichen Bildern. Die Malerei, sagte Schopenhauer, hat vor der Sculptur dieses voraus, daß sie das Charakteristische darstellt; denn dazu sind Augen und Farbe erforderlich; diese aber kann die Sculptur nicht geben. Der Hauptgegenstand dieser ist körperliche Schönheit, daher sie das Nackte liebt. Beim Charakteristischen aber gerathen wir zuletzt in's Ethische, und da kommen wir auf meinen Gegensatz von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben. Dieser Gegensatz ist es, der sich in den weltlichen und heiligen Bildern abspiegelt. Daher der Contrast beider. Die weltlichen Bilder stellen die Bejahung, die Heiligenbilder die Verneinung des Willens zum Leben dar. — Bei dieser Gelegenheit sprach er von dem unvergeßlichen Eindruck, den ihm in der Dresdner Gemäldegalerie einige Heiligenbilder gemacht. Wenn man, sagte er, in der Dresdner Gallerie sich den heiligen Franziskus von Assisi ansieht, so schaut er uns aus dem Bilde an, als ob er sagen wollte: Ich habe überwunden, es ist vorbei, es ist ja Alles nichts, alles Spaaß. So sälig sieht er uns an.

Lindner/Frauenstädt, 189.

Ich erzählte ihm von einem Gemälde, das eine wollüstige Situation darstellt und auf der letzten damaligen Pariser Kunstausstellung sehr bewundert worden war. Ich erinnerte dabei an seine Verwerfung des Reizenden in der Kunst. (Welt als Wille und Vorstellung, I., § 40.)

Es kommt hier, sagte Schopenhauer, Alles auf die Art der Auffassung und Behandlung an. Uebrigens führte er mir als Beleg dafür, daß auch das wirklich Schöne reizend wirken könne, das Beispiel einiger Individuen an, die beim Anblick nackter antiker Statuen in wollüstige Erregung gerathen seien. Dabei erzählte er einige cynische Geschichten, die sich hier nicht wiedergeben lassen.

Lindner/Frauenstädt, 190.

Schopenhauer verwarf den Mißbrauch, der mit dem Wort „Romantik“ getrieben wird. Die Hegelianer, sagte er,

haben dem Wort „Romantik“ einen ganz anderen Sinn gegeben, als es ursprünglich, im Gegensatze zum Klassischen, Antiken hat. Strauß nennt z. B. Julian den Abtrünnigen einen Romantiker, während dieser doch gerade das Antike, Klassische wieder zurückführen wollte. Die Romantik ist ein Produkt des Christenthums: Ueberschwängliche Religiosität, fantastische Weiberverehrung und ritterliche Tapferkeit, also Gott, die Dame und der Degen, — das sind die Kennzeichen des Romantischen. Calderon ist ein Romantiker.

Lindner/Frauenstädt, 190 f.

Psychologie.

Schopenhauer schien mir Unrecht zu haben, daß er den Thieren die Vernunft abspricht. Ich citirte ihm einige Geschichten von Hunden, Affen, Elephanten, aus denen unzweifelhaft hervorgehe, daß diese Thiere Vernunft haben. Er erwiderte: *Natura non facit saltum*. Ein Analogon von Vernunft finde sich allerdings schon in den höhern Thieren. Denn Vernunft sei es, von seinem unmittelbaren Zweck abgehen und denselben auf einem Umwege, durch Mittel, zu denen Reflexion gehört, zu erreichen suchen, wie jener Affe, der, als er sich nicht unmittelbar von der Kette losmachen konnte, an die er befestigt war, nun die Kette von dem Pfahle abwickelte, um den sie geschlungen war, um sich auf diese Weise zu befreien.

Lindner/Frauenstädt, 192.

Die Herbart'sche Leugnung der Vielheit der Seelenvermögen erklärte Schopenhauer für absurd. Der sogenannten Seelenvermögen, sagte er, giebt es offenbar mehrere, ganz verschiedene, da z. B. das Gedächtniß ein ganz anderes Vermögen ist, als Urtheilen und Schließen.

Ich sagte, schon die Sinnesthätigkeiten seien so verschieden, daß sich nicht die eine auf die andere zurückführen lasse; Sehen und Hören seien ganz verschiedene Funktionen.

Schopenhauer: Aber noch verschiedener sind Denken und Sehen, und der größte Unterschied ist zwischen Wille und Intellekt.

Lindner/Frauenstädt, 192.

Ich führte aus meiner eigenen Erfahrung an, daß ich oft des Morgens, nach dem Erwachen, ohne alle Anstrengung ganz klar über Dinge denke, die mir den Abend vorher noch dunkel waren und über die ich mich vergebens ins Klare zu kommen angestrengt hatte.

Das sehen Sie, sagte Schopenhauer, wie physisch der Intellekt ist, und kam hiebei auf seine Lehre vom Ermüden des Intellekts im Gegensatze zur Unermüdllichkeit des Willens zurück.

Gegen Beneke's, des Psychologen, Behauptung, daß, je mehr Geist Einer hätte, er desto weniger Zeit zum Schlaf brauchte, verfocht Schopenhauer gerade die entgegengesetzte Behauptung und wies aus der Geschichte geistig Begabter und viel mit dem Geiste arbeitender Männer, wie Cartesius, Kant nach, daß sie Langschläfer waren. Von sich selbst berichtete er mir, daß er acht Stunden ununterbrochen schlafe.¹¹²

Lindner/Frauenstädt, 192 f.

Einst, während Schopenhauer zu mir sprach und ich ihm aufmerksam zuhörte, drehte ich, ohne mir dessen bewußt zu sein, unaufhörlich ein Stück Papier in der Hand. Als Schopenhauer zu sprechen aufhörte, warf ich das Papier weg und nun, mir bewußt werdend, daß ich während des Nachdenkens dasselbe fortwährend zwischen den Fingern gedreht hatte, knüpfte ich daran die Bemerkung, es sei doch ein eigenthümliches psychologisches Phänomen, daß wir oft, während wir mit Nachdenken über einen Gegenstand beschäftigt sind, gleichzeitig ganz mechanisch etwas treiben, ohne uns dessen bewußt zu sein und ohne daß die eine Thätigkeit durch die

¹¹² Vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 275; Gwinner, 3. Aufl., 324 f.

andere gestört wird. Ich wünschte zu wissen, wie Schopenhauer dieses erkläre.

Es giebt, sagte Schopenhauer, eine Spaltung im Intellekt zwischen der anschaulichen und abstrakten Thätigkeit, von denen jede ihren abgesonderten Verlauf nehmen kann. Während ich z. B. beim Ankleiden ganz anschaulich beschäftigt bin, kann ich zugleich abstrakt in einen Gegenstand des Nachdenkens vertieft sein.

Lindner/Frauenstädt, 194.

Aus der Spaltung zwischen dem Anschaulichen und Abstrakten erklärte Schopenhauer auch das moralische Phänomen, daß wir das Bessere erkennen und dem Schlechteren folgen. (*Meliora video proboque, deteriora sequor.*) Das anschauliche, in der Gegenwart liegende Motiv wirke nämlich stärker als das abstrakte, vernünftige, der Zukunft angehörige.

Lindner/Frauenstädt, 195.

Wir sprachen von seiner Definition des Lächerlichen, auf die er großen Werth legte. Als ich bemerkte, aus den Gegenständen, über welche verschiedene Menschen lachen, könne man auf ihren Geist schließen, sagte Schopenhauer: „Ja, und aus der Art ihrer Lache.“ Als Beispiel dafür, daß oft der Eine über etwas lache, was dem Andern gar nicht lächerlich erscheine, wie man besonders im Theater beobachten könne, führte er mir an, daß er einst bei einem schlechten Stücke von Zacharias Werner gelacht, während neben ihm eine Frau vor Rührung geweint habe.

Das Hohngelächter erklärte Schopenhauer als entsprungen aus der großen Inkongruenz zwischen dem Erlebten und dem, was nach der eigenen Erwartung hätte geschehen sollen.

Daß Menschen mitunter in verzweifelter Lage witzig werden und lachen, erklärte Schopenhauer als eine Abwendung des Intellekts von der verzweifelten Situation; wodurch der Wille sich ein *soulagement* verschaffe. Dergleichen Abwendungen des Intellekts, wodurch der Wille für

den Augenblick beschwichtigt werde, gebe es auch noch andere. Er erzählte mir nun die Geschichte eines zum Tode Verurtheilten, der, ehe er auf das Schaffot geführt wurde, eifrig damit beschäftigt war, alle Nägel im Gefängniß zu zählen. Durch diese äußerliche Beschäftigung habe der Verurtheilte seinen Intellekt von dem für seinen Willen schrecklichen Gedanken an das Schaffot abgelenkt. Auch das Mit-sichselbstsprechen, über dem wir uns bisweilen, wenn uns etwas Unangenehmes oder Beschämendes begegnet ist, ertappen, rechnete Schopenhauer zu diesen zerstreuen-den Beschäftigungen des Intellekts, die wir instinktmäßig ergreifen, um uns von dem verhaßten Gegenstande des Willens abzulenken.

Lindner/Frauenstädt, 195 f.

Schopenhauer hatte zwar ein stupendes Gedächtniß; aber in einzelnen Fällen versagte ihm dasselbe den Dienst. Dann wurde er jedesmal ärgerlich, und zwang sich, das Vergessene wieder in die Erinnerung zurückzurufen. Man muß, sagte er, gegen sein Gedächtniß despotisch verfahren, man muß es methodisch zwingen, das Gesuchte wiederzugeben. So halte er es mit seinem Gedächtniß.¹¹³

Lindner/Frauenstädt, 196.

Ich citirte ihm bei einer Gelegenheit eine Stelle aus seinem Hauptwerke, an die er selbst sich durchaus nicht erinnern konnte. Ich wunderte mich darüber.

Glauben Sie, sagte er, daß man sich jeden Augenblick Rechenschaft ablegen kann über Das, was man gemacht hat? ich wundere mich selbst manchmal darüber, wie ich das Alles habe machen können. Denn im gewöhnlichen Leben ist man gar nicht Das, was man in den erhöhten Momenten der Produktion ist.

Lindner/Frauenstädt, 197.

Während man schreibt, sagte er ein anderes Mal, steht man wie der Dekorationsmaler vor der Leinwand und sieht

¹¹³ Ähnlich Parerga II, D V, 59; vgl. auch Parerga II, D V, 668 f.

die Fehler nicht, die man macht. Erst in einiger Entfernung, bei der Revision, wird man sie gewahr.

Lindner/Frauenstädt, 197.

Ich äußerte, daß oft ein gehörtes oder gelesenes Wort im ersten Moment wirkungslos an uns vorübergehe, später aber falle es uns wieder ein und beschäftige den Geist anhaltend. Schopenhauer erläuterte alsbald dieses psychische Phänomen durch folgendes Gleichniß: Wie eine im Kriege empfangene Wunde nicht sogleich gespürt wird, sondern erst eine Weile nachher, so spüren wir Aeußerungen, die im ersten Moment unbeachtet an uns vorübergehen, erst später, und dann geben sie uns oft viel zu denken.

Lindner/Frauenstädt, 197.

Wir sprachen von Plagiaten. Es giebt, sagte Schopenhauer, unbewußte Plagiate, wenn wir das Gelesene behalten haben, nachher aber vergessen, wo wir es her haben und es für das Unsrige halten und ausgeben.

Lindner/Frauenstädt, 197.

Es war von gekränkter Eitelkeit die Rede. Schopenhauer bemerkte, Angelus Silesius sage sehr schön: Wie ein Stäubchen unser Auge reizt, so kränke das geringste, das unserer Eitelkeit zuwider ist, unser Herz. Ja, so sind wir, fügte er hinzu, es ist nicht anders.

Lindner/Frauenstädt, 197.

[Er sagte mir, er sei] bei Abfassung seiner Werke durchaus nicht auf Ruhm ausgegangen . . . , sondern lediglich der innern Nothwendigkeit seiner Natur gefolgt . . . , gemäß dem Spanischen Wort, welches er für eine wichtige Lebensregel hielt, daß man, unbekümmert um die Folgen, handeln solle als der, der man ist.

Lindner/Frauenstädt, 412 f.

Die Ruhmsucht hielt Schopenhauer für einen Grundzug des Alters. Jedes Lebensalter, sagte er einst zu mir,

hat seine Leidenschaft, in jedem wirft sich der Wille auf einen andern Gegenstand. In der Jugend ist es die Liebe, im Mannesalter Macht und Besitz, im Greisenalter der Ruhm. Wenn bei den Greisen schon alles Andere weg ist, so haben sie doch noch dieses Eine, die Ruhmsucht. Daher kann man selbst in den niedrigsten Ständen sehen, wie ruhmredig die Greise sind, wie sie gern von ihren vergangenen Heldenthaten und ihrer ehemaligen Glorie erzählen. Auch, fügte er hinzu, hat wohl Jeder einmal in seinem Leben einen Freuden- und Ehrentag gehabt, dessen er sich rühmen kann.

Lindner/Frauenstädt, 412.

Auch in seinen Gesprächen mit mir kam Schopenhauer wiederholt auf dieses Thema [Beifall und Ruhm]. Er citirte eine Stelle aus einem Briefe Senekas, wo es heißt: *Gloria, virtutis umbra, etiam invitum sequitur; sed, ut umbra, interdum antecedit, interdum sequitur.* Ferner erzählte er mir, daß er das Buch des Osorius *de gloria* gelesen. Dieser meine, um Ruhm zu erlangen, dürfe man ihn nicht suchen.¹¹⁴ Hingegen sei auch zu beachten, was ein Franzose gesagt, daß man, um das Gute in Ruf zu bringen, dieselben Mittel anwenden müsse, wie die Camaraderien, um das Schlechte in Schwung zu bringen; nur daß alsdann das Gute oben bleibe, das Schlechte hingegen falle. Uebrigens war Schopenhauer ehrlich genug einzugestehen, daß der Ruhm auch seine schädliche Seite habe, denn wer einmal Celebrität erlangt, der bleibe stehen oder gehe zurück.

Lindner/Frauenstädt, 411 f.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß mir Schopenhauer gesagt, auf seinen Stil sei Seneka, den er viel gelesen, von großem Einfluß gewesen.

Lindner/Frauenstädt, 291 (Anm.).

¹¹⁴ Diese Stelle hat Schopenhauer schon 1831 in den *Cogitata*, S. 271, angeführt (vgl. Gr. N. IV, 282 f.), später in den *Parerga* I, D IV, 438.

Ich bemerkte, daß mit Schlechtigkeit sehr oft Dummheit gepaart sei. Das ist auch sehr gut, sagte Schopenhauer; sonst gäbe es immer gleich einen Napoleon.

Lindner/Frauenstädt, 197 f.

Nichts fand Schopenhauer widerlicher, als einen Alten, dem man es ansieht, daß er sein Leben lang weiter nichts gethan hat, als gefressen und gesoffen, u. s. w. Die dumm und viehisch aussehenden Greise, sagte er, sind ekelhaft, wie die Schweine.

Lindner/Frauenstädt, 198.

Politische Äußerungen.

Da schimpfen sie in Einem fort auf die Regierungen, als ob die Regierungen Schuld wären an allem Elend. Nein, das Elend folgt unvermeidlich aus der menschlichen Natur. Der Mensch ist durch seinen Willen zum Elend prädestinirt.¹¹⁵

Lindner/Frauenstädt, 198.

Schopenhauer war fest überzeugt von der Nothwendigkeit des Königthums. Der König, äußerte er einst, könnte statt: „Wir von Gottes Gnaden“, richtiger sagen: „Wir von zwei Uebeln das Kleinste.“ Denn ohne König gehe es nun einmal nicht, er sei der Schlußstein des Ganzen, das ohne ihn zusammenstürzen würde.

Lindner/Frauenstädt, 198.

Ich erzählte ihm einen Fall, aus dem hervorging, wie die Regierungen bemüht sind, jede von der „Staatsreligion“ abweichende Glaubensrichtung zu verfolgen und zu unterdrücken. Schopenhauer mißbilligte dieses Treiben der Regierungen in starken Ausdrücken. Der Staat, sagte er, soll sich gar nicht um die Religion bekümmern, sondern sie wie eine reine Privatsache betrachten und behandeln.

Lindner/Frauenstädt, 199.

¹¹⁵ Darüber ausführlicher Parerga II, D V, 283.

Ich bemerkte, durch Zeitungsnachrichten dazu veranlaßt, es vergehe fast kein Tag, wo nicht auf einem Punkte der Erde, wenn auch nicht ein Krieg im Großen, doch ein Krieg im Kleinen, eine Metzelei vorfiel.

Schopenhauer: Das ist gerade so, als wenn Sie sagten, es vergehe kein Tag, wo nicht in einer der Straßen Londons eine Prügelei vorfiel. Bedenken Sie aber, daß auf einem kleinen Fleck, wie London, zwei Millionen Menschen beisammen wohnen. So weit haben es die Menschen also, seit Kain seinen Bruder Abel erschlug, doch gebracht, daß auf einem engen Raum zwei Millionen Menschen im Ganzen ruhig und friedlich beisammen leben können.

Lindner/Frauenstädt, 199.

Neue Gegenstände der Metaphysik.

Wiederholt kam Schopenhauer in seinen Gesprächen auf diejenigen Punkte seiner Philosophie zurück, in denen er Gegenstände, die bisher von den Philosophen wenig beachtet worden, der Metaphysik vindicirt hatte, — auf die Geschlechtsliebe und auf das „Geistersehn und was damit zusammenhängt.“

Den ersten Punkt betreffend, sagte er unter Anderm: Lichtenberg hat in seiner Abhandlung „über die Macht der Liebe“ zwar gesagt, nur der physische Trieb sei unwiderstehlich, nicht aber die leidenschaftliche Liebe.¹¹⁶ Ich aber sage: Es verhält sich umgekehrt: den physischen Trieb kann man unterdrücken, wie z. B. die Sekte der Shakers thut, nicht aber die Liebe.¹¹⁷

Lindner/Frauenstädt, 199 f.

Von den Ausartungen des Geschlechtstriebes sprechend, verweilte er besonders bei der Päderastie, deren Erklärung ihn damals stark zu beschäftigen schien. Er er-

¹¹⁶ Lichtenberg, Vermischte Schriften, Göttingen 1800, Bd. I, 124 ff.

¹¹⁷ Ausführlicher hat sich Schopenhauer in der „Metaphysik der Geschlechtsliebe“, D II, 605 ff., in diesem Sinne geäußert; über die Shakers vgl. D II, 717.

zählte mir mehrere Fälle von Päderastie aus der Gegenwart und fügte hinzu, dieses Laster sei auch unter den Neuern gar nicht so selten, als man glaubt. Er hatte Shakespeare im Verdacht, ein Päderast gewesen zu sein, und wollte dies aus seinen Sonetten schließen.

Lindner/Frauenstädt, 200.

[Eines Tages zeigte er mir] das Buch des Johannes Secundus über die Küsse, welches er auf einer Auction erstanden hatte, und sprach mit mir über die verschiedenen Arten von Küssen.

Lindner/Frauenstädt, 200 (Anm. 2).

Den zweiten erwähnten Punkt, das Geisterreich betreffend, waren Schopenhauers Gespräche sehr mannigfaltig, gaben theils Faktisches, theils Erklärungen und Deutungen.

Er erzählte mir einige Fälle von magischer Wirkung des Willens auf Andere, die dadurch wie gebannt waren, z. B. durch einen magisch wirkenden Fluch gelähmt wurden und von Stunde an hinken mußten, u. s. w. Ich äußerte meine Verwunderung über diese Annihilation des Willens im Gebannten. Schopenhauer sagte: Bei Thieren ist's leichter, als bei Menschen, weil, wie Paracelsus sagt, der Geist des Menschen sich wehrt.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte er: Es war doch ein ganzer Kerl, der Paracelsus. Welche Kraft in seinem Stil!

Lindner/Frauenstädt, 200 f.

Das Vorhersehen des Zukünftigen in der Clairvoyance erklärte Schopenhauer aus der Idealität der Zeit und der völligen Nothwendigkeit alles Geschehenden. Es ist, sagte er, Alles schon jetzt, was noch kommen wird; wir sehen es bloß mit unsern gewöhnlichen Augen nicht. Der Hellsehende schiebt aber gleichsam die Brille der Zeit voran und sieht es.

Lindner/Frauenstädt, 201.

Wir sprachen vom „zweiten Gesicht“. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, daß in Visionen dieser Art oft Mehrere gleichzeitig und unabhängig von einander Dasselbe sehen, während doch sonst nur dann Mehrere gleichzeitig Dasselbe sehen, wenn ein reales äußeres Objekt gleichzeitig auf ihre Sinne einwirkt, erwiderte Schopenhauer: Die Welt als Vorstellung kann auf zweierlei Weise entspringen. Wir sind zwar gewohnt, ein äußeres, empirisches Objekt, das auf die Sinne einwirkt, das mittelst der Lichtstrahlen in das Auge dringt, u. s. w. anzunehmen, wo Verschiedene dieselbe Anschauung haben. Aber die Welt als Vorstellung kann auch noch auf einem ganz andern Wege entspringen. — Auf welchem Wege, das wollte er damals nicht verrathen, weil er es noch nicht hatte drucken lassen. Aber in seiner Abhandlung über „das Geistersehn und was damit zusammenhängt“, im 1. Bd. der Parerga, hat er es gesagt.

Lindner/Frauenstädt, 201.

Wie Schopenhauer in den magischen Wirkungen die Allmacht des Willens sah, so sah er in den Ahnungen, den fatidiken Träumen, den das Abwesende und Zukünftige schauenden Visionen „unsere Allwissenheit“.

Lindner/Frauenstädt, 202.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Schopenhauer mit mir auch von „providentieller Leitung im Schicksale des Einzelnen“ sprach. Er fand ein Analogon derselben in dem instinktartigen Thun der Thiere und der in dem Instinkt waltenden bewußtlosen Providenz.¹¹⁸

Lindner/Frauenstädt, 202.

Persönliches.

Seine Eltern betreffend, sah Schopenhauer in sich einen lebendigen Beleg für seine Lehre, daß der Charak-

¹¹⁸ Diese Ansicht ist später in die „Transcendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen“, Parerga II, D IV, 223—250, übergegangen.

ter, die Neigungen und Leidenschaften, kurz das Herz, vom Vater, dagegen die Intelligenz, ihr Grad, ihre Beschaffenheit und Richtung, von der Mutter angeboren sei. (Vergl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 43.) Als ich einst mit ihm über diesen Gegenstand sprach und bemerkte, es kämen wohl auch Kinder vor, die nicht den Charakter des Vaters hätten, erwiderte er kurz: „*Pater semper incertus*.“ Und als ich ferner an mir selbst einen von meinem Vater verschiedenen Charakter wahrgenommen haben wollte, trotzdem daß *Pater semper incertus* auf mich nicht anzuwenden sei, erklärte er meine Wahrnehmung als Täuschung. Sie glauben, sagte er, nur darum einen andern Charakter, als Ihr Vater zu haben, weil Ihr vom Vater erbter Charakter in Folge des ihm von der Mutter beigegebenen Intellekts eine andere Richtung genommen hat, als bei Ihrem Vater. Ihr Wille ist, prüfen Sie sich, wesentlich derselbe, wie der Ihres Vaters; aber die Motive, die diesen Willen in Bewegung setzen, sind, als durch ein anderes Medium, den von Ihrer Mutter ererbten Intellekt, hindurchgehend, andere, und daher die scheinbare Verschiedenheit des Charakters. So fest war Schopenhauer von der Wahrheit seiner Lehre über die „Erblichkeit der Eigenschaften“ überzeugt. Er ließ keine dagegensprechende Erfahrung aufkommen, sondern erklärte solche für Schein und Täuschung.

Lindner/Frauenstädt, 204 f.

Von seinem Vater sprach Schopenhauer mit großer Dankbarkeit, theilte mir auch Manches über das vornehme Haus, das sein Vater gemacht, und das vornehme Leben, das sie auf Reisen geführt, mit, daran die Bemerkung knüpfend, daß es im Kaufmannsstande, wie sich besonders bei der Bewirthung von Gästen und auch sonst zeige, nicht so knickerig hergehe, wie in anderen Ständen. Der Kaufmann sei im Allgemeinen weit freigebiger, splendor, als Leute aus andern Ständen.

Lindner/Frauenstädt, 205.

Mit geringerer Achtung und Anerkennung, als von seinem Vater, sprach er von seiner Mutter, von der er mir erzählte, welch glänzendes Leben sie geführt und wie sie in Weimar von Schöngeistern umschwärmt gewesen.

Lindner/Frauenstädt, 207.

Zu mir sagte Schopenhauer noch, er habe sich seiner Mutter und ihren Cirkeln gegenüber immer fremd und einsam gefühlt, und man sei deshalb auch in Weimar mit ihm unzufrieden gewesen. Ferner theilte er auch mir mit, was Gwinner erzählt, daß seine Mutter, als sie den Titel seiner Promotionsschrift „über die vierfache Wurzel“ gelesen, geäußert habe: „das sei wohl ein Buch für Apotheker“. Dagegen habe er gerade durch diese Schrift zuerst Goethe's Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und seine Gunst erworben.¹¹⁹

Lindner/Frauenstädt, 208.

Außer Goethe und Schiller erwähnte Schopenhauer aus der Weimarischen Zeit noch der Schauspielerin Jagemann, die, wie Gwinner in seiner Biographie (S. 105) erzählt, ihn so anzog, daß er einst seiner Mutter gestand, „dieses Weib würde ich heimführen und wenn ich sie Steine klopfend an der Landstraße fände“.¹²⁰ Mir hat nun zwar hievon Schopenhauer nichts gesagt, sondern nur, so viel ich mich erinnere, bei Gelegenheit unserer Gespräche über Somnambulismus und Geistersehn, die Geschichte einer Vision erzählt, die er von der Jagemann gehört.

Lindner/Frauenstädt, 228 f.

Als ich ihn einst darüber befragte, ob er etwa in jungen Jahren viel gelitten habe und daraus sein Pessimismus zu erklären sei, erwiderte er: „Gar nicht; sondern ich war als Jüngling immer sehr melancholisch und einmal, ich mochte ungefähr 18 Jahr alt sein, dachte ich, noch so jung,

¹¹⁹ Vgl. S. 13, 29 und 217.

¹²⁰ Vgl. S. 13.

bei mir: Diese Welt soll ein Gott gemacht haben? Nein, eher ein Teufel. — Ich habe freilich schon viel in der Erziehung, durch die Härte meines Vaters, zu leiden gehabt.“

Lindner/Frauenstädt, 306.

Mündlich äußerte sich Schopenhauer über seine Studienjahre im Ganzen nur spärlich. Er nannte mir von Comilitonen, mit denen er zusammen in Göttingen studirt, besonders Bunsen und einen Amerikaner [Astor], der nachmals ungeheuer reich geworden. „Der Eine, fügte er hinzu, ist nun Diplomat, der Andere ein Millionär und der Dritte ein Philosoph; so verschieden sind die Lebenswege.“¹²¹ Als ich, in Erinnerung an mein eigenes Universitätsleben, bemerkte, ich hätte oft weit mehr zu Hause aus guten Büchern, als in den Hörsälen aus den Vorlesungen der Professoren gelernt, und man schlug überhaupt viel zu viel Zeit mit den Collegien tod, sagte Schopenhauer: „Aber die *viva vox* thut doch viel, besonders bei der studirenden Jugend. Wenn da ein Docent lebhaft ist, so kann er mächtig wirken.“ Er gedachte in dieser Beziehung besonders Blumenbachs und Schulze's, die er in Göttingen gehört, und fügte dann hinzu: „Freilich ein solcher Vortrag, wie der Marheineke's, kann nicht begeistern.“ (Ich hatte nämlich Marheineke's Vorlesungen zu Berlin gehört und über die einschläfernde Wirkung seines steifen, monotonen Vortrags Hegelscher Dogmatik mit Schopenhauer gesprochen . . .)

Lindner/Frauenstädt, 229 f.

Schopenhauer tat sich viel zu Gute darauf, daß er schon auf der Universität einen Kursus sämtlicher Naturwissenschaften durchgemacht und nannte mir die Professoren, bei denen er Naturwissenschaft gehört.

Lindner/Frauenstädt, 230.

Als Schopenhauer zu Dresden mit seinem Hauptwerk schwanger ging, zeigte er, wie er mir selbst erzählt[e], in

¹²¹ Diese Parallele zieht Schopenhauer auch gegenüber Becker, S. 72; ferner gegenüber Bunsen selbst, vgl. S. 306.

seinem ganzen Wesen und seinen Gebärden etwas so Auffallendes, daß man ihn beinahe für toll gehalten. Einst, im Treibhause zu Dresden umhergehend und ganz in Betrachtungen über die Physiognomie der Pflanzen vertieft (vergl. Welt als Wille und Vorstellung Bd. I., §. 28. und Parerga und Paralipomena Bd. II., §. 102, b; . . .), habe er sich gefragt, woher diese so verschiedenen Formen und Färbungen der Pflanzen? Was will mir hier dieses Gewächs in seiner so eigenthümlichen Gestalt sagen? Welches ist das innere subjektive Wesen, der Wille, der hier, in diesen Blättern und Blüten zur Erscheinung kommt? Er habe vielleicht laut mit sich gesprochen und sei dadurch, so wie durch seine Gestikulationen dem Aufseher des Treibhauses aufgefallen. Dieser sei neugierig gewesen, wer denn dieser sonderbare Herr sei, und habe ihn beim Weggehen ausgefragt. Hierauf Schopenhauer: „Ja, wenn Sie mir Das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig.“ Darauf habe ihn Jener angesehen, als ob er einen Verrückten vor sich habe. „Das aber ist Humor“, fügte Schopenhauer bei dieser Gelegenheit hinzu und ging sogleich auf seine, in dem Capitel über das „Lächerliche“ im 2ten Bande der Welt als Wille und Vorstellung gegebene Definition des Humors über, auf die er sich viel zu Gute that, weil alle andern, vor ihm gegebenen Erklärungen des Humors nichts taugten . . .

Das Umgekehrte der Ironie ist der Humor, d. i. Scherz, hinter den sich der Ernst versteckt, wie er besonders bei Shakespeare, namentlich im Hamlet, sondern bei Jean Paul, aber auch im Tristram Shandy — diese Drei führte mir Schopenhauer als klassische Muster des Humors an — zu finden.

Lindner/Frauenstädt, 241 f.

In seinen Mittheilungen über seine beiden italienischen Reisen [war er] sparsam, hielt sich nur ganz im Allgemeinen . . .

Lindner/Frauenstädt, 344.

Wäre ich, sagte er einst zu mir, arm gewesen, hätte von der Philosophie leben und meine Lehre nach den Vorschriften der Regierung einrichten sollen, so hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Lindner/Frauenstädt, 336.

Auch über die Affäre mit seinem Rivalen Beneke hat sich Schopenhauer gegenüber Frauenstädt mündlich geäußert (vgl. Lindner/Frauenstädt, 361). In seinem Brief vom 26. März 1854 hat er diese Mitteilungen schriftlich wiederholt.

Ich fragte Schopenhauer einst, ob er nie an's Heirathen gedacht. Er erwiderte, es sei ihm wohl einige Male in seinem Leben nahe gelegt worden, zu heirathen, es sei aber immer nichts daraus geworden, und er rechne sich dieses zum Glücke an; denn im Joche der Ehe hätte er wohl schwerlich seine Werke schaffen können.

Lindner/Frauenstädt, 357.

Er war im Punkte der Geschlechtsliebe kein Heiliger, und hat es mir selbst gestanden, daß er arg nach den Weibern gewesen, daß er in Italien nicht bloß das Schöne, sondern auch die Schönen genossen hat, u. s. w.

Lindner/Frauenstädt, 270.

[Ich stelle nicht in Abrede, daß Schopenhauer] offen zu mir bekannt und gesagt hat: „Ich habe wohl gelehrt, was ein Heiliger ist, bin aber selbst kein Heiliger.“¹²²

Lindner/Frauenstädt, 273.

So oft ihm der Briefträger einen Brief brachte — dies hat er mir selbst einmal gestanden — erschrak er.

Lindner/Frauenstädt, 332.

Seine Erbitterung über die noch immer gegen ihn geübte „Taktik des Ignorirens und Sekretirens“ machte sich

¹²² Vgl. Brief an Frauenstädt vom 12. September 1852: „Ich habe wohl ergründet und gelehrt, was ein Heiliger sei, aber ich habe nie gesagt, daß ich einer wäre.“ Siehe auch S. 103.

mir gegenüber Luft; wie er denn überhaupt immer wieder auf das Schicksal seiner Philosophie zu sprechen kam. Träten nicht, sagte er, Sie und Dorguth für mich ein, das Publikum erführe fast nichts von mir. Sie reichen mir zu großem Troste.

Lindner/Frauenstädt, 142.

Zu den drei ersten Aposteln seiner Lehre rechnete Schopenhauer Dorguth, Becker . . . und mich. Dorguth und mich nannte er im Gegensatze zu Becker „aktive Apostel“, weil wir öffentlich, in Druckschriften, für ihn aufgetreten waren, während Becker nur mit ihm correspondirt hat. Jedoch sprach er von Becker stets mit großer Achtung, nannte ihn einen gründlichen Kenner seiner Philosophie und legte großen Werth auf die mit ihm im Jahre 1844 brieflich geführte philosophische Controverse.

Lindner/Frauenstädt, 475 f. (Anm.).

Sie haben mir durch Mittheilung Ihres Briefwechsels mit Arthur Schopenhauer einen großen Dienst erwiesen . . . Ich war auch schon wieder in Frankfurt bei Schopenhauer und habe mit ihm mündlich darüber gesprochen. Er freute sich sehr, daß Sie in Alzey eine kleine philosophische Gemeinde gegründet, worin Sie seine Werke erklären. Ich äußerte ihm, daß ich Ihren beiderseitigen Briefwechsel wohl der Veröffentlichung durch den Druck für werth hielte; aber er meinte, daß er während seines Lebens keine Erlaubniß dazu geben würde. Nach seinem Tode könnte man die Briefe drucken lassen, wenn man wollte; überhaupt nach seinem Tode könnten sie sich über ihn lustig machen, so viel sie wollten.

Frauenstädt an Becker, 22. April 1847.¹²³

Er bekannte mir . . . einst ganz unverhohlen, so sehr ihm auch seine intellektuelle Physiognomie gefalle, so

¹²³ Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker, Leipzig 1883, 44.

wenig gefalle ihm doch seine moralische. Schopenhauer unterschied nämlich die intellektuelle Physiognomie des Menschen von der moralischen. Jene ließ er in Aug' und Stirn, diese in der untern Partie des Gesichts um Mund und Kinn ihren ¹²⁴ Sitz haben . . . [Er fand seinen] physiognomischen Ausdruck um Mund und Kinn in Mißverhältniß zu dem obern, intellektuellen.

Lindner/Frauenstädt, 280.

Er sprach einst mit mir über den Unterschied der Stirnen bei Dichtern und Denkern, verglich Goethes mit Kants Kopf, deren beider Portraits er in seinem Zimmer hängen hatte, und schrieb den Denkern breite, den Dichtern hohe Stirnen zu.

Lindner/Frauenstädt, 283.

Dr. Clemens ¹²⁵ ist's, über den ich Ihnen, vorm Ober Main Thor, die Sie sehr belustigende Anekdote erzählte, daß Einer gesagt hatte, der Patient sei am *delirium Clemens (tremens)* gestorben.

Schopenhauer an Frauenstädt, 28. November 1851, D XV, 78.

Hinsichtlich Ihrer Abneigung nach Corvey möchte ich Ihnen Alles wiederholen, was ich Ihnen 1847 sagte, als Sie das Postbillet genommen hatten. Sagen Sie Ihrem Dämonio, es solle das Maul halten und die Vernunft reden lassen.

Schopenhauer an Frauenstädt, 2. Januar 1852, D XV, 82.

Zu den Gesprächen mit Frauenstädt gehören auch die drei unter den Gesprächen mit Goethe stehenden Berichte, S. 24, 25 und 25 f.

¹²⁴ Frauenstädt Druckfehler: seinen.

¹²⁵ Frauenstädt hatte gefragt, ob Schopenhauer den Dr. Clemens in Frankfurt a. M. kenne, der über „Goethe als Naturforscher“ im „Cotta'schen Morgenblatt“ geschrieben habe und sich auch der Farbenlehre Goethes annähere. Einen späteren Aufsatz von Dr. Clemens über „Farbenblindheit während der Schwangerschaft“ („Archiv für psychologische Pathologie“ 1858, 41 ff.) erwähnt Schopenhauer in einem handschriftlichen Zusatz zur 2. Aufl. der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ (1854), D VI, 555, und mehrfach in Briefen (an Asher, 24. Juni und 2. Juli 1858; an J. C. Becker, 7. Juli 1858). Über August Clemens vgl. H. H. Houben, K. Gutzkows Leben und Schaffen, 1908, 45.

Mit August Gabriel Kilzer

1848 — Juni 1852 — Sept. 1860.

Hier ist ein ältlicher, sehr litterarischer, ja halb gelehrter Commis eines großen Hauses, der 1847¹²⁶, nachdem er meine vierfache Wurzel gelesen, mich auf der Promenade anredete, mich seiner Verehrung zu versichern und nur ein Mal mit mir zu reden. Seitdem hatte ich ihn nicht wieder gesehn. Nun ist der Mann 3 Mal in unsere Lesegesellschaft (deren Mitglied er nicht ist) gegangen, um mich dort zu finden. Endlich traf er mich und sagte, er wäre bloß gekommen, mir zu danken für Alles, was ich geschrieben: alle meine Werke, sogar die Farbenlehre, habe er angeschafft und studire sie fleißig, mit seinem Sohne, der, ein Gymnasiast von 21 Jahren, jetzt zur Universität soll und ihm die Griechischen und Lateinischen Stellen übersetzt.¹²⁷

Schopenhauer an Frauenstädt, 10. Juni 1852, D XV, 130.

Der neue Apostel, ja (als Verfasser des kleinen Artikels in der Didaskalia¹²⁸) angehende Evangelist Kilzer ist wirklich ein überlegener Kopf, und jammerschade daß er kein Gelehrter ist. Er hat einen Aufsatz über meine Philosophie und einen über meine Farbenlehre abgefaßt, die er in die Didaskalia setzen wollte, welche es aber abgelehnt hat: sie ist auch nicht zu solchen ernsten Dingen: nun weiß er nicht wohin er diese Eier legen soll. Vor 8 Tagen hat er eine dreiwöchentliche Ferienreise nach Tyrol angetreten. Ganz von selbst sagte er mir, er werde in München den Doß aufsuchen. Dieses Sichbesuchen der Apostel gefällt mir sehr: es hat etwas Ernstes und Grandioses: „wo zwei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.“ — Ich benutzte seine Reise zu einer kleinen Mysti-

¹²⁶ Die 2. Auflage der „Vierfachen Wurzel“ erschien erst im Dezember 1847 (Sch. sandte sie am 16. Dezember an Frauenstädt und am 19. Dezember an Becker). Die erste Begegnung mit Kilzer wird also erst i. J. 1848 stattgefunden haben.

¹²⁷ Ähnlich im Brief an v. Doß vom 22. Juli 1852.

¹²⁸ Vom 14. April 1852.

fikation des Alten in Magdeburg¹²⁹: (wenn Sie dem aber etwas verrathen und mein Vertrauen mißbrauchen, verzeihe ich's Ihnen nie.) Nämlich ich habe dem Kilzer einen recht guten, charakteristischen, neuen Daguerrotyp von mir mitgegeben, wohl verpackt: er schreibt Dorguths Adresse darauf, siegelt mit seinem Petschaft und giebt Das, ohne allen Brief, in München auf die Post. Wie wird sich der Alte verwundern, und endlich sagen: „Das ist entweder Schopenhauer oder der Teufel.“¹³⁰

Schopenhauer an Frauenstädt, 12. September 1852.

Der Kilzer hat nicht nur alle meine Werke doppelt angeschafft, damit auch sein Sohn ein Exemplar hat auf die Universität mitnehmen können; sondern jetzt hat er sich gar noch die erste Auflage meines Hauptwerks bestellt, wegen der in der 2ten weggelassenen Stellen: ein erfreulicher Zug von Fanatismus!

Ein Heidelberger Prof. juris hat neulich mit mir, dem Kilzer, dem Emden und Andern an Einem Tisch soupirt, ohne daß ich mit ihm mehr, als ein Paar Höflichkeitsworte gesprochen, ist aber in Folge des Eindrucks meiner Person entschlossen, meine Philosophie ernstlich zu studiren und hat sich dazu vom Kilzer eine schriftliche Anleitung geben lassen.

Schopenhauer an Frauenstädt, 30. März 1853.

O, daß Sie etwas von dem edlen Fanatismus des Kilzer hätten! der schon diesen Sommer mir ernstlich vorschlug, ich sollte ein Fidei-Commissum gründen, zu dem Zweck, daß stets darüber gewacht würde, daß in meinen Werken niemals auch nur eine Silbe geändert werden könne. In Folge

¹²⁹ Dorguths.

¹³⁰ Die Geschichte dieser Mystifikation erzählt Schopenhauer im Brief vom 12. Oktober 1852 zu Ende; über Dorguths „Contrecoup“, der gelegentlich eines Sonntagsbesuches Kilzers (nach dem Brief an Frauenstädt vom 22. November „vor etwan 4 Wochen“, d. i. wohl am 24. Oktober 1852) durch den Postboten übermittelt wurde, äußert er sich in den Briefen an Dorguth vom 26. Oktober 1852 und an Frauenstädt vom 22. November 1852.

desselben Fanatismus hat er sogar herausgebracht, wer jetzt das Haus in Danzig bewohnt, darin ich geboren bin, wie Dorguth früher den Wochentag meiner Geburt, der leider ein Freitag ist.¹³¹ Kilzers Ferien-Reise ist stets eine innere Mission, d. h. wo er irgend eine persona litterata gewahr wird, fährt er auf sie los, um sie zu meiner Philosophie zu bekehren. Durchaus wollte er die erste Auflage meines Hauptwerks haben: aber Brockhaus hat kein Exemplar mehr.

Schopenhauer an Frauenstädt, 15. Oktober 1853.

An meinem Geburtstag kam Mancherlei. Erstlich Kilzer, mir feierlich zu gratuliren. Zugleich brachte er mir die Botschaft, daß es ihm gelungen war, eine ganz unfehlbare Tischrückerei für mich zu veranstalten.¹³²

Schopenhauer an Frauenstädt, 4. März 1854.

Ein Gratulationsbesuch am Geburtstag Schopenhauers wird auch für das Jahr 1855 im Briefe an Frauenstädt vom 14. März 1855 erwähnt. Über einen weiteren berichtet er selbst in einem Briefe an v. Doß:

Ich habe die Freude Ihnen . . . zu melden, daß Ihr schönes Gedicht¹³³ . . . unserm großen Meister sehr viel Freude gemacht hat, wofür auch ich Ihnen meinen Dank bringe. Ebenso erfreute ihn Ihr Gratulationsschreiben, das ich am Abend des 21t. hinbrachte und ihm am 22ten Morgens 10 Uhr — zwischen 10 Uhr bis gegen 12 Uhr empfängt er Besuche — überreichen ließ. Gegen 3 Uhr brachten wir, mein Sohn und ich ihm unsere Wünsche. Er erzählte, daß im Gasthofs (Engl. Hof) der Kellner das Gedicht an d. Serviette befestigte, auch bestätigte er mir freundlich den

¹³¹ Die Mitteilungen über die vergeblich gesuchte 1. Auflage, über das fidei-commissum und über das Geburtshaus (Besitzer Dr. med. Abegg) wiederholt Schopenhauer nochmals in seinem Brief an Frauenstädt vom 30. Dezember 1854.

¹³² Über dieses Tischrücken berichtet Schopenhauer an anderer Stelle des gleichen Briefes.

¹³³ An Arthur Schopenhauer. Zum 68sten Geburtstage; von Kilzer im „Frankfurter Conversations-Blatt“ vom 22. Februar untergebracht. Neudruck bei Schemann, 281.

Empfang jenes Schreibens, das er bis dahin noch nicht einmal Muße hatte ganz zu lesen. Er lobte das Gedicht, abgesehen von den Beziehungen in welchen Dichter und der darin Gefeierte stehen, was zu hören Ihnen Freude machen wird und was ich nicht versäumen darf Ihnen mitzutheilen. — *Schopenhauer* ist übrigens recht wohl; er sprach, wie immer mit der Lebendigkeit eines Jünglings, versprach auch sich im Sommer bei intensivem Sonnenlichte nochmals photographiren zu lassen . . .

Kilzer an v. Doß, 25. Februar 1856.¹³⁴

Der verewigte Meister legte in Gesprächen mit uns (Gwinner und mir) weniger Werth in wissenschaftlicher Beziehung auf s. Bfe, mit Ausnahme derjenigen an den Kreisrichter *Becker* in *Mainz*.

Kilzer an v. Doß, 28./29. Oktober 1860.¹³⁵

Kilzer, der zu den wenigen Näherstehenden gehörte, die an Schopenhauers Begräbnis teilnahmen (vgl. seinen Bericht an v. Doß, Septemberheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“, 890 ff.), kam (nach einem unveröffentlichten Brief Gwinners an v. Doß vom 26. Dezember 1863) später ganz von Schopenhauer ab und studierte Fichte. Seinen Tod „zwischen den Jahren“ teilt Gwinner v. Doß in einem (ebenfalls unveröffentlichten) Brief vom 12. Januar 1865 mit.

Mit Moriz Lebrecht Frhr. v. Eberstein

Spätsommer 1848.

Im Spätsommer kam ein 21 jähriger, lebhafter, allerliebster junger Baron von Eberstein, mich zu sehn, nachdem er mich gelesen hatte. Ich bewillkommete in ihm den Enkel eines Herrn, der vor 50 Jahren über den Thom. Aquinas und Duns Skotus geschrieben hat.

Schopenhauer an Frauenstädt, 2. März 1849, D XIV, 636.

Eine Erwähnung dieses Besuchs auch in Schopenhauers Brief an Becker vom 20. Juli 1849, D XIV, 642.

¹³⁴ Erstdruck Septemberheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“, 884 f.

¹³⁵ Bisher unveröffentlichte Briefstelle. Original im Besitz von Frau Prof. Haushofer, München. Vgl. auch Gespräche mit Gwinner, S. 385.

Die Altersangabe führt auf den Schriftsteller Moriz Lebrecht zu Eberstein (1827—1888), der allerdings kein Enkel, sondern ein entfernter Verwandter des kinderlos verstorbenen Friedrich Wilhelm Ludwig Gottlob Frhr. v. Eberstein (1762—1805) gewesen ist, des Verfassers der „Natürlichen Theologie der Scholastiker nebst Zusätzen über die Freyheitslehre und den Begriff der Wahrheit bey denselben“ (Leipzig 1803). (Das Buch, das auf dem Titelblatt die Bilder von Thomas von Aquin und J. Duns Sc. zeigt, war in Schopenhauers Besitz; vgl. Grisebach, *Edita und Inedita Schopenhaueriana*, 150.)

Die Mitteilungen Lindners über Herrn v. Eberstein (Brief an Schopenhauer vom 29. Mai 1854) bestätigen unsere Annahme: [Eberstein] „fügte hinzu, daß sein Bruder Offizier sei, bei ihm Ihre Schriften kennen gelernt und seine Kameraden in der Garnison dafür ganz gewonnen habe“. Der Bruder von Moriz Lebrecht Frhr. v. Eberstein, Louis Ferdinand Frhr. v. Eberstein (geb. 1826), war königl. preuß. Ingenieurhauptmann.

Im September 1859 vermittelte Eberstein dem Dresdener Advokaten Miller die Bekanntschaft Schopenhauers (vgl. S. 338).

Mit Adam Ludwig v. Doß

17. April 1849 und folgende Tage — Mai 1850 — Juli 1857.

Im Jahre 1846 war Adam Ludwig v. Doß zufällig in einer Passauer Buchhandlung auf „Die Welt als Wille und Vorstellung“ aufmerksam geworden. Der Eindruck des Werkes auf ihn war so übermächtig (vgl. sein „langes, apostolisches Sendschreiben“ vom Jahre 1852), daß er sich drei Jahre später zu einer Pilgerfahrt nach Frankfurt entschloß. In seinem heute im Besitz von Hans Taub befindlichen Reisetotizbuch findet sich auf der ersten Seite folgende Vormerkung:

„Schopenhauer erzählen, in welch empfänglich pessimistischer Stimmung ich an seine Werke kam, wie dürres Land für den Regen am empfänglichsten ist.“

Quelle: Hans Taub, Adam Ludwig v. Doß, X. Jahrb. 1921, 57.

Über den Verlauf des Besuches selbst geben spätere Aufzeichnungen der Gattin, Anna v. Doß, Aufschluß:

Am 17. April [1849] sandte er dem, um dessentwillen er eigentlich [nach Frankfurt] kam, ein Billet: ob dem Unterzeichneten, der mit Schopenhauers Schriften bekannt, gestattet sei, diesem seine persönliche Huldigung darzubringen?^{135a} Augenblicklich erhielt er die Bewilligung.

^{135a} Der genaue Wortlaut des Billets D XIV, 639.

Nachmittags stand der junge Mann an der Wohnungstüre des großen Philosophen in der Vorstadt Sachsenhausen, zu ebener Erde. In hochgespanntester Erwartung zog er die Klingel. Da öffnete sich eine Türe, dieser gegenüber, und eine Dienerin trat mit der Meldung heraus: Der Herr Doktor schlafe zwar noch, indessen, es sei schon Zeit, ihn zu wecken; und sie pochte drüben leise an. Keine Antwort. Sie pochte wieder, kräftiger. Keine Antwort. Da wurde sie unruhig und befangen, pochte wieder und wieder, immer lauter, immer derber. Endlich ließ sich eine Stentorstimme vernehmen, die in wütendem Tone: „Aufschließen, aufschließen!“ befahl. Die arme Person zitterte und rief durch die geschlossene Türe: Sie könne nicht aufschließen, sie habe ihren Schlüssel drüben in der Wohnung vergessen; sie bäte den Herrn Doktor untertänig, den Schlüssel da und dort zu nehmen und selbst aufzuschließen; aber der Herr Doktor hörte nicht. — „Er ist schwerhörig“, versicherte die Dienerin dem Wartenden; „wenn er aber zornig ist, wie jetzt, so will er auch <gar> nicht hören“. Und er polterte weiter, in heftigem Ungestüm. Auch er wollte den unseligen Schlüssel nirgends finden. Da schickte sich der künftige Apostel Johannes eben an, für diesmal zu gehen, die erste Begegnung mit dem Meister auf einen Moment versparend, da die Sterne günstiger stünden, als die Türe plötzlich von innen aufgerissen wurde, und der Heiße sehnte, Hochverehrte vor ihm stand.

Er war feuerrot im Gesichte, in atemloser Aufregung.

„Sie bringt mich noch um, sie bringt mich noch um mit ihrer Dummheit und Fahrlässigkeit“, herrschte er vor allem die verzagte Alte an — dann wandte er sich zu dem Ankömmling: „Seien Sie mir willkommen“, sagte er, „treten Sie ein! Es tut mir leid, daß sich unsere Bekanntschaft unter Blitz und Donner eines häuslichen Unwetters vollziehen mußte — aber immerhin, seien Sie mir <herzlich> willkommen!“ . . .

Und jetzt, als sich allmählich die Blutwelle in dem Antlitz des Er Zürnten legte, jetzt sah der junge Mann erst, wie der Feuergeist, der ihm aus den Werken des Philo-

sophen entgegenleuchtete, auch aus seinen wunderbaren Augen sprühte.

Er war nicht schön; Verständnislose mochten ihn eher häßlich nennen. Aber überwältigend erschien er dem, der sich auf den Ausdruck innerer Schönheit verstand. Der konnte nicht lassen von seinem Anblick, konnte sich der Macht und Gewalt seiner hinreißenden Persönlichkeit nicht entziehen. Und wie er sprach! Wer ihn nie sprechen hörte, wird sich keinen Begriff davon machen können. Gut und lebendig sprachen ja manche; aber seine Rede war einzig, war das Leben selbst. Tiefsten Ernst und höchste Schönheit wußte er darein zu legen, und jeder Gegenstand, den er behandelte, erhielt neue Färbung, erhielt Wesen und Gehalt durch seine Anschauung und sein Wort. Da er nicht Weib und Kind hatte, noch Haus und Amt, so sprach er mit Vorliebe von abstrakten Dingen, aber nicht in abstrakten Phrasen. Wer überhaupt von Philosophie etwas wußte, dem mußten seine kristallklaren Darstellungen verständlich erscheinen. Seine Gesprächsweise machte den Eindruck der Antike: gewiß, so, wie Schopenhauer, hatten sie gesprochen, die weisen, redekundigen Alten. Ein seltenes Gedächtnis und die Gabe sich zu begeistern waren im höchsten Grade sein eigen. Kurz, sein mündliches Wort stand auf gleicher Höhe mit dem geschriebenen, und der Jünger, der ihm heute zum ersten Male nahte, war voll stauender Bewunderung.

Aber auch der Meister fühlte sich froh überrascht. Ihm war bald klar, daß er es hier nicht mit einem Neugierigen zu tun habe, wie ihn solche zuweilen in seiner stillen Klause aufsuchten; auch nicht mit einem Halbgebildeten, den Zufall oder Langeweile an sein großes Werk geführt hatten; noch mit einem Müßigen, der, vor dem Ernste eingehender Spekulation zurückschreckend, auf halbem Wege stehen blieb; wohl aber erkannte er rasch, daß ein echtster Jünger der Weisheit vor ihm stand, einer von jenen, zu welchen einst nicht vergeblich gesprochen worden: „Verlasse alles, was du hast, und folge mir nach.“

„Sie sind, trotz Ihrer Jugend, kein Neuling in der Philosophie; Sie bringen mich ordentlich in Verlegenheit

mit allem, was Sie von mir wissen wollen; so viel, wie Sie, hat noch keiner gefragt“, sagte Schopenhauer. Doch war er gern zu Antwort und Auskunft bereit.

Als Doß zum ersten Male schied, entließ er ihn mit den Worten: „Nun? Ich hoffe auf Wiedersehen morgen. Aber kommen Sie frühe, daß wir Zeit haben, Eines zu philosophieren!“

Das ließ sich der Glückliche nicht zweimal sagen. Anderen Morgens kam er, wie geheißен, und blieb ganze acht Stunden in ununterbrochener Rede und Gegenrede mit dem verehrten Meister zusammen. Sie aßen und spazierten miteinander. So ging es eine Woche hindurch.¹³⁶

Quelle: Adam Ludwig von Doß. Ein Lebensbild nach Familienaufzeichnungen und Briefen verfaßt von seiner Witwe. Herausgegeben von Ludwig Schemann. XV. Jahrb. 1928, 294 ff.

Eine etwas gedrängtere (nur bis zur Schilderung der Person Schopenhauers reichende) Wiedergabe der Mitteilungen über den ersten Besuch schon bei Hans Taub, Adam Ludwig von Doß. X. Jahrb. 1921, 61 f. Die in < > eingeschlossenen Worte fehlen bei Taub.

Jene mitternächtliche Erscheinung, von der er mir im Jahre 1849 erzählte, [scheint ihm] nicht hohes Alter, nach seiner Deutung, sondern unvergänglichen Ruhm verheißен zu haben.¹³⁷

v. Doß an Kilzer, 25. Oktober 1860.¹³⁸

¹³⁶ Die folgenden Ausführungen („Unter allen möglichen Gesprächsstoffen ...“) werden von der Witwe und den früheren Herausgebern irrtümlich unter den Besuch vom April 1849 gestellt. Sie gehören in den Mai 1850 und sind von uns an entsprechender Stelle eingereiht. — An anderer Stelle (Zu Gast bei Schopenhauer) teilt Hans Taub nach Erinnerungen der Witwe v. Doß noch mit: „Bei Tische — sie speisten zusammen im Englischen Hof — fiel Doß der gesegnete Appetit des Philosophen auf. Auch eine ganze Flasche Rotwein trank er jeden Mittag. Das müsse so sein, sagte er. Wer viel denke, müsse auch viel essen. Bei Dummköpfen und Denkfaulen gehe der Stoffwechsel viel langsamer vor sich.“

¹³⁷ Über diesen Traum vgl. Gespräche mit Carl Bähr, S. 236. In seinem Geburtstagsbrief vom 20. Februar 1855 wünscht v. Doß Schopenhauer die Erfüllung seiner „Vorahnung langer Lebensdauer“.

¹³⁸ Erstveröffentlichung dieses Briefes Septemberheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“, 890 f.

In seinem langen apostolischen Sendschreiben spricht v. Doß die Bitte um Mitteilung der Korrespondenz Schopenhauers mit Becker aus:

Zwei Gründe beruhigen mich darüber, daß Sie gegen dieses Gesuch, welchem Sie sich, so weit die Gewährung von Ihnen abhängt, schon früher nicht abgeneigt erwiesen, auch dermalen nichts einzuwenden haben dürften. Einmal die von Ihnen abgegebene Erklärung, daß in jener Correspondenz nichts persönliches enthalten sei, das die Mittheilung an einen Dritten unzulässig machte . . .^{138a}

v. Doß an Schopenhauer, April 1852, D XV, 111.

Wüßte ich nur auch die Quelle, welcher Sie die wundervolle . . . Parabel entnahmen u. mir einst mit großer Rührung erzählten, nach welcher Sakya-muni einst als Komödiant ein Freudenmädchen, welches er in einen Wald gelockt hatte, ermordete, einen Einsiedler fälschlich des Mordes anklagte, aber bei dessen Hinrichtung dergestalt von Reue ergriffen wurde, daß er sich selbst dem Richter u. dem Tode überlieferte, worauf er in verschiedenen Wiedergeburten seine Verbrechen noch weiter dadurch abbüßte, daß ihm stets die zugleich wiedergeborene, von ihm getödtete Frauensperson irgend ein Leid zufügte, bis sie ihn zuletzt, als er bereits als Bodhisatua (oder gar als Buddha?) vor einer großen Versammlung lehrte, öffentlich, in der Gestalt eines alten Weibes, mit Schimpfworten verfolgte, welche er geduldig u. schweigend über sich ergehen ließ, indem er den sich wundernden Schülern zuletzt entdeckte, — daß er selbst jener Komödiant gewesen sei.¹³⁹

v. Doß an Schopenhauer, 19. Februar 1856.

Sehr überrascht hat mich's, daß Sie sogar unter Ultrademokraten, wie R. Wagner u. Herweg, Propaganda zu

^{138a} Daß das hier erwähnte Gespräch 1849 stattgefunden hat, ergibt sich aus einem gleichzeitigen Brief von v. Doß an Becker (14. April 1852), der ebenfalls die Bitte um Mitteilung der Korrespondenz enthält.

¹³⁹ Die Bemerkung Schopenhauers im (unten zitierten) Brief an Frauenstädt vom 9. Dezember 1849, daß v. Doß den Buddhismus studiere, macht es wahrscheinlich, daß dieses Gespräch während des Aufenthalts 1849 (nicht erst bei den folgenden Besuchen 1850) stattgefunden hat.

machen im Stande sind; obwohl ich Ihnen bereits erzählt zu haben glaube, daß Sie auch hier Leser u. Verehrer haben, welche sich im Jahre 1848, freilich auf gelindere Art, als die Genannten, an radicalen Umtrieben betheiligten.¹⁴⁰

v. Doß an Schopenhauer, 20. Februar 1855.

Ich hoffe, daß Anfangs Mai Hr. v. Doß aus München bei Ihnen gewesen ist: er wollte Sie aufsuchen, und gab ich ihm viele Grüße mit . . . An genauer Kenntniß aller meiner Schriften und Ueberzeugung von meiner Wahrheit kommt er Ihnen wenigstens gleich, wenn er Sie nicht übertrifft: sein Eifer ist unbeschreiblich und hat mir viel Freude gemacht. Er blieb 14 Tage, bloß um mich jeden zweiten Tag zu besuchen. Leider giebt er noch nichts zur Presse, er ist erst 26 Jahr.^{140a} Aber er ist ein schreibender Apostel, schreibt Briefe, an Leute, die er nicht kennt, ihnen zu sagen, daß sie mich lesen sollen.¹⁴¹ Sogar die Schriften Dorguths sind ihm alle ganz geläufig, auch der Rätze, und überhaupt jede Zeile, die je von mir geredet hat: außer sich gerieth er, als ich sprach von einer Recension de Anno 1821, die er noch nicht kannte: er spürt ihr nach. Er studirt den Buddhismus und hat sich J. J. Schmidt's Abhandlungen der Kai-

¹⁴⁰ Auch dieses Gespräch paßt inhaltlich eher in das Jahr 1849 als in das Jahr 1850. Daß Schopenhauer 1849 mit v. Doß über die Zeitverhältnisse gesprochen hat, ergibt sich mit Sicherheit aus Beckers Brief an Schopenhauer vom 15. Juli 1849 (D XIV, 640): v. Doß hat Beckern erzählt, daß Schopenhauer noch wohl und rüstig sei, „obgleich wenig erbaut von der neuesten Zeitgeschichte“.

^{140a} Irrtum. v. Doß zählte 26 Jahre, als er 1846 die erste Bekanntschaft mit Schopenhauers Schriften machte (vgl. sein Sendschreiben 1852, D XV, 97). Die Stelle liefert den Beweis, daß er den in seinem Reisetotizbuch niedergelegten Vorsatz ausgeführt hat, bei seinem ersten Besuch 1849 Schopenhauern zu erzählen, „in welcher empfänglich pessimistischer Stimmung“ er an seine Werke kam.

¹⁴¹ Diese Leute sind Leopold Schefer und Daumer. Das Sendschreiben an den letzteren wurde jedoch, wie v. Doß in seinem Brief vom 19. Februar 1860 erwähnt, auf Abraten Schopenhauers hin nicht abgesandt.

serlichen Akademie abgeschrieben! Ich sage Ihnen, ein Fanatikus!

Schopenhauer an Frauenstädt, 9. Dezember 1849, D XIV, 649 f.

v. Doß hat mich diesen Sommer 2 Mal besucht, nach Brüssel gehend und zurückkommend, erst mit dem Herzog v. — dahinreisend und nachher allein, wo er dann bloß meinetwegen einige Tage blieb, dafür mich aber auch sehr in Beschlag nahm . . . Ich gab ihm ein Exemplar Ethik an den Hofrath Perner, in München, den berühmten Vorsteher aller Thierschutz-Gesellschaften, mit . . .

Schopenhauer an Frauenstädt, 16. September 1850, D XV, 22.

Unter allen möglichen Gesprächsstoffen kamen sie auch auf die Liebe. Der Philosoph ließ sie nicht als Göttliches, als Ewiges gelten. Das Weib war ihm nur Mittel zum Zweck; die Liebe eine flüchtige Lust, nichts weiter. Sie war das schmeichelnd trügerische Streben der Gattung zueinander, der starke Wille zum Leben, der das große Unglück der Existenzen fortsetze, trotz besserer Einsicht, und insofern war sie beklagenswert, und es ziemte dem Weisen, wie dem Heiligen, sie niederzukämpfen. Außerdem nannte er sich einen Todfeind der Ehe.

„Junger Freund“, sagte er, „heiraten Sie nicht! Nehmen Sie meine Warnung: heiraten Sie nicht! Lassen Sie die Wissenschaft Ihre Geliebte und Gattin sein, Sie werden sich tausendmal besser dabei befinden. Unsere abendländische Ehe ist das Widersinnigste, was man sich denken kann! Wie unverhältnismäßig große Lasten und Pflichten legt sie dem Manne auf, für die ephemeren Freuden, die er eintauscht.“ Und als der junge Freund remonstrieren wollte: „Lassen Sie das“, fuhr er fort. „Ich kenne die Weiber. Einzig als Versorgungsanstalt erachten sie die Ehe. Da mein eigener Vater siech und elend an seinen Krankenstuhl gebannt war, wäre er verlassen gewesen, hätte nicht ein alter Diener sogenannte Liebespflicht an ihm erfüllt. Meine Frau Mutter gab Gesellschaften, während er in Einsamkeit verging, und amüsierte sich, während er bittere Qualen litt. Das ist

Weiberliebe!“ Und als der junge Mann abermals einen Einwurf wagen wollte: „Und wenn wirklich geheiratet sein muß, so heiraten Sie, wofern Sie es nicht selbst sind, eine reiche Frau. Diese verstehen wenigstens besser zu wirtschaften, als andere, die den Wert des Geldes nicht kennen, weil sie es nie besessen haben. Eine reiche Frau bringt Ihnen wenigstens einen Vorteil gewiß ins Haus. — Und wählen Sie nicht selbst, in toller Leidenschaft, die stets verblindet. Ich habe solche Ehen fast immer unglücklich enden sehen. Lassen Sie andere, Wohlwollende für Sie wählen. Der objektive Blick trifft das Richtigeste, und Vernunft ist eine weit bessere Brautwerberin als tolle Brunst. Nur «aus Liebe» heiraten und es nicht sehr bald bereuen müssen, ja heiraten überhaupt, heißt, mit verbundenen Augen in einen Sack greifen und hoffen, daß man einen Aal aus einem Haufen Schlangen herausfinde.“

Der Jünger horchte und horchte. Bei aller pessimistischen Anlage, in diesem Punkte fühlte er sich nicht überzeugt.

Quelle: Adam Ludwig von Doß. Ein Lebensbild, a. a. O., 297 f.

Nach Erzählungen der Witwe v. Doß berichtet auch Hans Taub über diese Gespräche mit einigen Variationen und Ergänzungen:

Als Doß im Mai 1850 wieder bei seinem Meister vortrat, verriet ihm der jugendliche Freund das Geheimnis seiner Liebe.¹⁴² „Ist sie reich?“ fragte Schopenhauer boshaft. „Nein“, erwiderte Doß, „reich, was Sie so nennen würden, ist sie nicht.“ — „Dann, junger Tor“, polterte Schopenhauer, „dann machen Sie ein Ende, ein rasches Ende“. Und als Doß eine abwehrende Bewegung machte, sagte Schopenhauer bitter: „O, ihr bricht das Herz nicht! Ich kenne die Weiber!“

Quelle: Hans Taub, Anna von Doß †. „Münch. Neueste Nachrichten“, 1. Juni 1913, Nr. 274.

„Wenn Sie schon die Dummheit begehen wollen“, meinte Schopenhauer, „dann suchen Sie sich wenigstens eine

¹⁴² v. Doß hatte sich am 28. Februar 1850 mit Anna Wepfer (1834–1913) verlobt.

reiche Frau! Ich will Ihnen Empfehlungen nach Brüssel und Hamburg mitgeben, wo ich gute Beziehungen unterhalte. Da werden Sie schon etwas finden.“ Und als mein Mann ihm ein paar Jahre später erzählte, wie glücklich er mit mir geworden, äußerte er: „Sie haben aus einem Sack voll Schlangen einen Aal gezogen!“

Quelle: Hans Taub, Auf Schopenhauers Spuren. „Münch. Neueste Nachrichten“, 20. Februar 1913, Nr. 92.

Als Doß . . . [1850] seinen Besuch in Frankfurt wiederholte, sprach Schopenhauer von einem neuen Buch, das im Winter erscheinen würde.¹⁴³ Zur letzten Korrektur hatte er es eben in Händen.¹⁴⁴ „«Parerga und Paralipomena» werde ich es nennen und Ihnen wird es gefallen. Steckt Weisheit und Erfahrung genug darin, das Resumé meines Lebens. Es sei mein Vermächtnis an die Welt, denn ich schreibe nichts mehr. Aber sie werden auch das wieder nicht verstehen, nicht verstehen wollen, nicht würdigen, die — —“ und er unterdrückte ein Schimpfwort.

„Ja“, fuhr Schopenhauer nach einer Pause fort, „wenn ich lauter solche Leser hätte wie Sie! Solche möchte sich jeder Autor wünschen. Aber daß Sie stumm bleiben, nicht über mich schreiben wollen, bei Ihrem Verständnis für meine Lehre, das kränkt mich. Das sollte nicht sein! Haben Sie doch Mut, legen Sie los!“

„Ach, wenn es sich nur um den Mut handelte, Verehrtester! Aber die Zeit! Dreiviertel meiner Zeit muß ich meinem Berufe opfern.“

„Nun, und das vierte Viertel? Freilich, das gehört der verfluchten Liebschaft! Neben einer solchen verspielt das Uebrige. Oh diese Weiber!“

¹⁴³ In seinem Brief vom 13. Februar 1852 (D XV, 89) erwähnt v. Doß, daß Schopenhauer ihm bereits 1849 seine „vermischten Schriften“ angekündigt habe. In seinem Sendschreiben vom April 1852 bezieht er sich weiter darauf, daß Schopenhauer ihm bei seinem Besuch im Mai 1850 das Erscheinen der Parerga auf die Zeit „vor einem Jahr“ in Aussicht gestellt habe.

¹⁴⁴ Am 26. Juni 1850 bietet Schopenhauer F. A. Brockhaus den Verlag des eben vollendeten Werkes an.

Quelle: Hans Taub, Zu Gast bei Schopenhauer. „Frankfurter Zeitung“, 1. Januar 1913, 1. Morgenbl.

Bei diesem meinem Verhältnisse zu Ihren Schriften erregte es mir ein wehmüthiges Gefühl, als ich mit den letzten beiden Bänden [den Parerga] zu Ende war und mir Ihre Aeußerung einfiel, daß Sie mit denselben vom Publicum Abschied nehmen wollten, um dem vorgerückteren Alter keinen Einfluß auf das, was Sie noch hervorbringen könnten, zu gestatten.

v. Doß an Schopenhauer, April 1852, D XV, 107.

Auf dieses Heft¹⁴⁵ legte er, nach einigen bereits im Jahre 1850 gegen mich gemachten vertraulichen Aeußerungen, einen gewissen geheimnißvollen Werth. Insbesondere sagte er, daß dieses Büchelchen erst nach seinem Tode veröffentlicht zu werden bestimmt sei . . .

v. Doß an Kilzer, 25. Oktober 1860.¹⁴⁶

Interessant wäre es zu wissen, ob der 2ten Auflage der Parerga etwa die Sprüche, Selbstbeobachtungen, Lebens- und Weisheitsregeln, welche Schopenhauer, gemäß einer Bemerkung gegen mich und Baron Hornstein, in der Form eines Tagebuches aufzuzeichnen pflegte, an geeigneter Stelle einverleibt wurden, oder ob sich dieses Tagebuch separat vorgefunden hat?

v. Doß an Kilzer, 12. Mai 1861.¹⁴⁷

Lesen Sie ja, verehrter Meister, die *Operette morali* u. die *Pensieri* [Leopardis,] dieses südlichen Doppelgängers im Pessimismus, wenn Sie ihn noch nicht kennen, was wohl der Fall sein dürfte, weil sonst gewiß Sie mich auf ihn aufmerksam gemacht hätten. Uebrigens haben wir doch einmal

¹⁴⁵ Das von Gwinner vernichtete Manuskript εις έαυτον.

¹⁴⁶ Erstveröffentlichung dieses Briefes Septemberheft 1931 der „Süd-deutschen Monatshefte“, 892.

¹⁴⁷ Erstveröffentlichung dieses Briefes Septemberheft 1931 der „Süd-deutschen Monatshefte“, 892. Vgl. über das εις έαυτον auch Gespräche mit Lindner, S. 156 f., und Hornstein, S. 221.

von Leopardi gesprochen, nämlich während meines Aufenthaltes in Frankfurt im Mai 1850, aber freilich nur auf Veranlassung einer wenige Monate zuvor in den Blättern für Litter. Unterhaltung erschienenen Anzeige seiner gesammelten Briefe. Einige Stellen aus denselben verriethen mir schon damals den ungewöhnlichen Beobachter u. Denker, als welchen ich nun den mir theuer gewordenen Autor der *Operette morali* näher kennen gelernt habe . . .

Ich beneide Sie um den noch bevorstehenden ersten Eindruck, den diese Schriften auf Sie, hochverehrter Meister, machen werden, u. freue mich zugleich, eine Schuld zurückerstattet zu haben, mit der ich seit dem Jahr 1850 noch immer im Rückstande war. Damals empfahlen Sie mir Lichtenberg's vermischte Schriften, die ich noch nicht gelesen hatte, mit der Bemerkung, daß Sie mich um den mir noch bevorstehenden Genuß beneideten.

v. Doß an Schopenhauer, 20. Februar 1858.

Unvergeßlich werden mir . . . die Tage meines letzten Aufenthaltes zu Frankfurt [im Juli 1857]¹⁴⁸ sein, weil sie mich, nach einer Zwischenzeit von sieben Jahren, nicht nur keine Abnahme Ihrer Munterkeit u. Rüstigkeit, sondern eher eine Steigerung derselben wahrnehmen ließen. So hingerißen war ich von den während unserer ersten siebenstündigen Unterredung empfangenen Eindrücken, daß ich, obwohl ich mich gegen Mitternacht zu Bett begeben hatte, doch den Morgen grauen sah, ehe ich den nach einer Tagesreise so nöthigen Schlaf finden konnte. Ich bedauere nur, daß meine damalige Stimmung, wegen des Druckes, den die ungewisse Aussicht auf nahe bevorstehende, tiefeingreifende Veränderungen in meinem Privat- u. Berufsleben auf mich ausübte, nicht heiter, frei u. unbefangen genug war, um der Fülle des in der Unterhaltung von Ihnen Dargebotenen mit größerer Aktivität entgegenzukommen u. verschiedene metaphysische Anliegen u. Fragen, welche ich gern Ihrer

¹⁴⁸ In seinem Brief vom 8. Juni 1857 kündigt v. Doß seinen Besuch für die Tage zwischen 7. und 14. Juli an. Nach seinem Brief vom 20. Februar 1858 dauerte der Aufenthalt drei Tage.

mündlichen Erläuterung u. Entscheidung anheimgestellt hätte, zur Discussion aufzuwerfen. Freilich hätte es mich selbst bei ungebundenerer Stimmung eine nicht geringe Ueberwindung gekostet, aus der passiven Rolle eines Aufhorchenden herauszutreten u. den Fluß Ihrer Rede durch Aufwerfung selbstgewählter Themata zu unterbrechen u. abzulenken, weil drei Tage, wenn man sich fast nur an der Wirthstafel sieht u. spricht, gegenüber einer so seltenen Persönlichkeit, wie die zu genießende war, eine zu kostbare Zeit sind, um sie durch eigene Einstreuungen zersplittern zu mögen.

v. Doß an Schopenhauer, 20. Februar 1858.

Schopenhauer theilte mir bei meiner letzten Anwesenheit in Frankfurt im Juli 1857 gleich in den ersten Stunden mit, daß er in der letzten Zeit das ganze alte Testament eigens zu dem Zwecke durchgegangen habe, um noch eindringlicher das Judenthum kritisiren zu können, welche schließliche Kritik er in einer ganz neuen Abhandlung niedergelegt habe, die in einer der nächsten Ausgaben seiner beiden größeren Werke ihren Platz finden werde. Da sie nun in der 3ten Auflage des Hauptwerkes, wie ich bei einer vorläufigen Durchsicht bemerkt habe, nicht aufgenommen worden ist, so wäre die aparte Herausgabe derselben, vielleicht nebst einigen andern noch unedirten Aufsätzen vermischten Inhalts, sehr wünschenswerth.

v. Doß an August Kilzer, 25. Oktober 1860.¹⁴⁹

Das von Ihnen verheißene Capitel über das alte Testament, welches Sie zu diesem Behufe eigens durchstudirt

¹⁴⁹ Erste (ungenau) Veröffentlichung dieser Briefstelle von L. Schemann, „Bayreuther Blätter“, 16. Jahrg. 1893, 70, ohne Angabe des Empfängers. Schemann stellt auf Grund dieser Briefstelle die Frage nach dem Verbleib der Abhandlung. Sie scheine sich im Nachlaß nicht mehr zu befinden, wo sie Frauenstädt, der ohnehin an der Behandlung des Judentums durch Schopenhauer anscheinend schweren Anstoß genommen habe — vgl. Grisebachs Ausgabe VI, 310 f. —, „auch arg hätte inkommodiren müssen“.

haben, vermißte ich mit Bedauern unter den Zusätzen der neuesten Auflage zum zweiten Bande Ihres Hauptwerkes.

v. Doß an Schopenhauer, 19. Februar 1860.

Noch fällt mir ein, daß *du Prel* in seinem einleitenden Artikel¹⁵⁰ zur Bestätigung der leicht erregbaren Gemüthsart Schopenhauers erzählen will, wie derselbe während meines letzten Zusammenseins mit ihm einige rührende Stellen aus einer Dankadresse recitirte, welche die Negerklaven wegen Aufhebung des Sklavenhandels oder ihrer Freigebung in allen britischen oder einem Theil der nordamerikanischen Besitzungen an *Wilberforce*¹⁵¹ — das englische Parlament oder den Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika gerichtet haben, daß ihm hierbei die Augen von Thränen feucht wurden u. er nach einer kurzen Pause bemerkte „er wäre sicherlich ein großer Schauspieler geworden (wenn ihn nicht sein Genius in die Bahn der philosophischen Forschung geführt hätte) — weil er die Gabe besitze, sich in hohem Grade erschüttern zu können.“ [Bittet Gwinner um nähere Mitteilungen darüber.]

v. Doß an Gwinner, 1872.¹⁵²

„Leben Sie wohl! Ich bleibe noch lange hier, wir sehen uns wieder!“ — Dies waren seine letzten Worte, als er, bei meinem letzten Besuch im Juli 1857, Abends 11 Uhr im englischen Hofe nach seiner Art rasch aufbrechend mir die Hand zum — ewigen Abschied reichte.

v. Doß an August Kilzer, 25. Oktober 1860.¹⁵³

Über Adam Ludwig v. Doß (1820—1873) vgl. die Mitteilungen von Schemann, 434 ff., ferner A. L. v. Doß. Ein Lebensbild nach Familienaufzeichnungen und Briefen verfaßt von seiner Witwe, herausgegeben von L. Schemann, XV. Jahrb. 1928, 247 ff. Einige Mitteilungen auch bei Felix Dahn, Erinnerungen, 3. Buch, Leipzig 1892, 536 ff.

¹⁵⁰ Zur Veröffentlichung der Briefe Schopenhauers an v. Doß, [Wiener] Deutsche Zeitung, 18. Dezember 1872, Nr. 348.

¹⁵¹ Englischer Philanthrop (1759—1833), der 1807 die Aufhebung des Negerhandels im britischen Machtbereich durchsetzte.

¹⁵² Nach dem im Besitz von Frau Prof. Haushofer befindlichen Entwurf hier erstmals veröffentlicht. Vgl. Gwinners Antwort, S. 388 f.

¹⁵³ Erstveröffentlichung dieser Stelle Septemberheft 1931 der „Süd-deutschen Monatshefte“, 891.

Mit Dr. A. Mayer

1850 — 15. Juni 1853.

J. A. Becker hatte am 15. Juli 1849 eine Schrift des von ihm für Schopenhauers Philosophie gewonnenen Arztes Dr. A. Mayer „Ueber die Unzulässigkeit der Spinal-Irritation als besonderer Krankheit“ (Mainz 1849) im Auftrag des Verfassers an Schopenhauer gesandt (D XIV, 639). Dieser legte in seiner Antwort vom 20. Juli 1849 (D XIV, 640) einige kritische Bemerkungen über die Schrift nieder und bat, dem Verfasser seinen Dank zu bestellen. „Vom Dr. Mayer hatten mir schon Dr. Frauenstädt und auch Hr. von Doß erzählt.“ Am 25. August 1849 (D XIV, 642) teilt Becker mit, Dr. Mayer sei nach Mainz übersiedelt und habe die Absicht, Schopenhauer zu besuchen, um „sich mit Ihnen über Ihre kritischen Bemerkungen, sein Erstlingsopus betreffend, zu unterhalten“. Über diesen, erst im folgenden Jahr ausgeführten Besuch äußert sich Schopenhauer gegenüber Frauenstädt:

Hoffentlich haben Sie das, von Ihnen mir früher angekündigte Buch vom Dr. Mayer in Mainz, früher in Alzei, gesehen, über die Spinalirritation 1849, in dem er einige Seiten meiner Philosophie gewidmet hat und mich in die Wolken hebt. Er tadelt jedoch darin meine Ausfälle gegen die Professoren: allein als er mich dies Jahr besuchte, nahm er das zurück und sagte, ich hätte ganz Recht, das Benehmen der Professoren sei schändlich. Er war nämlich besonders entrüstet darüber, daß er in Reinholds 3ter Auflage der Gesch. der Phil. kein Wort von mir gefunden hatte.

Schopenhauer an Frauenstädt, 16. September 1850, D XV, 22.

Kommt mir gestern Abend im Gasthof der *Dr. Mayer* aus Mainz, — ein Mediciner, dem Frauenstädt persönlich bekannt, hat vor ein Paar Jahren in seinem Buche „über die Spinal-Irritation“ mehrere Seiten meiner Philosophie gewidmet u. mächtig posaunt. Reden wir von der *Westminister* Kritik, die er im Original gelesen hätte; — ergibt sich, daß er sie nicht gelesen hat, sondern eine ganz andere meint, welche vor einem Jahr in dem selben Journal gestanden hat! — Meine Begierde zu befriedigen, würde er sie sich geben lassen von dem Mainzer Casino, — obgleich dieses seit einigen Monaten einstweilen polizeilich geschlossen ist. Allein er ist auf der Reise nach Wien be-

griffen, schon heute früh weitergefahren, und erst nach 6 Wochen kommt er nach Mainz zurück, und verspricht, alsdann das betreffende Heft, das er zuversichtlich von dem sequestrierten Casino zu erhalten hofft mir zu übersenden. *Quelle Diable d'affaire!* Bestelle ich es durch Artaria, dauert es auch 5 bis 6 Wochen (das neue ist erst d. 31. Mai gekommen), zu dem kann er mir nicht genau das Stück angeben. Sie sehn schon, wo meine Jeremiade hinauswill, ob näml nicht Sie wieder Rath schaffen, dort das Stück herausfinden, u. mir senden könnten? Wenn es, wie er sagt, ein ganzer Artikel bloß über mich ist, wollte ich es nöthigenfalls auch behalten u. bezahlen . . .

P. S. Ich kann inzwischen das Vorhandenseyn eines früheren Artikels über mich gar nicht vereinigen mit den Eingangs-Phrasen unseres *Iconoclasm's*. Dennoch versichert Dr. Mayer seiner Sache ganz gewiß zu seyn.

Schopenhauer an Lindner, 16. Juni 1853.

Auf diesen Besuch, der auch im Brief an Becker vom 6. Juli 1853 erwähnt wird, scheint sich Schopenhauer noch im Brief an Frauenstädt vom 29. Juni 1855 zu beziehen, wo er über Moleschott schreibt: „Dem giebt, nach Versicherung des Dr. Mayer in Mainz, Brockhaus 1000 Louisd'or für seine neue Physiologie von 30 und etlichen Bogen.“ Allerdings ist kein Werk von Moleschott bei Brockhaus erschienen. Moleschott hat zwar dem Verlag Brockhaus 1853 ein Werk „Das Wesen des Menschen“ in zwei Bänden, Umfang 120—150 Druckbogen, angeboten und als Honorar 100 Gulden Rheinisch für jeden Bogen gefordert. Die Verhandlungen haben aber zu keinem Abschluß geführt.

Die beiden Aufsätze, von denen die Rede ist, sind die Rezension der „Parerga“, *Westminster Review*, 1. April 1852, und die (von Lindner im Mai 1853 in deutscher Übersetzung veröffentlichte) Abhandlung *Iconoclasm in German Philosophy*, *Westminster Review*, April 1853 (Neudruck mit der Lindnerschen Übersetzung: XII. Jahrb. 1923/25, 116 ff.). Der Verfasser beider Aufsätze war John Oxenford, wie Schopenhauer 1856 durch Young erfuhr. (Vgl. auch Gespräche mit Emden, S. 61, mit David Asher, S. 171 f., und mit Young, S. 183.)

Dr. A. Mayer hat sein Verhältnis zur Lehre Schopenhauers später noch in seinen Schriften: Zur Verständigung über Materialismus und Spiritismus (Gießen 1861), Zur Seelenfrage (Mainz 1866), Die Sinnes-täuschungen (Wien 1869) und Die Lehre von der Erkenntniß (Leipzig 1875) präzisiert.

Mit Carl John

Sommer 1850.

Schopenhauer beauftragte seinen Jugendfreund Carl John gelegentlich eines Besuchs in Frankfurt, der „mehr als drey Monate“ vor Johns Brief vom 21. November 1850 stattgefunden hat, die erforderlichen Schritte zur Errichtung eines Testaments zugunsten der 1848 und 1849 gefallenen preußischen Soldaten einzuleiten. Dem genannten Brief zufolge äußerte er, daß er „das hiesige Invalidenhaus wo nicht ausschließlich doch vorzugsweise bedenken“ wolle. Das Ergebnis der brieflich fortgesetzten Erörterungen war bekanntlich, daß Schopenhauer im Testament vom 26. Juni 1852 den „Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 & 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preußischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen sind“, zum Universalerben einsetzte.

Bei seinem Besuch im Sommer 1850 wurde John von Schopenhauer auch über die örtlichen Verhältnisse in Wetzlar unterrichtet, wohin er übersiedeln wollte (vgl. Johns Brief vom 21. November 1850).

Schließlich findet sich in einem späteren Briefe Johns die Bemerkung:

Als ich Ihnen in *Frankfurt* davon erzählte, daß der „Literaturzeitungen-Regent, großmächtigster *Eichstaedt*“ (wie er einmal in einem recht guten Hexameter genannt worden) gegen einen meiner Bekannten, — einen ehemaligen werthen Schüler von ihm u. *socius latinus* — die Intention ausgesprochen, der Schulpforte, deren *Alumnus E.* dereinst gewesen, seine Bibliothek zu vermachen, u. dabey geäußert habe, daß die Verleihung eines Preuß. Ordens ihm Freude machen würde, wobey ich erwähnte, wie mich dies veranlaßt habe, den alten Herrn, (deßen Hörer auch ich früher gewesen) in *Jena* zu besuchen, um — bey meinen Connexionen im Cultus-Ministerium — die Sache wo möglich zu Stande zu bringen, — fragten Sie mich sehr lebhaft: ob *E.* den Orden bekommen habe?

John an Schopenhauer, 12. April 1851, D XV, 59 f.

Carl John (gest. 27. Januar 1856), Schopenhauers Mitschüler in Gotha (1807), später Sekretär Goethes, dann Kgl. Preußischer Geh. Hofrat, Zensor und Redakteur der „Preußischen Staatszeitung“. Vgl. Schemann, 466.

Mit einem Engländer

August 1850.

Da hab ich . . . 2 große Photographen machen lassen: sie sind sorgfältig ausgemalt, aber schändliche Karikaturen. Sonderbar, als ich das Eine, als es neu war¹⁵⁴, aufmerksam betrachtete, fiel mir ein, ich sähe darauf aus, wie Talleyrand, den ich 1808 oft und bequem gesehn. Wenige Tage darauf sitz ich bei Tische neben einem alten Engländer: nach einiger Konversation und Vertraulichkeit sagt er: „Sir, soll ich Ihnen sagen, wem Sie ähnlich sehn? dem Talleyrand, den ich in jungen Jahren oft gesehn und gesprochen habe.“ — Kurios ist's, aber buchstäblich wahr.

Schopenhauer an Frauenstädt, 30. Oktober 1851, D XV, 74.

Mit Sibylle Mertens-Schaaffhausen

Anfang Januar 1851.

Im März 1849 hatte Sibylle Mertens Adele Schopenhauer nach Frankfurt begleitet und dort die persönliche Bekanntschaft Schopenhauers gemacht. Nach dem Tode der Freundin übertrug sie ihm die bisher an diese gezahlte Leibrente. Schopenhauer, der eine rechtlich bindende Form für dieses Versprechen wünschte (vgl. Gespräche mit Emden, S. 61 f., und mit Becker, S. 65), ließ durch Emden einen Vertrag entwerfen, über den er sich mündlich mit Sibylle einigte:

Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß übersende ich Ihnen den in Folge Ihres Rathes abgefaßten Vergleichskontrakt, nachdem *Mad: Mertens* kürzlich, bei ihrer Anwesenheit hieselbst, sich mündlich damit einverstanden erklärt hat.

Schopenhauer an Becker, 17. Januar 1851, D XV, 43.

Der Vertrag ist aus unbekanntten Gründen nicht zustande gekommen.

Mit Dr. Johann Carl Passavant

September 1851.

Von Lessing erzählte mir unlängst *Dr. Passavant*, der meines Alters ist, ihm habe in seiner Jugend Lessings

¹⁵⁴ Eine Photographie vom August 1850.

Schwester erzählt, Lessing habe einst eine Audienz beim König gehabt, von der zurückkommend er so desperat gewesen sei, daß er sich die Perücke abgerissen und sie wüthend zur Erde geworfen habe.

Schopenhauer an Frauenstädt, 26. September 1851, D XV, 71.

Es handelt sich nicht, wie Max Brahn, Arthur Schopenhauers Briefwechsel und andere Dokumente, Leipzig 1911, annimmt, um Philipp [Jakob] Passavant (geb. 1792), sondern um seinen Bruder Dr. med. Johann Carl Passavant (1790—1857), dessen Lebensgang die Beziehungen zu Schopenhauer zwanglos erklärt: Seit 1806 Studium der Augenheilkunde, 1812 magnetische Studien; von 1818 bis zu seinem Tode Arzt am Versorgungshaus für alte gebrechliche Leute in Frankfurt; 1819/20 Vorlesungen am Senckenbergischen Institut über Lebensmagnetismus, daraus „Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen“ (Frankfurt 1821, 2. Aufl. 1837). 1834 beteiligt an der Regeneration des Physikalischen Vereins in Frankfurt. Weitere Schriften: Von der Freiheit des Willens und dem Entwicklungsgesetze des Menschen (Frankfurt 1835), Das Gewissen (2. Aufl. Frankfurt 1857). Nach seinem Tode erschienen: Sammlung vermischter Aufsätze, herausgegeben von Franz Hoffmann (Frankfurt 1857) und Briefe von Johann Michael Sailer, Melchior Diepenbrock und J. K. P. (Frankfurt 1860). Vgl. Karl Mettenheimer, Zur Erinnerung an J. K. P., 1858; A. Cornill, J. D. Passavant, 1. Abt. Nebst Mittheilungen aus dem Nachlasse von J. K. P. über seine Familie (Frankfurt 1864); Gurlt, Aerztelexikon. Nachforschungen nach dem Nachlaß blieben leider ergebnislos.

Daß Passavant die (sonst nirgends belegte) Anekdote von Lessings Schwester gehört haben soll, ist nach den Ausführungen Moritz Werners in der „Frankfurter Zeitung“ vom 30. August 1929, Nr. 644, 1. Morgenblatt, wenig wahrscheinlich. Dagegen konnte er wohl aus Lessingscher Familienüberlieferung schöpfen, da er mit Juliane Marianne Lessing, einer Urenkelin von Lessings Oheim und Taufpaten Christian Gottlob Lessing, verheiratet war.

Mit Dr. Gustav Oelsner-Monmerqué

24. September 1851 — November 1851 — Anfang 1852.

Kommt mir vorgestern im Englischen Hof ein Dr. Oelsner-Monmerqué, *ci-devant rédacteur au Ministère des Affaires Etrangères de l'Empire d'Allemagne*, d. i. des Erzherzog Johann ohne Land, und verlangt das Verzeichniß meiner Schriften. Nämlich in Paris war der seelige Laromi-

glière, Professor, und jetzt sein Schüler, ein Herr du Chèvrier oder so, u. A., sind eine Gegnerschaft des Cousin. Sie haben obigen *Dr.* beauftragt, ein Exposé des Neuesten in deutscher Philosophie zu liefern. Dazu also will er mich studiren; wahrscheinlich wird sein Exposé im *Journal de Débats* erscheinen. Habe sogleich ihm das Verzeichniß aufgeschrieben. Das wird schönes Zeug werden! Nur zu! mir ist's Recht. Er kann Deutsch und Französisch, Beides gleich vollkommen, wie ich mich überzeugt habe. Sein Vater schrieb 1809 *Histoire de Mahomet*.

Schopenhauer an Frauenstädt, 26. September 1851, D XV, 79.

Dr. Oelsner ist ein Windbeutel, jetzt will er eine *petite annonce* meiner *Parerga* machen¹⁵⁵, und 6 Monat später sein *exposé*! Alles Wind, Faulheit, Nichts ernstlich Treiben. Doch habe ich ihn aufgefordert, Goethes Farbenlehre zu übersetzen.

Schopenhauer an Frauenstädt, 28. November 1851, D XV, 78.

Oelsner de Monmerqué's Anzeige in den *Débats* ist noch immer nicht erschienen, obgleich er solche gewiß abgeschickt hat. Er klagte mir, daß er in einem Cirkel von Litteraten u. dgl. vorgetragen habe, hier lebe Einer, dem man einst ein Monument setzen werde; und nachdem er ihn genannt, sei er von Allen, bis auf Einige wenige, ausgelacht worden. Kein Wunder.

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. März 1852, D XV, 91.

Über den Tod *Oelsners* (1854) findet sich im Brief Schopenhauers an Frauenstädt vom 31. Mai 1854 die Bemerkung: „Ich war des Glaubens geworden, daß der *Dr. Oelsner* der Baron *Oelsner* wäre, der in Konstantinopel gefangen sitzt. Besser vielleicht todt, als das. Ob er wirklich todt ist? oder ein *Canard*? Ist Schade, war doch ein angehender Apostel für Frankreich, wo noch große Finsterniß herrscht.“

¹⁵⁵ Diesen Plan erwähnt Schopenhauer nochmals kurz im Brief an Frauenstädt vom 11. Januar 1852.

Mit W. v. Bruchhausen

Anfang Oktober 1851.

Ist gekommen, mich zwei Stunden zu ennüymen, ein Lieutenant und Dr. v. Bruchhausen¹⁵⁶, der ein Philosophicum in die Welt setzen will, mit Titel „Panmonotheismus“, — der Gute hat weder Kant, noch mich gelesen.

Schopenhauer an Frauenstädt, 10. Oktober 1851, D XV, 73.

Das hier erwähnte Philosophicum erschien einige Jahre später unter dem Titel: „Die Dreieinheit, ein leicht begreifliches, überall gültiges Naturgesetz; der Schlüssel zur Einsicht in die Natur der Dinge. Auch etwas Geschichtliches, dessen innere Quelle und allgemeiner Verlauf“ (Zürich 1854, bei E. Kiesling). Ein Exemplar dieses konfusen Machwerks sandte der Verfasser, der vorher Schriften über „Die periodisch wiederkehrenden Eiszeiten und Sindfluthen“ (Trier 1845) und über „Die Gleichungen der Flugbahn rotierender Geschosse“ (1847) veröffentlicht hatte, an Schopenhauer. Im Begleitbrief nahm er auf seinen Besuch Bezug:

Im Herbst 1851 hatten Sie die Güte sich länger als 1 Stunde mit mir (in Ihrer Wohnung) zu unterhalten. Das Gespräch war meistens wissenschaftlichen Inhalts. Vielleicht erkennen Sie im anliegenden Hefte einige Anklänge wieder!

v. Bruchhausen an Schopenhauer, 24. November 1854.

Einem späteren Brief an Frauenstädt legt Schopenhauer vier Huldigungsschreiben bei, darunter auch einen neuen Brief von Bruchhausen. Er schreibt darüber:

Der v. Bruchhausen ist ein 1848 verabschiedeter Preussischer Artillerie-Lieutenant, der mich vor 2 oder 3 Jahren besucht hat, ohne je eine Zeile von mir gelesen zu haben. Im letzten December hat er mir sein abgeschmacktes Buch „Dreieinheitslehre“, darin ich einmal beiläufig genannt werde¹⁵⁷, übersandt und bald darauf diese Epistel.

Schopenhauer an Frauenstädt, 2. Februar 1855.

Aus biographischen Bemerkungen in der „Dreieinheit“ (S. 26) ergibt sich, daß v. Bruchhausen bis zum 23. Lebensjahr Landwirt, dann

¹⁵⁶ Frauenstädt und im Anschluß an ihn Grisebach geben in diesem Brief statt des Namens nur die Anfangsbuchstaben v. Br., im Brief vom 2. Februar 1855 v. B.

¹⁵⁷ „Einerseits könnte man also dem Schopenhauer, der den «Willen» ins Auge faßt, Recht geben; eben sogut ...“ (S. 63).

sechzehn Jahre lang Artillerist war. Das führt auf das Jahr 1809 als Geburtsjahr, und dazu stimmt die Angabe in einem (unveröffentlichten, im Besitz des Schopenhauer-Archivs befindlichen) Briefe v. Bruchhausens an Schopenhauer vom 28. Dezember 1854, er sei 45 $\frac{1}{2}$ Jahre alt.

Mit August Böeckh

18. April 1852.

Der berühmte Philologe Boeckh (1785—1867) hatte im Wintersemester 1819/20 als Dekan der Berliner Philosophischen Fakultät Schopenhauers Habilitationsgesuch genehmigt (vgl. den Schriftwechsel, D XIV, 279, 294, 299, 300, 312) und bei der Disputation pro venia legendi den Vorsitz geführt (vgl. S. 38). Schopenhauer scheint mit ihm stets in gutem Verhältnis geblieben zu sein.

Um Ihnen Muth zu dieser Lektüre¹⁵⁸ zu machen, erwähne ich das *curiosum*, welches Prof: Bökh a. Berlin mir vorgestern erzählt hat, daß er daselbst zu Humboldt, Abschied zu nehmen, kommend, diesen im *studio* des besagten Produkts begriffen gefunden habe. Der Alte hat ihn eifrig gefragt, wo ich sei, er hat's nicht gewußt.

Schopenhauer an Becker, 20. April 1852, D XV, 116.

Mit Dorguths Schriften geht es wohl Jedem wie Ihnen, sogar wohl dem Humboldt. Vor einigen Wochen traf ich hier einen alten Bekannten aus Berlin, der sich sehr freute, mich zu sehen, weil er vor seiner Abreise, eintretend beim Humboldt, diesen gefunden hatte sitzend vor einem aufgeschlagenen Dorguthianum (wohl sehr perplex), darauf der Humboldt sich lebhaft erkundigt hatte, wo Ich denn wäre; welches mein Bekannter nicht zu sagen gewußt, daher jetzt sich freute, bei seiner Rückkehr Sr. Excellenz Bericht erstatten, ja sogar demselben meine gehorsamste Empfehlung überbringen zu können. Denselben hatte am selben Tage noch Einer nach mir gefragt, er wußte aber nicht mehr wer, — alte Troddel!

Schopenhauer an Frauenstädt, 12. Juli 1852, D XV, 137 f.¹⁵⁹

¹⁵⁸ Der Schrift Dorguths, Vermischte Bemerkungen über die Philosophie Schopenhauers, ein Brief an den Meister, Magdeburg 1852.

¹⁵⁹ Vgl. dazu noch folgende Stelle aus Schopenhauers Brief an

Auf diesen Besuch Boeckhs bezieht sich Schopenhauer auch in seinem Brief an Frauenstädt vom 12. September 1852: „während früher Raumer und Böckh mich durchaus nicht erkannt haben.“

Mit Paul v. Krüdener

Juli 1852.

Neulich, auf dem Casino, kommt der Russische Gesandte (Baron Krüdener, Sohn der einst so berühmten Frau v. Krüdener) auf mich zu, um mir seinen Beifall über die *Parerga* auszudrücken, das Buch wäre der Spiegel seiner Gedanken, ganz besonders die Abhandlung vom Schicksal. Das ist doch viel von so einem alten Russischen Gesandten, und um so mehr, als er so entsetzlich taub ist, daß eine Konversation mit ihm fast unmöglich ist, zumal an einem solchen Ort.

Schopenhauer an Frauenstädt, 6. August 1852, D XV, 152.

Paul v. Krüdener, geb. 1784 als Sohn der Pietistin und Schriftstellerin Juliane v. Krüdener (1764—1825).

Mit Ernst Otto Lindner

Anfang Juli 1852 — Spätsommer 1858.

Ihr langes apostolisches Sendschreiben ... befindet sich in Berlin beim *Frauenstädt*. Dahin hat es vor 14 Tagen ein *Dr. Lindner* mitgenommen¹⁶⁰, der, nachdem er mir schon früher geschrieben, auch Einiges in der *Voßenschen Zeitg*, die er redigirt, über mich geäußert, herüber gekommen war, nach seiner Versicherung, bloß um mich zu sehn.

Schopenhauer an v. Doß, 22. Juli 1852, D XV, 148.

Im Sommer 1852 machte ich Schopenhauer's persönliche Bekanntschaft. Bei dieser Gelegenheit fand es sich, daß ich mit einem Baron v. L[owitzow] bekannt geworden

Frauenstädt vom 6. August 1852: „Ich habe ihn [Humboldt] grüßen lassen, weil wir uns persönlich sehr wohl kennen, (1826 viel verhandelt haben, nicht Wissenschaftliches) und er nach mir gefragt hatte.“

¹⁶⁰ Vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 12. Juli 1852: „*Dr. Lindner* wird Ihnen den langen Brief v. Doßens und einen von Becker nebst einem Billet von mir überbracht haben“ (D XV, 138).

war, mit welchem Schopenhauer vom Jahre 1823 an vielfach freundschaftlich verkehrt hatte; erst seit 1836 waren sie infolge einer Aeußerung Schopenhauer's die L[owitzow] übel genommen hatte (S. hatte L. den Rechenmeister der Bauern genannt), außer Verkehr gekommen.

Quelle: Lindner/Frauenstädt, 101 f.

Er hatte eine recht große, unmittelbare Freude an dem allmäligen Wachsen seines Ruhmes, und wünschte, wie er öfter gegen mich äußerte, noch recht lange zu leben, um den gänzlichen Untergang der Professorenphilosophie noch mit eigenen Augen zu sehen. „Meine Gegner denken ich sei alt und werde bald sterben“ sagte er, „dann wär's mit mir vorbei; nun, sie können mich schon jetzt nicht mehr todt-schweigen, und ich kann neunzig Jahre alt werden.“ Nur die Besorgniß nach und nach völlig das Gehör zu verlieren, verbitterte ihm diesen Gedanken an das hohe und höchste Alter, und einmal war er förmlich entsetzt bei der Vorstellung es könnte ihm, in Folge der vielen Kopfarbeit, ergehen, wie Kant in seinen letzten Lebensjahren.

Quelle: Lindner/Frauenstädt, 94.

Im Spätsommer 1858 stand er mit Brockhaus wegen jener dritten Auflage [der Welt als Wille und Vorstellung] in Unterhandlung; als ich ihn um diese Zeit besuchte, sprach er wiederholt mit mir über die Bedingungen die er stellen solle, und fand meinen Vorschlag von 3 Louisd'or für den Bogen angemessen.

Quelle: Lindner/Frauenstädt, 92.

[Es ist] ein unersetzlicher Verlust, daß eine Schrift, welche Schopenhauer im Laufe des spätern Alters begonnen ¹⁶¹, nicht mehr vorhanden ist. Er nannte dieselbe εἰς ἔαυτον. Wiederholt habe ich mit ihm darüber gesprochen.

¹⁶¹ Mißverständnis. Das Manuskript ist nach Gwinners Mitteilung (Schopenhauer und seine Freunde, Leipzig 1863, 8) in Berlin „1821 angefangen und in den darauf folgenden zwanzig Jahren allmählich entstanden. Im späteren Alter kamen kaum mehr drei Seiten hinzu.“

Zuletzt im Jahre 1858. Nach seinen Aeußerungen wollte er darin eine Reihe von rein persönlichen Lebenserinnerungen niederlegen, zum Theil mit der Absicht, sich selbst einen Spiegel über einzelne Seiten seines natürlichen Wesens vorzuhalten. Zugleich bemerkte er, daß diese Aufzeichnungen vor seinem Tode durchaus nicht gedruckt werden könnten. Und nicht mit mir allein hat Schopenhauer in solcher Weise gesprochen. Stets aber scheint er einen besonderen Werth auf diese Schrift gelegt zu haben, und ich wenigstens war in Folge seiner Andeutungen gerade auf diesen Theil seines Nachlasses besonders gespannt, da ich ihn nach Schopenhauer's eigenen Aeußerungen für wichtiger und eigenthümlicher halten mußte als einzelne Gedanken, Studienhefte und zurückgelegte frühere Arbeiten . . . Sehr seltsam aber bleibt es für mich, daß Schopenhauer selbst die Vernichtung dieser Schrift bestimmt haben soll. Mit seinen Aeußerungen gegen mich, stimmt das durchaus nicht überein.¹⁶²

Quelle: Lindner/Frauenstädt, 5 f.

Sie erhalten mit diesen Zeilen das Werk welches ich Ihnen jüngst in Frankfurt ankündigte¹⁶³ und ich wüßte nicht was noch über dasselbe zu sagen hätte . . . Meine Frau empfiehlt sich Ihnen hochachtungsvoll und erwartet in Erinnerung Ihrer großen Liebenswürdigkeit auch im schlimmsten Falle eine verzuckerte Pille.

Lindner an Schopenhauer, 25. September 1858.

Über Ernst Otto Lindner (1820—1867), Redakteur der Königlich Privilegirten [Voßischen] Zeitung in Berlin, vgl. den Lebensabriß in „Der Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Otto Lindner“, herausgegeben von Robert Gruber, Wien 1913, 7 f.

Mit Johann Hartmann Hieronymus

1852 bis Frühjahr 1856.

Über die Unterhaltungen Schopenhauers mit seinem Schuster, dem Meister Johann Hartmann Hieronymus (Frankfurt, Steingasse 5), erfahren wir eine Reihe von Einzelheiten aus einem Bericht von Hugo Lerch,

¹⁶² Vgl. über das εἰς ἑαυτὸν auch Gespräche mit v. Doß, S. 143, und Hornstein, S. 221.

¹⁶³ Den Roman „Sturm und Kompaß“ von Lindners Frau.

Hamburg, dessen Vater Heinrich Lerch (1837—1907) in den Jahren 1852 bis 1856 bei Hieronymus das Schusterhandwerk erlernte. Heinrich Lerch will den Philosophen in diesen vier Lehrjahren etwa fünf- oder sechsmal in der Werkstätte gesehen und seine Gespräche mit dem Meister mitangehört haben. Als er um das Jahr 1898 auf einen Aufsatz über Schopenhauer stieß, erzählte er seinem Sohne zum erstenmal von diesen Begegnungen.

Wenn er einmal mit seinem Schuhmacher redete, so suchte er geradezu nach einer Gelegenheit, Hans Sachs oder Jakob Böhme zu erwähnen. Wenn ihm beispielsweise an dem gelieferten neuen Fußzeug oder den Reparaturen etwas nicht gefiel, so pflegte er zu sagen: „Hans Sachs hätte das sicherlich weit besser gemacht!“ Oder er äußerte, er hätte sich schon oft den Kopf darüber zerbrochen, daß derartige Männer wie Hans Sachs und Jakob Böhme neben ihrem Handwerk noch Zeit zum Dichten und Philosophieren gefunden hätten . . .

Schopenhauer, so erzählte mein Vater, bildete sich anscheinend immer viel auf seine kleinen Füße ein . . . Er brachte immer wieder zum Ausdruck, daß ein großer Kopf — für ihn bekanntlich identisch mit klugem Kopf — kleine Füße bedinge und umgekehrt. „Messen Sie den Umfang des Kopfes Ihres Kunden, dann wissen Sie an der Hand eines bestimmten Schemas auch zugleich die Maße der Füße desselben.“ . . . Unter solchen Umständen suchte der Meister natürlich die Stiefel in der Fußlänge so knapp wie möglich anzufertigen. Es machte Schopenhauer nicht viel aus, wenn die neuen Stiefel vorerst ein wenig eng waren, die Hauptsache war, daß der Fuß klein und zierlich erschien. Allerdings wurden die zu kleinen Maße dadurch ein wenig ausgeglichen, daß die erforderliche vordere Breite stets eingehalten, oft sogar ein wenig übertrieben wurde, da nach Schopenhauers Wunsch die Zehen genügend Platz im Stiefel haben sollten. Trotzdem litt der Philosoph vor allem während der wärmeren Jahreszeit an schweißigen Füßen, gegen welches Übel er viele Mittel angewandt haben soll — der Meister riet ihm beispielsweise zum Wechselbad —, jedoch ohne nennenswerten Erfolg. Aus Schopenhauers Bemerkungen war übrigens zu schließen, daß auch seine Mutter an

diesem Übel gelitten hat. In der letzten Zeit, da mein Vater ihm begegnete, klagte er auch häufig über Fußschmerzen . . .

Wenn er bei einer Bestellung um den Preis feilschte, so mußte jemand, der ihn nicht näher kannte, ihn für außerordentlich geizig halten . . .

Bei den Reparaturarbeiten mußten oft recht seltsame Wünsche des Philosophen unbedingt erfüllt werden . . . So behauptete er einmal, dann am bequemsten laufen zu können, wenn die Hacken seiner Stiefel bereits bis zu einem bestimmten Grade schief getreten seien. Demzufolge veranlaßte er seinen Schuhmacher, die Flecke der Hacken gleich von vornherein an den für das Abtreten in Betracht kommenden Partien abzuflachen, ohne aber hinterher mit einer solchen Arbeit von unherkömmlicher Art vollkommen zufrieden zu sein.

Wenn es ihm . . . einfiel, seine reparaturbedürftigen Stiefel selbst zum Schuhmacher zu bringen, so benutzte er dazu stets eine Art Reisetasche mit großem, bronzenem Bügel . . . Einmal erzählte Schopenhauer dem Schuhmacher, daß ihn besagte Tasche schon auf manchen genußreichen Reisen begleitet habe, daß sie aus Boulogne s. M. stamme und sich jetzt, genau wie er selber, in der letzten Epoche der Existenz befinde, da sie keinem hohen Herrn mehr zu Gesichte komme, sondern sich mit Frankfurter Schuhmachermeistern und ähnlichem widersetzlichen Volk begnügen müsse . . .

Einen Stuhl, den man ihm jedesmal anbot, lehnte er regelmäßig ab mit der Begründung, daß er noch junge Beine habe und sich wahrscheinlich auch nicht zum Sitzen nötigen lassen werde, wenn das nicht der Fall wäre . . .

Eines Abends kam Schopenhauer wieder einmal in die Werkstätte . . . Nach der üblichen Begrüßung, die nicht im Frankfurter Jargon gesprochen, sondern mit französischen und englischen Sprachbrocken untermischt war, fragte er: „Na, Meister, haben Sie denn gar keine Kinder? Ihre hiesige Kollegenschaft ist, wenigstens so weit wie mir bekannt, doch meistens reich gesegnet damit. Ein Schuster ohne Kinder — fast ein Unding!“ Als der Schuhmacher ver-

neinen mußte, da ging es wie ein stilles, verstehendes Leuchten über Schopenhauers Züge, der schon früher beobachtete halb lustige, halb spöttische Zug um die schmalen Lippen ward wieder sichtbar, und er meinte: „Da haben Sie aber ein unendliches Glück in Ihrer jungen Ehe!“ Der Meister, der schon an die zwanzig Jahre verheiratet war, fragte erstaunt, wie er das verstehen sollte. „Na ja“, antwortete Schopenhauer, „wenn es viele solcher Frauen gäbe wie die Ihrige, dann würde es gar bald sonniger in der Welt aussehen . . .“

Von demselben Besuch Schopenhauers wußte mein Vater noch zu berichten, daß der Hund des Philosophen aus einem nicht ganz sauberen Ledereinweichkübel trinken wollte, was man ihm nach dem längeren Spaziergang in der prallen Juni- oder Julisonne nicht verargen konnte. Schopenhauer aber hinderte das Tier an seiner Absicht. „Pfui“, sagte er, „wer wird sich wohl über solche Jauche hermachen!“ Kurz darauf trat die Meisterin, die von draußen die Szene beobachtet hatte, mit einer Schüssel voll Milch für das Tier herein. Schopenhauer aber wehrte sofort unfreundlich, ja fast schroff ab mit der Bemerkung, daß er es nicht gern sähe, wenn sein Hund außerhalb des Hauses von fremder Hand Futter oder etwas zum Trinken zu sich nähme. Als die tierliebende Meisterin beleidigt erwiderte, daß es doch die feinste Milch sei, die sie im Hause habe, kam Schopenhauer, noch ein wenig barscher, mit dem Einwand, das möge wohl alles richtig sein; aber er könne auch bei ihr von seiner Regel keine Ausnahme machen. Er begriffe es überhaupt nicht recht, wieso die Leute, die sich doch sonst meistens jedes Stückchen Brot mißgönnten, dazu kämen, ihnen fremde Tiere immer mit Gewalt füttern zu wollen. „Und die Leute wissen“, sagte er, „daß dieser Hund da das einzige ist, was mich mit den Geschöpfen der Welt noch irgendwie verbindet. Glauben Sie mir, dieses Wissen genügt bei manchen Menschen, um meinem Tier nach dem Leben zu trachten. Schon zweimal habe ich ihm vergiftete Fleischbrocken abgenommen, und das Beschnüffeln dieser allein hatte schon genügt, daß sich der Hund tagelang wie toll erbrach. Wenn

ich die Übeltäter, die meinem Pudel nach dem Leben trachten, erhasche, so soll sie die härteste Strafe der Gesetze treffen.“ Aber in Deutschland, so bedauerte er lebhaft, sei ja das Tier so gut wie vogelfrei. Jeder Halunke könne ein Tier ungestraft töten. So mußte die Meisterin mit ihrer Milch tief gekränkt abziehen . . .

Eines Nachmittags ließ Schopenhauer durch seine Haushälterin bestellen, daß seine Stiefel absolut nicht mehr paßten. Der Meister möge deshalb sofort einmal zu ihm kommen und sehen, was mit dem Fußzeug los sei. Sonst ging der Meister auf solche Wünsche seiner Kundschaft nicht ein. In diesem Falle aber glaubte er den Wunsch seines Kunden erfüllen zu müssen . . . Selbstverständlich waren auch die Gesellen und der Lehrjunge außerordentlich gespannt. Sie konnten es kaum erwarten, bis der Meister von seinem ungewöhnlichen Gange wieder nach Hause kam. Der lachte aus Leibeskräften. „Heiliger Bimbam“, rief er aus, „so etwas ist mir in meiner langen Schuhmacherpraxis doch auch noch nicht passiert! Wißt ihr, warum die Stiefel des Herrn Doktor nicht paßten? Weiß Gott, das errät keiner von euch. Na, weil er sie verkehrt angezogen hat. Er hatte den rechten Stiefel auf dem linken und den linken auf dem rechten Fuß. Mit der geballten Faust hat er sich vor die Stirn geschlagen, als ich ihn auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht hab. «Volle zwei Stunden ziehe ich schon meine Stiefel an», hat er gesagt und die Schuld auf seine Haushälterin geschoben, die es verabsäumt habe, die Fußbekleidung der Reihe nach in die richtige Stellung zu bringen.“

Quelle: Hugo Lerch, Schopenhauer und sein Schuhmacher, Juliheft 1932 der „Süddeutschen Monatshefte“, 721 ff.

Mit Heinrich Lerch

1852 — Frühjahr 1856.

Der Schusterjunge Heinrich Lerch mußte häufig das Schuhzeug für Schopenhauer und seine Haushälterin in das Haus Schöne Aussicht 17

bringen. Dabei wurde er, wie aus einem ergänzenden Bericht des Sohnes Hugo Lerch hervorgeht, gelegentlich persönlich angesprochen:

So wurde der fünfzehn- oder sechzehnjährige Junge auch einmal um die Abendzeit von dem gerade zum Ausgehen Gerüsteten gefragt, wann er denn eigentlich Feierabend habe. Leider konnte diese Frage nicht zur Befriedigung des Philosophen, ja überhaupt nicht mit der gewünschten Bestimmtheit beantwortet werden.

Quelle: Heinrich Hugo [Lerch], Der Hund eines deutschen Philosophen. Mensch und Hund, 8. Jg., H. 17 (18. September 1931), 259 f.

Mit Margarethe Schnepf

1852 bis Frühjahr 1856 — April oder Anfang Mai 1856.

Die eingehendsten und im ganzen wohl zuverlässigen Mitteilungen über das Verhältnis Schopenhauers zu seiner Haushälterin gibt der Bericht von Hugo Lerch, Schopenhauer und sein Schuhmacher, der allerdings nur die vier Jahre von 1852 bis (Frühjahr) 1856 umfaßt. Margarethe Schnepf kam häufig zu Meister Hieronymus, mit dessen Frau sie befreundet war.

[Sie] gab aber meistens vor, recht große Eile zu haben, weil ihr Herr so schlecht allein fertig zu werden vermöchte. Ihre längere Abwesenheit vom Hause sähe er überdies nicht gern, und vor allem könne er es nicht leiden, wenn sie einmal mit anderen Frauen spräche . . . Häufig klagte sie, daß sie bei Schopenhauer so wenig verdiene und daß sie sich manchmal recht kränklich fühle; aber davon dürfe sie ihrem Herrn nichts sagen, der so große Angst vor Ansteckung habe und bei jeder Unpäßlichkeit gleich an Pest und Cholera denke. Wenn sie Schopenhauer um mehr Lohn bäte, sagte sie des öfteren, dann werde sie von ihm immer mit dem Versprechen vertröstet, sie tunlichsterweise mit einem nennenswerten Legat zu bedenken, aber nur dann, wenn sie bei seinem Tode noch in seinen Diensten stünde. Er betonte dabei aber stets, sie solle sich ja nicht einbilden, daß er nun ihr zuliebe schon morgen oder übermorgen stirbe . . .¹⁶⁴

¹⁶⁴ Schopenhauer hat seiner Magd bereits im Testament vom 26. Juni 1852 eine Leibrente von 105 Thalern Pr. Cour. ausgesetzt; im Codicillus vom 4. Februar 1859 hat er diese Summe auf 315 Thaler Pr. Cour. erhöht.

Obwohl er ihr in seinem oft grundlosen Zorn häufig gar mächtig drohe und dabei auch gelegentlich nach einem Gegenstand greife, als wollte er damit nach ihr werfen, [sei er] hinterher doch wieder außerordentlich freundlich zu ihr, wie wenn es ihn reue, was er getan. In solcher Gemütsverfassung halte er auch mit allerlei hübschen Geschenken nicht zurück, wie er sich überhaupt bestrebe, sie bei passenden Gelegenheiten, etwa zum Geburtstage, zu Weihnachten, vor allem aber zu Ostern durch niedliche Gaben zu erfreuen . . .

[Über Unterhaltungen mit der Frau des Schusters:] Im Gespräch mit dieser Frau ließ Schopenhauers Haushälterin häufig durchblicken, daß ihr Herr mit der Art, wie sie sich zu Gott stelle, durchaus einverstanden sei; ja daß er sie in ihrem Glauben nach Möglichkeit noch bestärke. Freie Zeit für den sonntäglichen Gang in die Kirche würde ihr beispielsweise immer gern gewährt . . . Mein Vater erinnerte sich, daß die Haushälterin die Richtigkeit ihres Glaubens an den „Feldteufel“, der in den Gesprächen der Frauen eine Hauptrolle spielte, damit zu bekräftigen suchte, daß sie vorgab, ihr Herr habe ebenfalls gesagt, daß das Vorhandensein eines solchen Wesens durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre. Diese Wesen waren verkrüppelte oder idiotische Personen, die man damals einfach laufen ließ und die dann jahrelang im Lande umherirrten, sich von Feldfrüchten ernährten und nur zur Winterzeit nachts in entlegene Wohnhäuser kamen, um Nahrung und Kleidung zu stehlen.

Quelle: Hugo Lerch, Schopenhauer und sein Schuhmacher, Juliheft 1932 der „Süddeutschen Monatshefte“, 721 f.

In einer Ecke seines Zimmers thronte auf einer Marmorconsole die vergoldete Statuette Buddhas. Als er diese 1856 von Paris erhalten hatte und nach Entfernung des schwarzen Lacks, mit dem sie überzogen gewesen, in Gegenwart seiner strengkatholischen Dienerin, die sich in ihrer Stube ein mit gemachten Blumen reichgeschmücktes Altärchen errichtet hatte, sehr befriedigt betrachtete, bemerkte

diese mit dem, gemeinen Leuten eigenen plumpen Gelächter: „Der sitzt ja wie ein Schneider da!“ worauf sie Schopenhauer mit den Worten zurechtwies: „Sie grobe Person, so spricht sie von dem Siegreich-Vollendeten! habe ich jemals ihren Herrgott gelästert?“

Quelle: Gwinner, 2. Aufl., 547; 3. Aufl., 342.¹⁶⁵

Über Margarethe Schnepf (gest. 13. Juni 1869) hat Stadtrat Beck später erzählt: „Sie wußte sich sehr in die Launen und die Heftigkeit ihres Herrn zu schicken. «Er schreit mich manchmal fürchterlich an», sagte sie einmal, «aber er meint es nicht böse.» — Ein andermal äußerte sie: «Die Leute sagen immer, mein Herr wäre gottlos und er bete den heidnischen garstigen Götzen an, aber ich glaube es nicht: neulich, als ich seine Bücher abstäubte, fand ich ein Buch: Das Leben der Heiligen, er muß also doch gottesfürchtig sein.»“ (Grisebach, 323.)

Ähnlich Robert v. Hornstein (Memoiren, München 1907, 192) über einen Besuch bei Margarethe Schnepf in Sachsenhausen, nach dem Tode Schopenhauers: „Man merkte gleich, daß man bei einer guten Katholikin war. Schopenhauer hatte diese Eigenschaft sehr an ihr geschätzt. Dagegen war auch sie tolerant gegen ihren Herrn: «Mein Gott ist doch besser als der von meinem Herrn», sagte sie einmal zu mir, als wir dem Buddha gegenüberstanden, der in Schopenhauers Zimmer aufgestellt war.“

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg besitzt ein bisher unbekanntes Dienstzeugnis Schopenhauers für Margarethe Schnepf. Wir bringen es hier erstmals im Wortlaut:

„*Margaretha Schnepf* dient bei mir seit *April* 1849, zu meiner ausgezeichneten Zufriedenheit.

Frankfurt, d. 19. *Oct* 1858.

Dr. Schopenhauer.“

Vgl. auch Gespräche mit Adam v. Doß, S. 135, und Carl Bähr, S. 263.

Mit Dr. Kriegskotte

9. September 1853.

Vor 14 Tagen kam ein Dr. Kriegskotte, Lehrer an einer Realschule im Herzogthum Cleve-Berg, ein großer Mann,

¹⁶⁵ Schopenhauer teilt Frauenstädt am 7. April 1856 die Ankunft des Buddha mit, am 12. April zeigt er ihn Bähr, noch in unvergoldetem Zustand (vgl. S. 230 f.), am 11. Mai berichtet er Pfarrer Grimm, am 13. Mai Frauenstädt, daß der schwarze Überzug entfernt worden sei (und am 6. Juni, daß er „jetzt galvanisch vergoldet“ werde). Daraus ergibt sich die ungefähre Datierung des Gesprächs.

von gegen 40 Jahren, trat ein, sah mich an, daß mir Angst wurde, und schrie: ich will Sie sehn! ich muß Sie sehn! ich komme, Sie zu sehn! Zeigte großen Enthusiasmus. Meine Philosophie hätte ihm das Leben wiedergegeben. Scharmant! —

Schopenhauer an Frauenstädt, 23. September 1853.

Eine Erwähnung des Besuchs, mit der Datierung „vorgestern“ in Schopenhauers Brief an v. Doß vom 11. September 1853.

Mit Johann Eduard Erdmann

Ende April 1854.

„O, eine Farce! — Kommt vor etwan 14 Tagen der Erdmann aus Paris, will Abends gleich weiter von Mainz hier durch, verfehlt aber die Eisenbahn und muß hier übernachten. (*Sic narrat et forsitan mentitur.*) Fällt ihm, da er an's Einkehren denkt, ein *passus* Ihres Buchs ein (den ich und Kilzer sehr desapprobiren, der Dem aber vielleicht das Interessanteste im Buch ist), nämlich vom Englischen Hof u. s. w. Denkt er, „der sitzt vielleicht noch da.“ — Komm' ich zum Abendessen, erhebt sich ein Herr und stellt sich mir vor als „Prof. Erdmann aus Halle“. Sein Aeußeres ist nicht übel: er hat *tournure*. Aber ein ordentliches, zusammenhängendes Gespräch konnte ich nicht auf die Bahn bringen: denn bei jedem Wort fährt er in die Tangente ab, eine Geschichte zu erzählen, die gar nichts damit zu thun hat. Sitzt uns gegenüber ein *Quidam ignotus*, Cigarre im Maul und Bart unter demselben, horcht erst auf unser Gespräch und dann mischt er sich gar drein. Ich, nach unwandelbarer Taktik, antworte ihm keine Silbe. Aber der Erdmann geht darauf ein und der Diskurs zwischen den Beiden wird immer lebhafter, so daß man mich zu vergessen scheint. Ich benutze die Zeit, mein halbes Huhn zu verzehren und meinen Schoppen darauf zu gießen, und dann erhebe ich mich plötzlich, mich freuend die Ehre gehabt zu haben, den Herrn Professor kennen zu lernen u. s. w. — Er konnte seine Ueberraschung und Verlegenheit nicht ganz

verbergen, sondern bat um Erlaubniß „mich anreden zu dürfen, wenn wir uns wiederträfen“. — !!! — Ich trug ihm meinen Gruß an Sie auf, wenn er nach Berlin käme. Wir sind keine Stunde zusammen gewesen, und meistens habe ich derweilen gegessen. — So benutzt der seine Gelegenheit.“

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. Mai 1854.

Vgl. über Erdmanns Besuch auch Gespräche mit Bähr, S. 238.

Johann Eduard Erdmann (1805—1892), Anhänger der Hegelschen Rechten, hervorragender Lehrer und Redner, gest. als Professor der Philosophie in Halle. Schriften u. a.: Leib und Seele (1837, ² 1849), Grundriß der Psychologie (1840, ⁵ 1873), Psychol. Briefe (1851, ⁷ 1896), Ernste Spiele (1855, ⁴ 1890), Versuch einer wissensch. Darstellung der Gesch. der neueren Philosophie (drei Bde. 1834/53), Grundriß der Gesch. d. Phil. (zwei Bde. 1865—67, ⁴ 1895 f.). Im 3. Bd. des Versuchs einer wissensch. Darstellung ... (Die Entwicklung der deutschen Speculation seit Kant, 2. Teil, 1853) hat Erdmann ausführlich über Schopenhauer gehandelt; vgl. dessen Urteil im Brief an Frauenstädt vom 2. November 1853.

Mit Georg Fr. Ludwig W. Weissenborn

Juni 1854.

Von der von ihm [Lindner] als begeistert gemeldeten Magdeburger Garnison kam neulich zu mir Lieutenant v. S, ein Apostel, der mich so inne hat, wie Sie oder Doß, und bei jeder Gelegenheit eine Stelle aus meinen Schriften citirt: seit 3 Jahren liest er sie und gar nichts anders. Circa 20 Offiziere seiner Garnison wären von gleichem Eifer und hätten im Februar berathschlagt, ob sie mir nicht wollten eine gemeinsame Geburtstagsgratulation schicken: wäre aber unterblieben. *Voyez-ça!* — Ich hatte fallen lassen, daß ich im Englischen Hofe speise: am 2ten Tage drauf (seinem letzten hier) finde ich ihn daselbst, neben meinem Platz etablirt, mit noch einem sehr artigen Offizier seiner Garnison. Hatten großes *gaudium* über mich: daher ich bis 3³/₄ Uhr blieb und nun, froh meinen Kaffee und Schläfchen genießen zu werden, nach Hause eilte: aber o weh! schon unten im Hafen werde ich angeredet von einem leibhaftigen — Philosophieprofessor, der bereits 1¹/₂

Stunden in meiner Stube auf mich gewartet hatte, da er expreß aus Homburg, wo er badet, gekommen war, mich zu kontempliren: jetzt hatte er mich nach den Daguerrotypen erkannt, trotz meinem Hut. Also gieng er mit. Es war Professor Weißenborn aus Marburg, derselbe, der als Docent dem Erdmann die Zuhörer weggenommen hat. Uebrigens nicht viel an ihm: aber pries mich unbändig und versicherte, daß Alles jetzt voll sei von meiner Philosophie in mündlichen und schriftlichen Aeußerungen. *C'est charmant!*

Schopenhauer an Frauenstädt, 22. Juni 1854.

Einzelheiten über das Gespräch teilt Prof. Th. Volbehr in einem Feuilleton „Der Selbstmord des Skorpions. Eine Schopenhauer-Anekdote“ (in verschiedenen deutschen Zeitungen, dann, mit kritischer Würdigung von Hans Zint im XVII. Jahrb. 1930, 329 ff.) mit. Der Inhalt beruht auf Briefen Schopenhauers an Dorguth, die Volbehr nach einer Mitteilung an mich nach jahrelangen Bemühungen 1893 in Anwesenheit der Hinterbliebenen Dorguths einsehen durfte. Allerdings scheint er die Vorgeschichte des Gesprächs aus der Erinnerung unrichtig wiedergegeben zu haben. Nach Schopenhauers Brief an Frauenstädt kann das Zusammensein mit dem Naturforscher Allen Thomson nicht unmittelbar vor die Unterhaltung mit Weißenborn fallen. Prof. Volbehr konnte mir diesen Widerspruch nicht mehr aufklären.

[Schopenhauer bat] den Besuch, Platz zu nehmen, und wandte sich zur Tür, um nach dem Kaffee zu rufen. In dem Augenblick hub Professor Weißenborn an zu rühmen, wie jetzt ein Philosophieprofessor nach dem andern von dem hellen Licht der Philosophie Schopenhauers bezwungen werde; ihm selbst sei es ja nicht anders gegangen. Da blieb Schopenhauer stehen und knurrte den Sprecher an: „Ich wollte, Ihr wäret alle miteinander echte Skorpione!“

„Wie“, sagte Professor Weißenborn, „Skorpione? Wieso?“ . . .

„Ja, ja! Skorpione! Wissen Sie: ich hatte heute mittag interessanten Besuch, den englischen Naturforscher Allen Thomson¹⁶⁶, den, der auf Skorpione Jagd macht. Die lieben Tiere kennen Sie doch? Diese greulichen Gliederspinnen mit den zwickenden Kieferfühlern und dem Giftstachel am Ende

¹⁶⁶ Der schottische Anatom Allen Thomson (1809—1884); vgl. *Dictionary of National Biography* (London 1898), LVI, 233 f.

des Schwanzes: richtige Philosophieprofessoren! Von denen hat mir der Thomson erzählt, wie sie Selbstmord begehen.“

„Was?“ sagte Professor Weißenborn, „Selbstmord?“, und er versuchte zu lächeln.

„Jawohl, Selbstmord! Hören Sie nur! Ein dutzendmal hat der Thomson das Experiment gemacht: Er setzt einen Skorpion unter ein Wasserglas und läßt ihn drin, bis es dunkel geworden. Dann nimmt er eine brennende Kerze und hält sie dicht an das Glas. Sofort beginnt der Skorpion in seinem Glaskäfig herumzurasen, als wollte er vor dem Lichte fliehen. Da das aber ruhig weiterleuchtet, wird das Licht dem Skorpion augenscheinlich unerträglich. Er bleibt plötzlich stehen, streckt den Schwanz über seinen Rücken so weit nach vorn, bis der Giftstachel über dem Kopfe hängt, dann stößt er sich ihn wie einen Dolch in die Schädeldecke. Und in zwei Sekunden ist er tot. Sehen Sie, lieber Freund, die brennende Kerze, das ist meine Philosophie. Und die Skorpione, die wahrlich lange genug gezwickt haben, sollten nun auch den Mut haben, da sie dem Licht doch nicht entschlüpfen können, sich selbst auszulöschen.“

Professor Weißenborn lächelte etwas gezwungen, dann dankte er für das anregende Gespräch, verneigte sich und ging rasch zur Türe.

Georg Fr. Ludwig W. Weißenborn (1816—1874), studierte Theologie in Halle, Berlin, Rostock, promovierte 1841 in Philosophie zu Halle, wo er sich dann habilitierte. 1853 Professor in Marburg. Schriften: Vorlesungen über Schleiermachers Dialektik und Dogmatik (zwei Teile, 1847, 1849), Logik und Metaphysik (1850), Vorlesungen über Pantheismus und Theismus (1859). Vgl. A. D. B.

Mit Carl Ferdinand Wiesike

Sommer 1854 — August 1855 — Juli 1856.

Hat mich besucht Herr Wiesike, großer Gutsbesitzer bei Brandenburg, ist von Soden, wo er badete, 2 Mal, weil er mich nicht antraf, nach Frankfurt gekommen: sehr vernünftiger Mann.

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. September 1854.

Mein Bild [von Luntenschütz] ist fertig und verkauft. Wiesike hat sich zu rechter Zeit eingefunden¹⁶⁷ und hat es von der Staffelei weggekauft für 250 fl. — Das Unerhörteste aber ist, daß er mir und dem Maler sehr ernsthaft gesagt hat, er wolle für dieses Bild ein eigenes Haus bauen, darin es hängen soll!¹⁶⁸ — Das wäre dann die erste mir errichtete Kapelle. Recitativo: „Ja, ja! Sarastro herrschet hier.“

Schopenhauer an Frauenstädt, 17. August 1855.¹⁶⁹

Einen weiteren Besuch Wiesikes erwähnt Schopenhauer kurz in seinem Brief an Frauenstädt vom 30. Juli 1856.

Über Carl Ferdinand Wiesike (1798—1880) vgl. Schemann, 446 ff. Seinem Hinweis auf die biographischen Mitteilungen Theodor Fontanes in „Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg“, Berlin 1889, 139 ff., können wir den Hinweis auf die mehrfachen Erwähnungen Wiesikes im Briefwechsel Nietzsches hinzufügen. Vgl. Fr. Nietzsches Gesammelte Briefe, 1900, 1. Bd. (Briefwechsel mit Gersdorff) und 5. Bd. (Briefe an Mutter und Schwester).

Mit Dr. David Asher

August 1854.

Item [besuchte mich] *Dr. Asher* aus Leipzig, mit einem großen Manuskript, das ich lesen sollte, — gehorsamer

¹⁶⁷ Die Entstehungsgeschichte des Bildes ist aus den Briefen an Frauenstädt zu verfolgen: Am 29. Juni 1855 hat Schopenhauer zwölfmal je zwei Stunden gesessen, nach drei bis vier Sitzungen müsse das Bild stets vierzehn Tage trocknen; am 15. Juli teilt er mit, Luntenschütz verreise übermorgen für zehn bis zwölf Tage, er verlange noch vier Sitzungen. Auf Grund dieser Angaben, die sich mit Heblers Aufzeichnung decken, es seien im ganzen zwanzig Sitzungen zu je zwei Stunden nötig gewesen, müssen wir die Fertigstellung des Bildes und damit den Besuch Wiesikes schon in die erste Hälfte des August 1855 verlegen. Dazu stimmen auch die beiden, im übrigen nicht in Einklang miteinander zu setzenden Mitteilungen an Wiesike vom 3. September (das Bild sei 3 Wochen auf der Ausstellung gewesen) und an Frauenstädt vom 7. September (es sei seit 14 Tagen auf der Ausstellung).

¹⁶⁸ Wiesike hat das Bild in seinem neuen Haus Margarethenhof am Plauer See in seinem Bibliothekszimmer aufgehängt.

¹⁶⁹ Ähnlich noch im Brief an v. Doß vom 27. Februar 1856.

Diener! verlangte aber durchaus etwas Geschriebenes, daher ihm ein Billet von 2 Zeilen in den Gasthof gesandt habe.

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. September 1854.

Als ich eintrat, erhob sich der Philosoph vom Pulte, an welchem er gerade mit der Abfassung einer Vorrede zur neuen Auflage eines seiner Werke (ich glaube über „das Sehn und die Farben“)¹⁷⁰ beschäftigt war, und frug mich in ziemlich schroffem Tone nach meinem Begehren. Wenn sich das mir zu Ohr gekommene Gerücht von muthwilligen Späßen, die man sich gegen ihn erlaubt hatte, bestätigt; so war diese erste Begrüßung seinerseits allerdings sehr zu entschuldigen. Als ich ihm jedoch meinen Namen genannt, der ihm aus einem Briefe, den ich einige Zeit vorher an ihn gerichtet, bekannt war, verwandelte sich sein Wesen in ein freundliches, und endlich hatte ich auf dem Sopha neben ihm sitzend Gelegenheit, den Mann, dessen Geist so mächtig auf mich gewirkt, von Angesicht zu Angesicht zu betrachten. Seine Kleidung bestand aus einem gelbleinenen Morgenanzug, recht nach altväterischer Weise, auch fehlte die Dose in der Hand nicht. Er ist von mittlerer Statur, silberweißes Haar bedeckt sein Haupt, dessen größte Zierde die hohe freie Stirn ist. Da ich gerade an der Wand hinter uns das bekränzte Porträt des jugendlichen Goethe bemerkte, so leitete ich das Gespräch bald auf sein Verhältniß zu demselben. [Folgen die S. 17 ff. und 15 f. stehenden Berichte über Goethe und Wieland.]

Es kam nun die Rede zwischen uns auf seine damaligen Zeitgenossen, Jean Paul und Byron. Schopenhauer drückte sein Bedauern darüber aus, diese beiden Männer, besonders aber den ihm geistesverwandten englischen Dichter, dem er, mit mir übereinstimmend, eine sehr hohe Stelle einräumt, nie kennen gelernt zu haben.

Trotzdem Schopenhauer christliche Askese lehrt und

¹⁷⁰ Die kurze Vorrede der 2. Auflage der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ ist vom November 1854 datiert; Asher meint die 2. Auflage des „Willens in der Natur“, deren Vorrede „im August 1854“ geschrieben ist.

mir besonders, wie schon in seinem größern Werke, die „deutsche Theologie“, die soeben, von Susanna Winkworth ins Englische übersetzt, erschienen, dringend empfahl, so ließ er sich doch in sehr bitteren Ausdrücken gegen die puritanische Geistlichkeit Englands aus. Nicht minder ungünstig, wie auch in seinen Schriften, waren seine Aeußerungen über das Judenthum und dessen Quelle, das Alte Testament. Als ich das Wort für dasselbe nahm, konnte er nicht umhin, heftig zu werden. Er meinte, das Judenthum sei eine verweichlichende Lehre. Glücklich gelebt und selig gestorben, das sei seine Maxime. Von allen Helden des Alten Testaments konnte er sich nur mit Saul befreunden, er tadelte ihn nur, daß er nicht schärfer gegen Samuel verfahren sei. In zwei Punkten schien es mir, entweder als widerspreche er sich selbst, oder als hätte ich ihn in seinem Werke nicht recht verstanden, nämlich in Bezug auf den Selbstmord und die Unsterblichkeit. Er lobte nämlich an der Bibel, daß sie, wie er meint, den erstern nicht misbillige (er führte eben das Beispiel Saul's an), und rügte an ihr, daß sie nichts von der Unsterblichkeit lehre, während er doch in seinen Schriften einerseits den Selbstmord verwirft und andererseits das buddhaistische Nirvana, die denkende Ruhe, als Zielpunkt seiner ganzen Lehre aufstellt. Nach dieser letztern Auffassung wird allerdings eine Unsterblichkeit angenommen, aber freilich in einem ganz andern Sinne, als man im Allgemeinen darunter versteht. Auch über den eigentlichen Kern seiner Lehre, über die Bezeichnung des Dinges an sich als Wille, konnte ich keinen genügenden Aufschluß von ihm erlangen. Die Zeit drängte und ich berührte zu viele Punkte, als daß er sich über irgend einen hätte des Breitem auslassen können. Als ich ihm sagte, ich hätte anfangs beabsichtigt, ihn vor meiner Reise nach London zu besuchen, bedauerte er sehr, daß ich meinen Plan geändert, da er mir in dem Falle den Auftrag hätte geben können, zu ermitteln, wer der Verfasser des . . . in der Voß'schen Zeitung übersetzten Aufsatzes in der Westminster Review sei, um den Leumund zu stopfen, welcher gern die Welt glauben machen möchte, derselbe sei wie gewöhnlich

in Deutschland fabricirt worden.¹⁷¹ Auch darüber, daß man ihn beschuldigt, er hätte Schelling einen Unsinnsschmierer genannt, war er ungehalten. Sein Talent habe er nie verkannt.¹⁷²

Quelle: Dr. David Asher, Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer (Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, 1854 III 2, 27—30).

Im Brief an Becker vom 20. Januar 1856 ließ sich Schopenhauer über den „... Besuch bei A. S.“ aus.

David Asher (1818—1890), Lehrer und philosophischer Schriftsteller in Leipzig, ließ im folgenden Jahr sein „Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Herrn Dr. Arthur Schopenhauer“ (Leipzig 1855) erscheinen. Schopenhauer blieb bis zu seinem Tode in Briefwechsel mit ihm. (Zuerst veröffentlicht in Ashers Schrift „Arthur Schopenhauer, Neues von ihm und über ihn“, Berlin 1876.)

Mit Friedrich Emil Suchsland

August 1854 — 1857 — Sept. 1858 — Anf. Febr. 1860 —
Anf. und Mitte (?) März 1860.

Der Inhaber der J. C. Hermann'schen Buchhandlung und Verleger der 1. Auflage der „Ethik“ (1841), der 2. Auflage der Schrift vom zureichenden Grunde (1847) und der 2. Auflage des „Willens in der Natur“ (1854) hat zwar noch 1850 den Verlag der „Parerga“ aus Mangel an disponibeln Mitteln abgelehnt (vgl. Schopenhauers Briefe an Brockhaus vom 3. September 1850 und an Frauenstädt vom 16. September 1850), ist aber im Lauf der Jahre zum treuen Anhänger der Schopenhauerschen Philosophie geworden.

Suchsland bat mich wiederholt, aufs Dringendeste, es¹⁷³ ihm zu geben . . . präsentirt mir Suchsland einen Zettel, fremder Hand, mit: „*Arth. Schopenhauer majorem anni 1813 partem in hoc conclave degit. Laudaturque domus, longos quae prospicit agros.*“ — Sagte ich gleich: „Das hab

¹⁷¹ Diese Vermutung hatte Rosenkranz in einem Aufsatz „Zur Charakteristik Schopenhauers“, Deutsche Wochenschrift 1854, H. 22, ausgesprochen. Vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 22. Juni 1854. Über den Artikel der *Westminster Review* vgl. Gespräche mit Emden, S. 61, Dr. A. Mayer, S. 147 f., und Young, S. 183.

¹⁷² Vgl. Gespräche mit Hebler, S. 196, und Gwinner, S. 383.

¹⁷³ Die 2. Auflage der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“, die noch im gleichen Jahre bei J. Fr. Hartknoch in Leipzig herauskam.

ich 1813 im Gasthof zum Ritter in Rudolstadt, in einer Stube 2 Treppen hoch, in die Fensterscheibe geschrieben.“ Richtig; und da haben sie's aufgestakert und copirt und hergesandt, — als heilige Reliquie.¹⁷⁴

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. September 1854.

Suchsland interessiert sich für alles, was mit Schopenhauer irgendwie zusammenhängt: ob es sich um einen Aufsatz Frauenstädt's über Feuerbach handelt (vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 23. Januar 1854) oder um den unbekanntenen Verfasser eines Aufsatzes über Schopenhauer (vgl. Brief an Grimm vom 22. Oktober 1855); er will einen Münchner Kupferstecher beauftragen, ein Schopenhauer-Bildnis als Pendant zu dem Kupferstich Kants von Barth zu stechen (vgl. Brief an van Eeden, 4. März 1857); er nimmt an einer Vorlesung Kuno Fischers in Jena teil, in der dieser Schopenhauers „Lob in den stärksten Ausdrücken verkündete“ (Brief an v. Doß, 19. März 1857).

Schließlich wird Suchsland noch verschiedentlich bei den brieflichen Verhandlungen Schopenhauers mit Brockhaus über eine Gesamtausgabe seiner Werke erwähnt:

Zuvörderst also erzähle ich Ihnen, daß vor einem Jahr Hr: *Suchsland* (Herrmannsche Bchhdlg) mir den Antrag machte, meine sämmtl Werke herauszugeben. Ich erwiderte sogleich, daß dies ja mit den Rechten der andern Verleger nicht bestehn könne. Worauf er mit der größten Bestimmtheit u. Zuversicht antwortete: „Sehr wohl! Eine Gesamtauflage, die aber ganz vollständig seyn muß, können die Verleger der einzelnen Werke nicht anfechten.“ — Ich wollte dies nicht glauben u. sagte zuletzt: „was würden Sie dazu sagen, wenn jetzt Brockhaus meine sämmtl Werke erscheinen ließe?“ — Antwort: „ich müßte es mir gefallen lassen.“ — Theils glaubte ich es doch nicht recht, theils schien mir die ganze Herausgabe damals unangemeßen: ich schlug es also aus. —

Schopenhauer an Brockhaus, 22. September 1858.

Kürzlich sagte mir *Suchsland*, er habe einige Lust, den Rest der Ethik zusammenzuschlagen, um eine 2^{te} Aufl zu machen. — „Letzten Winter hat er an *Hayn* geschrieben,

¹⁷⁴ Ein kurzer Bericht darüber auch im Brief an Becker vom 27. August 1854 und im Gespräch mit Hebler, S. 193.

er wünsche zu wissen, wie viel Exemplare von *Parerga* (auf die er einen ganz krankhaften Appetit hat) noch dawären, u. ob *H.* sie ihm abstehn wolle.“ — Die Antwort hat er mir gezeigt: *H.* lehnt das Abstehn ab, u. antwortet gar nicht auf die Zahl der Ex. —

Schopenhauer an Brockhaus, 22. September 1858.

. . . daß vor einigen Tagen Hr: *Suchsland* gekommen ist, mir eine 2te Aufl meiner „Grundprobleme der Ethik“ anzutragen, da er nur noch ganz wenige Exemplare übrig hat. — Ich habe für's Erste dadurch Zeit gewonnen, daß er, ehe wir weiter reden, eine andre Verpflichtung erfüllen soll.

Schopenhauer an Brockhaus, 6. Februar 1860.

Hr: *Suchsland* war neulich wieder bei mir, wegen der 2ten Aufl der Ethik, welche, wie ich sehe, ihm sehr angelegen ist. Er sagte mir, daß er noch 32 Exemplare davon habe. Als ich ihm den bewußten insidiosen Paragraphen seines Kontrakts, mit den 200 f —, vorrückte¹⁷⁵, erbot er sich, ihn zu annulliren, welches sogleich geschah . . . Und was den § wegen der 2ten Aufl der *Parerga* in meinem Kontrakt mit *Haine*¹⁷⁶ betrifft, so sagte mir *Suchsland*, daß derselbe ganz unbedenklich wäre u. mir volle Befugniß über die 2te Aufl ließe.

Schopenhauer an Brockhaus, 19. März 1860.

Hrn *Suchsland* habe ich, als er zuletzt dawar, eröffnet, daß Sie das Projekt einer General-Aufl hätten, doch wäre es noch nicht beschloßen. Worauf er bloß sagte, daß, wenn dies nicht zu Stande käme, ich ihm die Ethik laßen möchte; worauf ich erwiderte, daß ich noch nichts versprechen

¹⁷⁵ Dieser Paragraph schrieb vor, daß der Verfasser der Hermannschen Buchhandlung 200 f. Schadenersatz leisten müsse, falls er vor dem vollständigen Verkauf der ersten eine zweite Auflage der Schrift erscheinen lasse. Nach Streichung dieses Paragraphen konnte Schopenhauer mit Brockhaus den Vertrag für die zweite Auflage abschließen.

¹⁷⁶ A. W. Hayn, der oben genannte Verleger der *Parerga*.

könnte. Er versprach, mir nach der Ostermeße 100 f zu bezahlen, welche er, meiner Meinung nach, schon vor einigen Jahren hätte bezahlen sollen.

Schopenhauer an Brockhaus, 28. März 1860.

Dieses Versprechen hat Suchsland nicht gehalten, Schopenhauer berichtet in seinem Brief vom 5. Juli 1860 an Brockhaus, er sei „seit *circa* 3 Monat“ nicht mehr gekommen.

Nach Mitteilung von Herrn Rechtsanwalt Rudolf Suchsland, Halle, mußte F. E. Suchsland infolge der Kriege 1864 und 1866 sein Verlagsunternehmen liquidieren. Bei der Liquidation sind die auf Schopenhauer bezüglichen Dokumente offenbar zum Altpapierhändler gewandert.

Mit B. und M. Trier

Ca. 1854 — Juli 1860.

1854 oder 1855 erschien Schopenhauer im Comptoir am Türkenschuß, fragte nach dem Chef, und teilte ihm mit: er komme hierher auf Empfehlung des gemeinsamen Freundes Dr. Emden, und wolle Auftrag geben, für einen ganz bestimmten Betrag, der keinesfalls im geringsten überschritten werden dürfe, ein gewisses Papier zu kaufen, das er nannte. Er wünsche, daß ihm die fälligen Zinsen regelmäßig überbracht würden, und zwar gegen Mittag, bevor er das Haus verlasse, aber nicht durch einen Commis (er sprach das Wort im Frankfurter Dialekt: Cómmiss), mit dem er nichts zu tun haben wolle, sondern durch den jüngeren Bruder des Chefs; Dr. Emden habe ihn versichert, daß das geschehen könne. — Mein Großvater sagte selbstverständlich sofort zu und ließ seinen Bruder rufen, mit dem Schopenhauer verabredete: pünktliches Kommen; beim Eintritt ins Zimmer, sofern er selbst beschäftigt sei, stehen bleiben und warten, bis er ihn anspreche; nur auf gestellte Fragen kurz antworten; jedesmal ein bis auf die Unterschrift fertig vorbereitetes Quittungsformular mitbringen. Mit wahrer Ehrfurcht, aber auch nicht ohne einige Aengstlichkeit, betrat mein Großonkel beim ersten Besuche das Arbeitszimmer, doch lief alles gut ab; auch die nächsten Male hielt er sich streng an die Vorschrift, wodurch er sich

die Zufriedenheit Schopenhauers erwarb, der ihn späterhin, bei seinem Eintritt aufblickend, durch eine Handbewegung anwies, sich inzwischen die an den Wänden hängenden Bilder zu besehen, von denen einige Hunde darstellten. Stets war Schopenhauer sehr höflich, bei der Begrüßung und beim Abschiede fast förmlich. Regelmäßig fragte er, ob das Papier gestiegen oder gefallen sei, und ob es immer noch für gleich gut gelte; im übrigen erkundigte er sich gelegentlich nach den (damals noch spärlichen) neuesten politischen Drahtberichten, und einmal machte er bei diesem Anlasse auch eine äußerst abfällige Bemerkung über Kaiser Napoleon III., an deren genauen Wortlaut sich mein Großonkel leider nicht mehr erinnerte. — Von Schopenhauers berüchtigtem Mißtrauen zeigte sich bei diesen Anlässen gar nichts; in den ersten paar Fällen zählte er das Geld nach, später fragte er nur „Stimmt alles?“ und ließ es dann ohne weiteres auf einen Tisch niederlegen; „an einem Tage ersuchte er auch um Besorgung zweier dringender Postsachen, und hieß mich das nötige Geld gleich dem soeben mitgebrachten wieder entnehmen, ohne daß er sich erhob oder auch nur umsaß“. Der letzte Besuch fand wenige Monate vor seinem Tode statt, anfangs Juli, und er schien ganz unverändert und bei bester Gesundheit.

Quelle: Edmund O. v. Lippmanns Niederschrift der wiederholten Erzählungen seines Großonkels mütterlicherseits, M. Trier, veröffentlicht im X. Jahrb. 1921, 120 f. Wie mir Herr Prof. v. Lippmann (Halle a. S.) mitteilt, hieß das Bankhaus J. N. Trier. Inhaber war B. Trier (gest. 1861), sein jüngster Bruder M. Trier (gest. 1903) Teilhaber.

Mit einem Bankbeamten

Etwa 1854 — 1860.

... Die dem Denker regelmäßig aus Preußen zugehenden Geldsendungen bestanden fast stets aus preußischen Talerscheinen, die er dann an der Kasse unserer seiner Wohnung nahegelegenen Wechselstube verwertete, um dafür verzinsliche preußische Staatsfonds anzukaufen. Während bei diesen nun der Taler zum festen Verhältnis von 60 Talern

gleich 105 süddeutschen Gulden umgerechnet wurde, schwankte der Talerschein als „ausländische“ Banknote beständig im Kurse und stand bald unter, bald über 105. Bei einem der ersten Geschäfte, das Schopenhauer mit dem Wechselgeschäfte machte, konnten ihm zufällig für seine Talerscheine 105 $\frac{1}{4}$ vergütet werden. Als man ihn aber auf diesen günstigen Kurs aufmerksam machte, geriet er fast in Zorn und rief:

„Die Banknoten sind Taler des Königs von Preußen und die Staatsfonds nicht minder, Taler ist Taler, ich will daher keine Vergünstigung bei der Berechnung, noch werde ich mir je einen Abzug gefallen lassen!“

Der geschäftskluge Weltweise, der, wie man weiß, in Geldsachen sehr gut unterrichtet war und sein Vermögen vorzüglich zu verwalten wußte, hatte nämlich schon längst bemerkt, daß die preußischen Talerscheine meist unter und nur höchst selten über dem Kurse von 105 notiert wurden. Das Wechselhaus ging bereitwillig auf seinen Wunsch ein und erholte sich wahrscheinlich am Kurse der Staatsfonds von dem, was es an den Talerscheinen verlor.

Schopenhauer war ein treuer Kunde des Hauses, hauptsächlich weil man ihm, wie er's gern hatte, die Wertpapiere ins Haus schickte. Auf diese Weise erlangte ich, der ich sie ihm mehrfach überbrachte, Eintritt in seine Wohnung, von der ich übrigens nur ein Zimmer zu sehen bekam. Als ich das erstemal in dieses Zimmer trat, musterte er mich mit großer Aufmerksamkeit und sagte dann: „Schade, daß Sie keine blauen Augen haben, blaue Augen sind sehr schön! Wenn Sie blaue Augen gehabt hätten, würde ich Sie in meinem Testament mit einem Legat bedacht haben.“ Dann hieß er mich warten und ging ins Nebenzimmer, wo er den Gegenwert der überbrachten Staatseffekten holte . . .

Nachdem ich meine Lehrzeit in dem Bank- und Wechselhause beendet hatte, sah ich Schopenhauer selten oder fast gar nicht, aber in der Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts traf ich ihn wieder öfters, als ich einen älteren, kränklichen Verwandten des Abends aus der Lese-gesellschaft am Roßmarkt abholte. Da Scho-

penhauer um dieselbe Zeit die Leseräume verließ, so kam er einmal gerade hinzu, als mein Verwandter einem armen Teufel in einer zerrissenen Arbeitsbluse eine milde Gabe reichte.

„Wie können Sie nur“, rief der entrüstete Philosoph, „einem solchen Blusenmann ein Geldgeschenk machen! Der hat vielleicht vor einigen Jahren auf den B a r r i k a d e n gestanden und auf die deutschen Truppen geschossen. Das ist schlecht angewandte Mildtätigkeit!“

Auf unserem Weg aus der Lesegesellschaft am Roßmarkt über die Zeil schloß sich uns auch einmal der Privatier Daems an, der, als er 1856 im 82. Lebensjahre starb, seine schöne Gemäldesammlung in uneigennützigster Weise seiner Vaterstadt zum Geschenke machte. Dieser wohnte in einem der Liliputhäuschen gegenüber der Liebfrauenstraße auf der Zeil, wo sich seit wenigen Jahren ein stolzer Neubau erhebt, und als wir an sein Häuschen kamen, sahen wir es von einem dichten Baugerüst umgeben.

„Wie kommt es, Herr Daems“, fragte mein Verwandter, „daß Sie jetzt, da Sie bereits 80 Jahre alt sind, zu bauen anfangen?“

„Eben weil ich so alt bin, muß ich bauen“, antwortete Daems mit klagender Stimme; „ein mir befreundeter Maurermeister hat mich nämlich aufmerksam gemacht, daß, da meine Haustüre und mein Treppenhaus zu eng sind, dereinst mein S a r g nur durch das F e n s t e r heruntergelassen werden könnte. Weil ich nun nach meinem Tode nicht das Gespött der ganzen Stadt werden möchte, wenn ich auf diesem ungewöhnlichen Weg meinen letzten Gang antreten müßte, habe ich mich, wie Sie sehen, zu diesem kostspieligen Umbau entschlossen.“

Wie lächerlich müssen Schopenhauer die armeligen Sorgen des alten Frankfurters erschienen sein, aber er ließ sich nichts davon merken, und seine Gesichtszüge blieben unbeweglich, während wir unsere aufsteigende Lachlust kaum unterdrücken konnten.

Quelle: „Frankfurter Zeitung“ Nr. 148, 2. Morgenbl., 29. Mai 1904.

Die Mitteilungen sind U. gezeichnet. Der Verfasser ist nach Angabe von Herrn Dr. Carl Gebhardt ein literarisch interessierter Bankmann namens Michael Ullmann gewesen, dagegen läßt sich der Name des Bankangestellten, dessen Mitteilungen er wiedergibt, nicht mehr feststellen; vermutlich war es ein Angestellter der Bankhäuser Goll oder Goldschmidt, mit denen Schopenhauer in Beziehungen stand.

Mit Jules Luntenschütz

Winter 1854/55 — 1859.

... in Oel gemalt werde ich schon jetzt, von einem sehr vorzüglichen Maler, dessen lebensgroße Venus und Cupido in der Pariser Ausstellung . . . aufgenommen ist. Er ist ein Franzose, heißt aber Luntenschütz! Er hat schon im Winter (wohl absichtlich) sich zu mir an der Table d'hôte gesetzt und ist sehr oft dahin gekommen, so daß er mich oft im lebhaften Reden gesehn hat, weil ich allmällig, da er ein guter Kerl ist, mit ihm vertraut wurde und loslegte: dadurch kennt er meine wahre Physiognomie genau. Er kennt meine *gloria* bloß aus den Stadtgesprächen: aber er malt mich auf eigene Rechnung, obwohl er sehr theuer ist: ich fragte im Winter ein Mal, was er für ein Portraitt nähme, etwa 20 Louisdor? — *Plus que cela* war die Antwort. Es wird ebbes Rores werden: habe schon 2 Mal gegessen, gegen 2 Stunden, Vormittags . . . Er sagt, eine Gesellschaft junger Maler, von einem Heidelberger Studenten inficirt, hält Abends Vorträge und Disputationen über meine Philosophie, und gewisse Damen machen sich ihrerseits auch viel damit zu schaffen.

Schopenhauer an Frauenstädt, 2. Mai 1855.

Die Arbeit an diesem und den folgenden Bildern hat Schopenhauer häufig mit dem Maler zusammengeführt. Vgl. seine Äußerungen über das 1. Bild: in Briefen an Frauenstädt (29. Juni, 15. Juli und 17. August 1855), an Wiesike (3. September 1855), weiterhin an Frauenstädt (7. September und 23. Dezember 1855), an Becker (20. Januar 1856), an v. Doß (27. Februar 1856); über die „Repetition“ (begonnen 15. Oktober 1855): an Frauenstädt (16. Oktober 1855), an Becker (20. Januar 1856), an v. Doß (27. Februar 1856), an Frauenstädt (6. und 28. Juni und 14. August 1856), an Carl Bähr (1. März 1857), an Asher (16. März 1857 und

24. Juni 1858: Mitteilung der Fertigstellung); über das 3. und 4. Bild: an v. Doß (1. März 1859), an Carl Bähr (29. Februar und 1. Mai 1859). Diese Mitteilungen werden durch zahlreiche mündliche Äußerungen ergänzt: zu Carl Hebler (S. 190 f.), zu Carl Bähr (S. 233 f., 245 f.) und zu C. G. Beck (S. 295).

Schopenhauer holt auch Lunteschützens Meinung über die Photographien ein, die von ihm gemacht werden; vgl. Brief an Frauenstädt vom 13. März 1856 (über die Lithographie nach dem Gemälde Lunteschützens); an Asher vom 25. Februar 1858, an v. Doß vom 14. März 1858 und an Asher vom 13. April 1858 (über die Photographie von Mylius); an G. Brecht vom 8. Februar und 11. November 1859 (über den Photographen Schäfer).

Als ich ihn letzten Sonntag, an seinem Geburtstag, sah, sprach er viel von Ihrem Werk über seine Philosophie, er ist davon ganz begeistert. Vorgestern hat er mir erzählt, daß er über der zweiten Lektüre sei und sich vorgenommen habe, Ihnen eingehend darüber zu schreiben.

Lunteschütz an Carl Bähr, 27. Februar 1857.^{176a}

Schließlich tritt Lunteschütz, unter ständiger Anteilnahme Schopenhauers, als Parerga-Übersetzer auf:

„Lunteschütz hat in Paris schon vorläufige Abrede mit einem Buchhändler genommen über seine Uebersetzung der Parerga; hat mir auch seinen Collaborator präsentirt.“

Schopenhauer an Frauenstädt, 16. Oktober 1855.

„Was Sie sagen über Lunteschützens Uebersetzung ist wohl richtig: aber man hat nicht zu wählen, und andererseits sind Franzosen, die, wie dieser, sehr gut deutsch können, höchst selten, und ist er ein ganz gescheuter und sehr guter Kerl: jetzt wird er, wenn er das zweite Bild anbringt, 500 fl. auf meinen Leib verdient haben, und sodann exploitirt er meine Seele. Ich lasse gewähren: gegen grobe Schnitzer garantirt mich die letzte Revision. Er hat vom Mit-Uebersetzer, der eben in Schlesien ist, einen Brief, wonach dieser dort schon fleißig übersetzt, und wollen sie zum Frühjahr fertig werden. Man muß aber nicht vergessen, daß Franzosen stets Franzosen bleiben, d. h. faul, leichtsinnig, windbeutlich: also ist auf nichts mit Sicherheit zu rechnen.“

Schopenhauer an Frauenstädt, 3. November 1855.

„Von der Parerga-Uebersetzung höre ich nichts; obwohl Lunteschütz behauptet, sein Mitarbeiter Monton übersetze sie auf Reisen! —“

Schopenhauer an Frauenstädt, 21. März 1856.

^{176a} Unveröffentlichter Brief, im Besitz von Herrn Dr. Mockrauer, Dresden (Original französisch).

Am 12. April 1856 sagt Schopenhauer auch Carl Bähr (s. S. 234), das Unternehmen komme nicht recht vorwärts. Von da an ist von der Parerga-Übersetzung nicht mehr die Rede. Ebensovienig hat Lunteschütz später sein Versprechen gehalten, an einer von Carl Bähr und Professor Maillard in Angriff genommenen Übersetzung der Preisschrift „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens“ mitzuwirken:

„Herr Lunteschütz scheint uns im Stiche lassen zu wollen.“

Carl Bähr an Schopenhauer, 21. Februar 1859.

„Lunteschütz ist, wie gewöhnlich, *nonchalant* gewesen, wird Ihnen jedoch sein Stück Uebersetzung jetzt geschickt haben: mir hat er es nicht zeigen wollen. Es ist nur so aus dem Groben, sagt er.“

Schopenhauer an Carl Bähr, 26. Februar 1859.

„Wie mag es um die Uebersetzung meiner Abhdlg v. d. Freiheit stehn? *Luntenschütz* behauptet noch immer daran zu arbeiten: aber ich glaube ihm wenig.“

Schopenhauer an Carl Bähr, 1. Mai 1859.

Carl Bähr und Maillard übersetzten also auch die ursprünglich Lunteschütz zugewiesenen Teile, und als Maillard Anfang Juli 1859 Schopenhauer aufsuchte, war die Übersetzung „zum größten Theil ... druckfertig“ (Carl Bähr an Schopenhauer, 30. Juni 1859). Sie ist allerdings nie erschienen (vgl. Carl Bährs Briefe vom 28. November 1859 und 21. Februar 1860).

Über Jules (eigentlich Isaac) Lunteschütz (1822—1893), geb. in Besançon, 1838—1845 an der *Ecole royale des Beaux-Arts* in Paris, seit 1845 in Frankfurt, vgl. Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1909, 89 (wo auch weitere Literaturangaben). Lunteschütz ist außer als Porträtmaler auch als Schriftsteller hervorgetreten, mit einer Abhandlung über Ph. Veit für das *Journal de Francfort* und mit einer französischen Übertragung von Passavants Werk über Raffael.

Mit Dr. Franz Bizonfy

Juni 1855.

Am 30. Dezember 1854 schickt Schopenhauer „2 kuriöse Huldigungsschreiben“ an Frauenstädt. Das eine davon war ein Schreiben des nach dem ungarischen Freiheitskampf von 1848 in die Schweiz geflüchteten Franz Bizonfy vom 4. Dezember 1854, das die Einladung zu einer Reise nach Zürich enthielt. Da Schopenhauer ablehnte, wagte Bizonfy seinerseits im folgenden Sommer die Reise nach Frankfurt:

Hier gewesen ist Bizonfy¹⁷⁷, hat, unter falschem Namen sich hier einen Tag versteckt gehalten, um im wohlver-

¹⁷⁷ Statt des Namens geben Frauenstädt und nach ihm Grisebach nur den Anfangsbuchstaben B.....

schlossenen Wagen, mit Zagen, mich zu besuchen. Ein schöner, sehr großer junger Mann; scheint wirklich Kenntnisse zu haben, in orientalischen Sprachen; sagt, er wolle in Zürich meine Philosophie dociren: — ist vielleicht Wind. Beim Abschied — küßte er mir die Hand! worüber ich vor Schreck laut aufschrie.

Schopenhauer an Frauenstädt, 29. Juni 1855.

Über Franz Bizonfy (1828—1912) gibt Marcel Herwegh in „Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut“, Stuttgart 1906, 225, Auskunft: „Herwegh lebte nun [d. i. nach 1848] jahrelang fern vom öffentlichen Leben und gab sich ganz den philosophischen und sprachlichen Studien hin. Mit Dr. Bizonfy studirte er in Zürich unter Professor Schweizers Leitung Sanskrit und die altarischen Sprachen ...“

Biographische Notizen gibt jetzt André Csatkai in einem Aufsatz „Franz Bizonfy, ein Eisenstädter Gelehrter“, Mitteilungen des Burgenländischen Heimatschutzvereines, II, 3 (Juli-September 1928), ferner in einer Veröffentlichung „Aus dem Briefwechsel Franz Bizonfys“, Deutsch-ungarische Heimatsblätter, III, 3 und 4 (Budapest 1931). Bizonfy leitete in Eisenstadt „eine Art freie Schule“, in der er die Philosophie Schopenhauers vertrat.

Mit Eduard Young

Juni 1855.

Auch ist hier gewesen ein Amerikanischer künftiger Docent der Universität Oxford¹⁷⁸ bei Boston, Namens Young, mit Grüßen von Erdmann. Young ist ein intelligenter, wohlgezogener Yankee, mit dem ich 2^{1/2} Stunden Englisch geredet und Englisch in's Stammbuch geschrieben: wundert sich, wie sehr Englisch ich sei.

Schopenhauer an Frauenstädt, 29. Juni 1855.

Auf die Persönlichkeit dieses Besuchers (der in den amerikanischen Nachschlagewerken wie *Appleton's Cyclopedia of American Biography* nicht aufgeführt ist) fällt durch einen Brief Alexander v. Humboldts an Frh. v. Bunsen (seit 1854 in Heidelberg) vom 3. Juni 1855 einiges Licht:

„Die beschleunigte Abreise des Herrn Eduard Young, eines Nordamerikaners von ausgezeichnetem Talente und (was das Wunderbarste ist!), drei Jahre lang in Göttingen und Halle ausschließlich mit deut-

¹⁷⁸ Wohl Schreibfehler für Cambridge. Die (kleine) Universität Oxford, gegr. 1848, liegt im Staate Mississippi, südöstlich von Memphis.

scher Philosophie und Geschichtsquellen beschäftigt, zwingt mich, hochverehrter Freund, nur in sehr wenigen Zeilen Ihnen ein Zeichen des Lebens, d. h. der Liebe und tiefer Achtung zu geben . . . Ich werde leicht von Ihnen erlangen, daß Sie Herrn Young freundlichst empfangen. Er hat Prof. Erdmann's (in Halle) Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant ins Engl. übersetzt, die Uebersetzung wird zugleich in London und New York gedruckt. Verbreitung philosophischer Studien im Neuen Continent, wo Liebe zum Industriellen und Nützlichen alles höhere Geschichts- und Sprach- und Racen-Studium zurückhält, wäre allerdings sehr zu wünschen. Da in diesen Theilen des philosophischen Gebiets kein Name, soweit die englische Weltsprache verbreitet ist, höher steht als der Ihrige, so wäre das Glück des Buchs gemacht, wenn Sie, verehrteste Excellenz, sich entschließen könnten, dem mir abgeforderten Zeugniß einige Worte zuzufügen . . ." (Briefe von Alexander v. Humboldt an Christian C. Josias v. Bunsen, Leipzig 1869, 193 f.)

Nach seinem Besuch stand Young mit Schopenhauer noch in Briefwechsel. Im März 1856 kann er Schopenhauer den Verfasser der beiden Artikel in der *Westminster Review* mitteilen: den Engländer John Oxenford (vgl. Schopenhauer an Frauenstädt, 21. März 1856).

Mit Eduard Crüger

Sommer 1855 — Juli 1856.

Zu dem engeren Bekanntenkreis Schopenhauers, der sich um die Mitte der fünfziger Jahre an der Tafel im Englischen Hof zu versammeln pflegte, gehörte außer dem späteren Testamentsvollstrecker Wilhelm v. Gwinner und dem Maler Jules Luntenschütz eine Zeitlang auch der Königlich Preußische Geheime Oberregierungsrat Eduard Crüger. Die Beziehungen fanden im Juli 1856 mit der Versetzung Crügers nach Merseburg ihren Abschluß. Vor seiner Abreise hatte Crüger noch den Maler Julius Hamel beauftragt, ein Ölbild Schopenhauers in halber Lebensgröße für ihn zu malen (vgl. S. 267). Es wurde trotz der scharfen Kritik Schopenhauers („ich sehe darauf aus wie ein Dorfschulze“) vollendet, „weil der Besteller es vortrefflich findet“ (Schopenhauer an Frauenstädt, 11. Juli 1856), aber von Crüger schließlich doch nicht abgenommen. In den folgenden Jahren wurden noch einige Briefe gewechselt, die Schemann a. a. O., 363 ff., zuerst veröffentlicht hat. In einem dieser Briefe gedenkt er seiner Gespräche mit Schopenhauer folgendermaßen:

Ich denke oft und viel und so gern an die geistreichen Stunden zurück, über welche ich an Ihrer Seite der leiblichen Pflege so oft vergaß, und Sie zuweilen im Gespräch so engagirte, daß Sie einzelne Gerichte, obwohl nie ohne besondere Rüge und gerechten Unwillen, passiren ließen.

Es sehnt mich ordentlich darnach mich wieder an Ihre Seite zu nesteln und Ihren Günstling Luntenschütz — zum Poltron zu machen.

Crüger an Schopenhauer, 13. September 1857.

Einen ausführlichen Bericht über seine Beziehungen zu Schopenhauer hat Crüger erst nach mehr als einem Menschenalter in einem Brief an Ludwig Schemann gegeben:

Ich wurde in *Frankfurt a. M.*, wo ich beiläufig von Okt. 1851 bis Juli 1856 als preußisches Mitglied der dem Bundestage unterstellten Finanz-Abteilung funktionierte, an der *Table d'hôte*, und zwar an der 1 Uhr Tafel, mit *Schopenhauer* bekannt, wo wir beide zu Mittag speisten. Hier war ich etwa ein Jahr lang bis zu meinem Abgang von *Frankfurt* Anfangs Juli 1856 *Schopenhauers* nächster Tischnachbar zu seiner linken Seite; und unsere Conversation miteinander wurde nach und nach eine so intime, daß wir zuweilen bis gegen 4 Uhr noch nebeneinander saßen, wenn die Tische um uns längst abgeräumt waren. Aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen machte er mir oft die vertraulichsten Mitteilungen, die ich leider aufzuzeichnen verabsäumte, und von meinem schwachen Gedächtnis nur noch lückenhaft aufbewahrt werden.¹⁷⁹ Während meines Verkehrs mit *Schopenhauer* verlor ich meine erste Gattin durch den Tod und lernte meine zweite Gattin kennen, deren er in seinen beiden Briefen an mich gedenkt. Als ich im April 1856 eine Reise

¹⁷⁹ Nach mündlicher Mitteilung Crügers (Merseburg, Juni 1889) hat Schemann ein bisher unbekanntes Faktum aus Schopenhauers Leben aufgezeichnet: „nämlich daß Schopenhauer in Florenz mit einer Dame aus vornehmem Stande verlobt gewesen ist, die Verlobung aber aufgelöst hat, als er vernahm, daß jene lungenkrank sei“. Vgl. hierzu die Mitteilungen, die Schopenhauer seinem Tischgenossen Georg Römer gemacht hat (S. 59). Die Ortsangaben Römers und Crügers beruhen übrigens wohl auf Erinnerungsfehlern. Es wird sich um die in Venedig spielende Beziehung handeln, über die Adele in ihrem Brief vom [25.?] Mai 1819 an ihren Bruder schreibt: „Deine Geschichte daselbst fängt an mich zu interessiren, möge sie glücklich enden — die Geliebte ist reich, ist von Stande gar, und doch meinst Du, sie werde Dir folgen wollen? ...“ (D XIV, 257).

nach *Paris* unternahm, ertheilte er mir den Auftrag, ihm von dort, wenn möglich, eine echte Buddha-Statue mitzubringen. Er gab mir auf einem Zettel eine genaue Beschreibung mit, wie eine solche aussehen müsse, um für echt zu gelten. Es gelang mir dann auch, mit Hilfe zweier junger in Paris lebender deutscher Maler, eine solche Statue bei einem Antiquar am Quai Voltaire ausfindig zu machen, und nach langem Feilschen für 30 *francs* — den von Schopenhauer ausgesetzten Preis, welchen ich „nicht überschreiten dürfe“, zu erstehen. Diese Statue stellte, soviel ich mich noch erinnere, eine fast nackte männliche Figur in sitzender Stellung mit übereinandergeschlagenen Beinen und in den Schooß gelegten offenen Händen dar. Nach meiner Rückkehr nach *Frankfurt* eröffnete mir *Sch.* beim ersten Mittagsessen, daß er meine von Paris ihm gesandte Kiste zwar mit Zittern und Zagen geöffnet, aber alsdann zu seiner freudigsten Ueberschung die darin befindliche Statue völlig seinen Wünschen entsprechend gefunden habe. Ja, noch viel mehr! Nachdem er die schwarze Farbe, mit welcher sie angestrichen war, durch chemische Reagentien habe entfernen lassen, habe sich darunter die schönste Bronze ergeben, sodaß Sachverständige, welchen er die Statue gezeigt, dieselbe zu einem Werth bis zu 800 *francs* geschätzt hätten. Er lasse sie nun vergolden, und dazu ein vergoldetes Consol anfertigen, von wo herab der von der Morgen-Sonne beleuchtete Buddha nach der Wohnung des in *Sachsenhausen*, dem *Schopenhauer* gegenüber wohnenden Pastors hinüberleuchten würde. Ob er diesen Plan und mit welchem Erfolg zur Ausführung gebracht hat, ist mir nicht bekannt geworden.¹⁸⁰

¹⁸⁰ Vgl. Schopenhauers Bericht an Frauenstädt vom 7. April 1856: „Geh. Reg.-Rath Krüger, der in Paris ist, hat mir, in Folge meines Auftrags, einen Buddha von Bronze und schwarz lackirt, mit der Basis 1 Fuß hoch, geschickt. Kein Brief dabei. Aber er ist völlig ächt und ganz orthodox dargestellt: ich vermüthe, daß er aus der großen Gießerei in Tibet ist; aber schon alt. Kriegt eine Console in der Ecke meines Wohnzimmers: da werden die Besucher, die ohnehin meist mit heiligem Schauer und konsiderablen Manschetten eintreten, gleich merken, wo sie sind, in diesen heiligen Hallen. Käme doch der Herr Pastor Kalb aus Sachsenhausen, der von der Kanzel gekeucht hat, «daß gar der Bud-

Wenige Wochen vor meinem Abgang von *Frankfurt* ließ ich in einem Gespräch über *Kant* — den einzigen neueren Philosophen, von welchem *Sch.* mit Achtung sprach — die Bemerkung fallen, daß ich von *Kants* „Kritik der praktischen Vernunft“ das Exemplar von 1788 besäße, worin sich theils auf der inneren Seite des Deckels, theils auf einem im Buch befindlichen losen Blatt, von *Kant* geschriebene Bemerkungen als Vorbereitung zur Veranstaltung einer neuen Ausgabe vorfinden.

Als *Sch.* dies hörte, verlangte er mit Ungestüm dieses Buch, und versprach mir dafür seine Werke, welche er mir auch schon an demselben Nachmittag durch „seine Magd“ übersandte. Ich eröffnete ihm jedoch am nächsten Tage, daß mir für seine Werke, die in jedem Buchladen käuflich zu haben wären, das erwähnte unschätzbare Exemplar von *Kants* Kritik nicht feil sei, und versprach endlich, ihm dasselbe *ad dies vitae* zu überlassen und sobald ich in meinem neuen Wohnort *Merseburg* würde ausgepackt haben, zu übersenden.¹⁸¹ . . .

Er konnte, wie er mir wiederholentlich versicherte, es seiner Mutter nie vergeben, daß sie ihn nicht, als sie sich mit seinem Vater auf einer Vergnügungsreise in England befand, dort geboren, sondern sich zur Abhaltung ihrer Ent-

dhaismus eingeführt werde in christlichen Landen».“ Ähnliche Erwähnungen Pastor Kalbs in den Briefen an Becker vom 20. Januar 1856, an v. Doß vom 27. Februar 1856, an Frauenstädt vom 6. Juni und 17. September 1856 und im Gespräch mit Bähr am 12. April 1856 (vgl. S. 233).

¹⁸¹ „Geheimer Regierungsrath Crüger, ein Preuße, verspricht heilig, nach seiner bevorstehenden Versetzung mir ein Exemplar der Kritik der praktischen Vernunft mit *Kants* eigenhändigen Glossen, wohl beglaubigt, zu verehren; wogegen ich ihm mein Hauptwerk, 4fache Wurzel und Sehn und Farben gegeben habe.“ (Schopenhauer an Frauenstädt, 31. Januar 1856.) In seinem Dankschreiben für die Übersendung des Buches vom 29. November 1856 erwähnt Schopenhauer, daß Crüger „fast $\frac{5}{4}$ Jahr nach gegebenem Versprechen“ Wort gehalten habe. Aus diesen beiden Briefen ergibt sich, daß Crügers Zeitangabe „wenige Wochen vor meinem Abgang von Frankfurt“ unzutreffend ist, daß vielmehr sein Versprechen schon vor die Besorgung der Buddhastatue fällt.

bindung auf den Continent begeben, ihn dadurch um das englische Indigenat gebracht habe.¹⁸³

Crüger an Ludwig Schemann, 23. Mai 1889.¹⁸³

Mit Dr. Franz Arnold Wille Sommer 1855 — Anfang März 1859.

In seiner Autobiographie „Mein Leben“, Volksausgabe München 1914, 3. Teil, 83 berichtet Richard Wagner, daß er Schopenhauer ein Widmungsexemplar der „Nibelungen“ übersandt¹⁸⁴, aber keine Antwort darauf erhalten habe:

Doch erfuhr ich später durch Karl Ritter, sowie auch durch Dr. Wille, welche beide Schopenhauer in Frankfurt aufsuchten, daß dieser sich bedeutend und günstig über meine Dichtung ausgesprochen habe.

Eine nicht für die Öffentlichkeit berechnete Äußerung Wagners über diesen Besuch F. A. Willes hat dessen Gattin festgehalten:

Wille pflegte ihn [Schopenhauer] jedes Jahr in Frankfurt zu besuchen. — „Erinnern Sie sich“, sagte Wagner, „was er mir einmal als Gruß von Schopenhauer mitbrachte? «Sagen Sie Ihrem Freunde Wagner in meinem Namen Dank für die Zusendung seiner Nibelungen, allein er solle die Musik an den Nagel hängen, er hat mehr Genie zum Dichter!¹⁸⁵ Ich, Schopenhauer, bleibe Rossini und Mozart treu!» . . .“

Quelle: Fünfzehn Briefe von Richard Wagner nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille (Deutsche Rundschau XIII [1887], Bd. 50, 398).¹⁸⁶

¹⁸² Vgl. Gespräch mit Georg Römer, S. 58.

¹⁸³ Der vollständige Text des Briefes in der Erstveröffentlichung, Septemberheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“, 885 ff.

¹⁸⁴ Schopenhauer verzeichnet die Übersendung in seinem Brief an Frauenstädt vom 30. Dezember 1854.

¹⁸⁵ Vgl. die derbere Fassung dieses Ausspruchs in den Gesprächen mit Hornstein, S. 206.

¹⁸⁶ Mit einigen Abweichungen gibt Wille selbst die Äußerungen in einem undatierten Brief an Ludwig Schemann wieder: „. . . Ich erinnere mich nicht, hat meine Frau erzählt, wie einmal Schopenhauer mir beim Abschied sagte: «Grüßen Sie auch Ihren Freund Wagner, danken

Dr. Wille, von meiner Züricher Gemeinde, war kürzlich¹⁸⁷ hier, kennt den Verfasser¹⁸⁸ *De Sanctis*, der ein verbannter Neapolitaner ist und Prof. am Lyceum in Zürich.

Schopenhauer an David Asher, 9. März 1859.

Dr. Franz („François“) Arnold Wille (1811—1896), Schweizer Journalist und „Hauptgenosse Herweghs“, bei dem er Anfang der fünfziger Jahre die Bekanntschaft Richard Wagners machte; Gatte der Romanschreiberin Eliza Wille, der Freundin Ludwig Börnes, Richard Wagners, C. F. Meyers. Im Frühjahr 1859 trat er in München auch in Verbindung mit v. Doß. Vgl. A. D. B.

Mit Max Voigtel

16. August 1855.

Gestern besuchte mich ein Kreisrichter Voigtel¹⁸⁸ aus Magdeburg, durch Dorguth proselytirt, erst 28 Jahre alt, voll Eifer für den Herrn und sein Evangelium.

Schopenhauer an Frauenstädt, 17. August 1855.¹⁸⁹

Am 16. August 1855, als mich meine Reise durch Frankfurt führte, habe ich Ihnen drei schöne Morgenstunden ihm für die Zusendung seiner Nibelungen und sagen ihm, er solle die Musik an den Nagel hängen und bei der Dichtkunst bleiben. Wie habe ich mich gestern Abend an Rossini gefreut!“ Falls sich der Hinweis auf Rossini auf die Aufführung des *Barbiers von Sevilla* am 25. Mai 1855 beziehen sollte (Anton Bing, Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters, Frankfurt a. M. 1892, 74), könnten wir das Gespräch auf den 26. Mai 1855 datieren.

¹⁸⁷ D. i. nach dem 1. März 1859. Wille stellt in einem (ungedruckten, im Besitz des Schopenhauer-Archivs befindlichen) Brief vom 20. Februar 1859 seinen Besuch für die „ersten Tage des März“ in Aussicht, und Schopenhauer schreibt am 1. März an v. Doß: „Dem *Dr. Wille* bitte zu sagen, daß ich ihm für seine Theilnahme danke u. mich freuen werde, ihn hier zu sehn.“

¹⁸⁸ Des Dialogs *Schopenhauer e Leopardi* in der Turiner *Rivista contemporanea*, Dezemberheft 1858 (Neudruck im XIV. Jahrb. 1927, 129 ff.; vgl. auch S. V ff.).

^{188a} Statt des Namens geben Frauenstädt und nach ihm Grisebach nur den Anfangsbuchstaben.

¹⁸⁹ Im folgenden Brief vom 7. September 1855 ist der Besuch nochmals verzeichnet, vor denen Heblers, J. K. Bährs und Hornsteins.

gestohlen . . . Könnte ich Ihnen den großen Einfluß schildern, den Ihre Person und Ihre damals zu mir geredeten Worte auf mich geäußert haben; Sie würden mit mir Nachsicht haben . . . Sie erzählten mir bei meinem Besuche, daß zwei Officiere aus *Magdeburg* Sie schon früher besucht hätten. Ich wünschte diese Herren kennen zu lernen, habe aber hier vergeblich nach ihnen geforscht, und möchte Sie um deren Namen bitten. Ich erwähnte auch damals eines in *Alexandrien* aufgefundenen Manuscripts über das Leben *Jesu*, das ich in deutscher Uebersetzung gelesen hatte. Sie äußerten schon damals Zweifel an der Echtheit, und ich theile Ihnen nachstehend die Schriftchen mit, die darüber handeln:

- 1) Wichtige historische Enthüllung über die wirkliche Todesart *Jesu*. Nach einem alten zu *Alexandrien* aufgefundenen Manuscript.
- 2) Historische Enthüllungen über die Ereignisse bei der Geburt *Jesu*. Nachtrag zu dem Obigen.
- 3) Jesus der Essäer oder die Religion der Zukunft.

Leipzig. Rollmann. 1849. 1850 . . .

Voigtel an Schopenhauer, 16. Januar 1856.¹⁹⁰

Mit Dr. Carl Hebler

28. August 1855.

Auf einer Urlaubsreise langte ich Montag, den 27. August 1855, in Frankfurt a. M. an. Am folgenden Morgen, nachdem ich im Adreßkalender die Wohnung Schopenhauer's erkundet und eine Visitenkarte gerüstet hatte, auf welcher ich ihn vorläufig nur bat, mich wissen zu lassen, ob und wann im Verlauf des Tages ich ihm meine Aufwartung machen dürfe, befand ich mich um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr an Ort und Stelle . . . Hier antwortete mir eine Frauensperson, der ich sofort die Stellung einer Haushälterin zuerkannte, auf

¹⁹⁰ Unveröffentlichter Brief im Besitz des Schopenhauer-Archivs in Frankfurt.

die Frage, ob Herr *Dr.* Schopenhauer zu Hause sei: Ja, aber er sei jetzt mit Schreiben beschäftigt, ich solle um 10 oder noch besser 10¹/₂ Uhr wiederkommen, meine Visitenkarte jedoch wolle sie ihm hinein bringen, sie sehe gleich, ob sie ihm dieselbe vorlegen dürfe. Die Person hatte ihren Bescheid mit einem gewissen Lächeln gegeben, wie wenn sie ihren Herrn als ein bißchen wunderlich entschuldigen wollte . . . Genau um 10¹/₂ Uhr war ich wieder zur Stelle. Die Haushälterin fragte mich jetzt, ob ich nicht dem Herrn vor einem Jahre ein Buch geschickt hätte; er habe es gleich gesagt. Ich hatte ihm nämlich mein Schriftchen über den „Kaufmann von Venedig“ zugesandt und darauf einen kurzen Brief von ihm erhalten, welcher zwar freundlich lautete, jedoch meinen ästhetischen Bestrebungen einen noch höheren Aufschwung und mir selbst einen höheren Standpunkt wünschte. Die Vermittlerin führte mich nun an die erste Thür links vom Hauseingang und klopfte an. Es wurde aufgeriegelt, und vor mir stand ein Greis von mittlerer Größe, mit großem Kopf, weißen, vom Schädel wegstrebbenden Haaren und ebensolchem Backenbart, in leichtem Hauskleid, eine Binde lose um den Hals gelegt. Er empfing mich artig, mich als den Zusender jener Schrift bezeichnend, hieß mich zu ihm aufs Sopha sitzen und sprach dann zwei Stunden lang mit mir. Ich zeichne hiemit eine möglichst getreue und vollständige Erinnerung an dieses Gespräch für meine späteren Tage auf, wenige Wochen nach dem Besuch und mit Benutzung noch an demselben Tag gemachter Notizen. Nur die Reihenfolge des Gesprochenen vermag ich nicht mehr genau innezuhalten; hingegen bürgere ich für die volle Echtheit nicht bloß des Inhalts aller mitgetheilten Aeußerungen, sondern auch jeder irgendwie eigenthümlichen Ausdrucksweise . . .

Es war eben ein Porträt des Philosophen von Luntenschütz, einem, wie er mir sagte, trotz seines deutschen Namens französischen, aber in Frankfurt sich aufhaltenden Maler, im Kunstverein ausgestellt . . . Es war mir lieb, die bald an mich gestellte Frage des Originals, ob ich das Bild gesehen habe, bejahen zu können. Auf die weitere Frage,

wie ich es fände, antwortete ich nicht ganz so befriedigt, als er erwartet haben mochte . . . Er entgegnete, Jedermann finde das Bild gut, nur er selbst und sein bester Freund, sein Arzt, nicht. Uebrigens lobte er sonst seinen Maler sehr — die Maler seien überhaupt noch die menschlichsten Menschen, die er gefunden —, derselbe habe ihn über Tisch um die Erlaubniß, ihn malen zu dürfen, gebeten, er würde ihm aber ungeachtet seines einnehmenden Wesens nicht zugesagt haben, wenn er gewußt hätte, wie lange er hätte sitzen müssen, nämlich zwanzigmal zwei Stunden. Ein Gutsbesitzer im Brandenburgischen [C. F. Wiesike] habe das Bild bereits gekauft, um schweres Geld, 250 Gulden, und wolle demselben sogar ein eigenes Haus bauen. „Wohl ein Capellchen wie für ein Heiligenbild?“ meinte ich. Die Verehrung, fügte Schopenhauer hinzu, werde dann vermuthlich darin bestehen, daß man ein Tischchen, mit seinen Werken darauf, vor dem Bild aufstelle.¹⁹¹ Ich fragte, ob es auch gestochen würde. Ja, eben, war die Antwort, das werde wahrscheinlich geschehen, doch werde er es nicht vor eines seiner Bücher setzen lassen und auch kein Autograph dazu geben, wie Dove vor seiner Farbenlehre. Diese Leute von den Realwissenschaften seien überhaupt nicht werth, daß ihre Physiognomien verewigt würden, wiewohl ihnen, nach einem Epigramm, das er mir hersagte¹⁹², die Lust dazu nicht zu verübeln sei, weil sonst gar nichts von ihnen auf die Nachwelt käme Ich gab Schopenhauer . . . darin Recht, daß die Porträts von Gelehrten, weil diese ihre Person eher für sich behalten können, weniger Interesse hätten als z. B. die von Dichtern. „Und auch als die von Philosophen!“ setzte er sorglich hinzu; „nur Philosophen und Dichter sollten eigentlich porträtirt werden“. Auch eine Büste von ihm sei im

¹⁹¹ Vgl. hierzu Gespräche mit C. F. Wiesike, S. 169.

¹⁹² Das Epigramm (von Abraham Gotthelf Kästner) ist in Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 15. Oktober 1853 zitiert:

Sorgt ja, daß doch von euern Zügen
Ein treues Bild der Nachwelt übrig ist:
Da sieht sie euch, Autoren, mit Vergnügen,
Wenn sie euch lange nicht mehr liest.

Plan; ein Bildhauer habe sich ihm durch einen Dritten dazu anboten, und er habe eingewilligt unter der Bedingung, daß es ihn nichts koste. Da er schon siebenundsechzig Jahre alt sei, so dürfe er nicht säumen; Kant's Büste, auf die er hinzeigte, . . . sei zu gut gemacht worden. Der Bildhauer habe ihn einladen lassen, zu dem fraglichen Zwecke einmal in sein Atelier zu kommen; derselbe könne zu ihm kommen, habe er darauf geantwortet, und dabei sei es einstweilen geblieben.¹⁹³

Auch sonst erhalte er von überall her eine Menge Huldigungen, durch Besuche, Briefe usw., sogar von Damen und Pfaffen. Da er von den Damen in seinen Schriften so wenig Gutes sage, so müsse ihn deren Huldigung besonders überraschen. Besonders in Dresden, wie er vernommen habe, sollen sie sich närrisch mit ihm machen. Auch einen kürzlich erhaltenen Brief eines schlesischen Fräuleins¹⁹⁴ wies er mir vor und gab mir ein demselben beigelegtes, wie mir schien, ihm nicht übel gefallendes Gedicht von ihr zu lesen, welches sich über sein langes Verkanntsein ausließ. Sie schreibe ihm, sie sei durch einen Aufsatz des jüngeren Fichte auf ihn aufmerksam geworden, was ihm aber bei der bekannten Gesinnung desselben gegen ihn auffalle, weshalb er einen Irrthum des Fräuleins vermüthe. — Ein Prediger bei Wiesbaden habe ihm geschrieben, er wolle ihm nächstens eine Predigt über Thierquälerei widmen.¹⁹⁵ Ob er diese Widmung erlaubt habe, fragte ich. „Versteht sich; das bringt mich zu Ehren; wenn sich die Damen und Pfaffen meiner annehmen, so kann mir's nicht mehr fehlen. Einer freilich,

¹⁹³ Gemeint ist (vgl. Brief an Frauenstädt vom 7. September 1855) der Bildhauer Eduard Schmidt von der Launitz (1797—1869), der Schöpfer des Frankfurter Gutenbergdenkmals. Noch im Mai 1858 war die oben gekennzeichnete Sachlage die gleiche geblieben; vgl. Gespräche mit Carl Bähr, S. 251.

¹⁹⁴ Jeanne Marie von Gayette. Der Brief, vom 13. August 1855, ist im Besitz des Schopenhauer-Archivs, Frankfurt.

¹⁹⁵ Pfarrer Grimm in Kloppenheim bei Wiesbaden. In seinem Brief vom 16. August 1855 kündigt er für die nächste Zeit eine Predigt „Warnung vor Grausamkeit gegen die Thiere“ an. (Text Gen. 1, 28 oder Spr. Sal. 12, 10.) Vgl. S. 197.

ein katholischer, hier in Frankfurt — wie heißt er doch?“ „Beda Weber?“ rieth ich — „richtig, der hat mich in so einem kirchlichen Blatte, das er herausgibt¹⁹⁶, greulich mitgenommen, als einen echten Höllenbrand“, was er mir mit lächelnder Gleichgültigkeit erzählte. — Ein Kaufmann in Frankfurt [Kilzer] besitze drei Exemplare seines Hauptwerks, eines für sich, eines für seinen Sohn, das dritte zum Ausleihen. Umsonst habe sich derselbe alle Mühe gegeben, ein Exemplar der ersten Auflage zu bekommen, die von Brockhaus zu Maculatur gemacht worden. — Ein Leipziger Buchhändler habe neulich eine Fensterscheibe aus Rudolstadt, auf welche er bei seinem dortigen Aufenthalt etwas geschrieben, kommen lassen — gleichfalls ein Zeichen, daß man anfangs, nach ihm zu fragen.¹⁹⁷ — Auch in der Schweiz, in Zürich, habe er schon eine kleine Gemeinde, als deren Glieder er Richard Wagner, den er mir zu besuchen empfahl, *Dr. Wille* und einen ungarischen Flüchtling nannte. Der Letztere habe ihn einmal besucht, in ganz verschlossener Kalesche, um nicht entdeckt zu werden.¹⁹⁸ Man wird hierdurch an die gefährlichen Besuche des Eukleides bei Sokrates erinnert. Beim Abschied trug Schopenhauer mir auf, wenn ich den Rückweg über Zürich nähme . . ., der dortigen Gemeinde seinen apostolischen Segen zu bringen, was er die Arme über der Brust gekreuzt und mit einem mich halb priesterlich, halb mephistophelisch anmuthenden Ton und Gesichtsausdruck sagte. — Nur Eines scheint ihm den frohen Genuß des endlich doch errungenen Erfolgs ein wenig zu verbittern: die Befürchtung, einem Alter ähnlich dem Kant's entgegenzugehen. Als wir uns trennten, rief er aus: „Wenn ich nur meine Sinne nicht verliere! Τὸ γῆρας!“ (Das Alter!)

¹⁹⁶ In der Frankfurter katholischen Kirchenzeitung, Dezember 1854; vgl. über den Artikel Schopenhauers Briefe an Frauenstädt vom 30. November 1854 und an v. Doß vom 10. Januar 1855; über Beda Webers Buch „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ (1858), das S. 304 ff. gegen Sch. polemisiert, den Brief an Asher vom 13. April 1858.

¹⁹⁷ Ein genauerer Bericht darüber Gespräche mit Suchsland, S. 172 f.

¹⁹⁸ Darüber vgl. das Gespräch mit Bizonfy, S. 181 f.

In Bezug auf seine Schriften äußerte er: Im zweiten Bande seines Hauptwerkes, da stehe er auf seiner Höhe. Mit Wohlgefallen erwähnte er, wie einer seiner Verehrer sich in gleichem Sinne gegen einen Dritten ausgesprochen habe: man könnte da aufschlagen, wo man nur wolle, man werde immer etwas Rechtes finden. Die erste Auflage betrachtete er seinerseits natürlich als durch die zweite entbehrlich geworden und deshalb das Bemühen jenes Kaufmanns als unnöthig, was er mir ebenso in Betreff meiner Absicht, noch die erste Auflage der Schrift „vom Grunde“ zu lesen, erklärte. Hinsichtlich seiner literarischen Projecte sagte er: das Nächste werde wohl eine neue Auflage der „Ethik“ sein. Da er in der Vorrede zur kürzlich erschienenen zweiten Auflage der Schrift „über das Sehn und die Farben“ bemerkt, er habe in dieser Auflage Einiges aus den Parerga aufgenommen, was er dann in der neuen Auflage der letzteren weglassen werde, so fragte ich, wann diese erscheine. „O, davon ist einstweilen nicht die Rede. Ich habe nur den Philosophieprofessoren Angst machen wollen, ich würde nächstens wieder einen von ihnen fassen, wie ich neulich¹⁹⁹ mit einigen getan habe.“

. . . Kuno Fischer in der „Geschichte der neueren Philosophie“, bemerkte Schopenhauer, stelle seinen Pessimismus als das andere Extrem dar zu Leibniz' Optimismus und erkläre dies nach der bekannten Hegel'schen Ansicht, wonach jede Philosophie der Gedanke ihrer Zeit wäre, daraus, daß zu Leibniz' Zeiten die deutschen Zustände gut gewesen wären, jetzt aber, besonders seit 1848, schlecht. „Er hat nicht bedacht, daß Leibniz zur Zeit Ludwig's XIV. lebte, nach dem Dreißigjährigen Krieg, und ich vor vierzig Jahren.“²⁰⁰ Ich erlaubte mir, zu sagen, in gewissem Sinne seien

¹⁹⁹ In der 2. Auflage des „Willens in der Natur“, 1854.

²⁰⁰ Vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 15. Juli 1855: „Von Kuno Fischer's Geschichte der neuern Philosophie habe den 2. Band durchstöbert, der bloß bis vor Kant geht, werde aber doch schon darin *obiter* ein wenig (*extra ordinem*) besprochen, p. 466 und 395. Von der Hegelei unheilbar verdorben konstruirt er die Geschichte der Philosophie, nach seinen apriorischen Schablonen, und da bin ich als Pessimist

gerade die schlechtesten Zeiten die hoffnungsvollsten, diejenigen, in welchen man am meisten hofft. Er nickte beifällig und fand sich zu seiner Freude durch meine Bemerkung an einen Spruch erinnert, den er einst in Rudolstadt an einem Fenster gelesen habe: *Sperate, miseri; timete, felices!* „Das ist hübsch, nicht wahr? Es sind jetzt vierzig Jahre her; das ist mir geblieben.“

. . . In Fichte will er schon damals, als er denselben in Berlin hörte, einen „Charlatan“ gesehen haben. In dem philosophischen Conversatorium, das Fichte hielt, habe er (Schopenhauer), vierundzwanzig Jahre alt, ihn auf den Hund gesetzt, worauf Jener (wenn ich recht verstanden habe) sich durch Verlegung der Stunde zu helfen gesucht, dann aber Schopenhauer wieder eingeladen habe, was aber abgelehnt worden sei. Ueber dessen Sohn, mit dem zusammen er später Privatdocent in Berlin war, äußerte er: „Wir haben ihn schon in Berlin nur den *Simplicissimus* genannt.“

Wo möglich mit noch größerer Verachtung als über die Wissenschaftslehrer sprach sich Schopenhauer über Hegel aus, welchen er jetzt nicht mehr, wie früher wohl, als einen gehaßten und wenigstens in der Meinung der Leute mächtigen Gegner, sondern wie ein stolzer Sieger einen elenden Besiegten behandelte. Es schien, als ob er denselben jetzt sogar bemitleiden könnte, wenn er ihn dessen nur würdiger fände. Als er im Verlauf unseres Gesprächs einmal auf die „Zauberflöte“ zu reden kam und bemerkte, sie enthalte so viel schöne Allegorien, und ich, nicht unabsichtlich, dazwischen warf, in der Hochstellung dieser Oper stimme er zufällig mit Hegel überein, so fuhr er zusammen und be-

der nothwendige Gegensatz des Leibnitz als Optimisten: und das wird daraus abgeleitet, daß Leibnitz in einer hoffnungsreichen, ich aber in einer desperaten und malürösen Zeit gelebt habe: Ergo, hätte ich 1700 gelebt, so wäre ich so ein geleckter, optimistischer Leibnitz gewesen, und dieser wäre ich, wenn er jetzt lebte! — So verrückt macht die Hegelei. Obendrein aber ist mein Pessimismus von 1814 bis 1818 (da er komplet erschienen) erwachsen; welches die hoffnungsreichste Zeit, nach Deutschlands Befreiung, war. Das weiß der Gelbschnabel nicht! —“

ruhigte sich erst wieder, als ich erklärte: ich meinte nur insofern, als auch Hegel sich des Schikaneder'schen Textes annehme. „Ach sa! Man muß ordentlich erschrecken, wenn man hört, daß man mit Hegel in einem Punkte gleicher Ansicht sei.“

Der Gescheidteste von den dreien sei immer noch Schelling gewesen²⁰¹, wenn derselbe nur nicht in seiner letzten Zeit gar so herunter gekommen wäre. Der König von Bayern hätte mit der Büste in Ragaz noch fünfzig Jahre warten sollen, so lange als auch Kant auf seine Statue habe warten müssen — dann nämlich werde von Schelling nicht mehr die Rede sein. Die Statuette Kant's am Friedrichsdenkmal in Berlin, bemerkte er beiläufig, sei ungeschickt angebracht, unter dem Pferdeschweif. Ich erwähnte bei der Gelegenheit, daß ich seinerzeit als junger Student der berühmten Berliner Antrittsvorlesung Schelling's [1840] beigewohnt. „Nun, was für einen Eindruck hat sie auf Sie gemacht?“ Ich konnte nur antworten: „Einen verblüffen!“ — „Mich hat Fichte²⁰² nicht verblüfft!“ —

Als ein Zeichen, daß seine Zeit gekommen sei, betrachtete Schopenhauer auch den Streit zwischen Carl Vogt und Rudolph Wagner über die Seelenfrage. Die Entfernung Moleschott's und Büchner's vom Lehramt billigte er; man

²⁰¹ Ähnlich Parerga I, D IV, 32: „Schelling . . . entschieden der Begabteste unter den Dreien“ (andere Urteile Schopenhauers über Schelling in G. F. Wagners Lexikon). Vgl. auch das Eintreten Schopenhauers für Schelling in den Gesprächen mit Asher, S. 172, und Gwinner, S. 383, ferner in den Briefen an Frauenstädt vom 22. Juni 1854: „Dabei lügt er [Rosenkranz in seinem Aufsatz «Zur Charakteristik Schopenhauers»] selbst nun aber knollig; z. B. p. 674, ich hätte gesagt «Schelling sei ein Unsinnsschmierer». (Nie! seinen Meister und Lehrer habe ich mit Recht so genannt.)“ und vom 11. September 1854: „Vielen Dank für Ihren Aufsatz über Schelling. Was Sie darin sagen, ist Alles wahr: aber Sie sind doch nicht gerecht gegen ihn, sofern Sie das Gute verschweigen, was ihm doch nachzurühmen ist. Trotz allen seinen Possen und den größern seiner Anhänger, hat er doch die Auffassung der Natur überhaupt wesentlich verbessert und gefördert; wie ich denn auch Manches an ihm gelobt habe.“

²⁰² Wohl Schreibfehler Heblers für Schelling.

solle sie ungehindert schreiben lassen, aber ihnen nicht einen verderblichen Einfluß auf die Jugend gestatten. Er nannte Büchner einen „rohen Barbiergesellen“, und verspottete namentlich dessen Behauptung, die Unsterblichkeit des Stoffes sei durch Versuche bewiesen, da sie vielmehr *apriori* gewiß sei.²⁰³

Ludwig Feuerbach wollte er nur das Verdienst zugestehen, daß er den asketischen Charakter des Christenthums richtig erklärt habe; mit großem Unrecht aber sehe derselbe darin den Fehler dieser Religion; das Asketische sei gerade das Wahre an ihr. Auch in der in diesem Sinne sich aussprechenden Stelle der Parerga, die von neueren Gegnern des Christenthums redet, werde vor Allen Feuerbach gemeint sein, bemerkte ich, was Schopenhauer bestätigte.

Am Christenthum tadelte Schopenhauer als einen Hauptmangel die geringe Sorge für die Thiere, und als ich bemerkte, in der That würden sie im Neuen Testament fast ignorirt, fuhr er fort: „Auch im Alten Testament kommen sie nicht besser weg. Da heißt es: «Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehs.» Was Erbarmen! Der Mensch soll anerkennen, daß in den Thieren das gleiche Wesen ist wie in ihm selbst, und demgemäß soll er sie auch behandeln, nicht aber nur so um Gottes willen sich ihrer erbarmen. Die Thiere sind gar nicht so von uns geschieden, wie man gewöhnlich meint.“²⁰⁴ Jener Pfarrer wolle zu seiner Predigt gegen Thierquälerei Gen. 1, 28 als Text gebrauchen. „Diese Stelle ist eigentlich eine Infamie.“ Da übergibt der Judengott dem Menschen die Thiere, damit derselbe über sie herrsche. Herrsche! Jeder Hundehändler sorgt besser für seine Thiere. Er verkauft mir keinen Hund, ohne beim Weggehen zu sagen (was Schopenhauer mit sehr bewegter Stimme und entsprechender Gebärde täuschend nachmachte): «Aber behandeln Sie ihn auch gut!» Der alte Judengott sagt nichts dergleichen, der Jud'; nur herrschen soll der

²⁰³ Ebenso im Brief an Frauenstädt vom 29. Juni 1855.

²⁰⁴ Vgl. hierzu Parerga II, D V, 404 (Zusatz im Handexemplar).

Mensch über die Thiere und ihnen Namen geben, wie ein Professor der Zoologie.“²⁰⁵

Bei Shakespeare findet er seine Lehre von der Unveränderlichkeit unseres Charakters belegt, und zwar in der auffallendsten Weise; wenn z. B. (was auch in den Parerga [II, D V, 225 f.] angeführt ist) der Earl von Northumberland im „Heinrich IV.“ zweimal nach einander in ganz ähnlicher Art sich der Theilnahme an einer Hauptschlacht, zu der er erwartet wird, durch einen kurz vorher gesandten Brief entzieht und dadurch seine Partei zu Grunde richtet. Wenn ich älter werde, würde ich erstaunen, einen Bekannten oft ganz auf den gleichen Schlichen wiederzufinden, auf welchen ich ihn vor vielen Jahren getroffen. Ich fragte Schopenhauer (was ich eigentlich hätte wissen sollen), ob Shakespeare wohl noch öfters auf solche Art verdoppelt habe, also nicht bloß in der bekannten Weise durch Nebeneinanderstellung analoger Handlungen verschiedener Personen. Das wüßte er nicht zu sagen; es käme darauf an, dies besonders zu untersuchen. Ich würde mich nicht wundern, äußerte ich, wenn ein neuerer Shakespeare-Erklärer darin eine bloße Nachlässigkeit, Vergeßlichkeit des Dichters sähe. „Ganz recht, man wird sagen, es habe ihm an Erfindung gefehlt.“

Sehr ungünstig äußerte sich Schopenhauer über die deutschen Literaten, besonders sofern sie sich mit der englischen Literatur und namentlich mit Shakespeare abgeben . . . „Sie verstehen kein Englisch, die Schweine.“ . . . Letzthin habe er . . . in einer von Stahr gemachten Uebersetzung aus dem Englischen eine „luftige Pyramide“ gefunden und, da er dies nicht verstanden, im Original nachgesehen; da habe es geheißen: „*lofty pyramid*“; *lofty* enthalte offenbar das Grundwort für unser „Luft“, im Englischen habe es aber den ursprünglichen Sinn [„erhaben“] behalten. „Ein andermal las ich von einer Versammlung von fünfhundert Mechanikern. Wie Teufels, dachte ich, kommen so viele Mechaniker zusammen? Es mußte heißen: Handwerker (*mechanicians*).“ — „Da schreiben sie in Deutschland seit achtzig

²⁰⁵ Vgl. hierzu Parerga II, D V, 402.

Jahren dem Shakespeare ein Stück zu: «Der Sommernachts-
traum». (Dabei fuhr Schopenhauer mit Entrüstung zurück
und wieder hervor.) «*Midsummer-night's dream!*» Was
heißt das? Schwein! Schlag auf in Deinem Wörterbuch!
Midsummer heißt Johannistag und nichts Anderes, so sicher,
daß, wenn Jemand einen Wechsel auf diesen Tag ausstellt,
es gleich ist, ob er *midsummer* schreibt oder das gewöhn-
liche Datum.“²⁰⁶ Ein Irrthum war es, wenn Schopenhauer
hinzufügte, es sei derselbe Tag, von welchem Shakespeare
irgendwo sage: „so gnädig und so heilig ist die Zeit“. Diese
Worte im „Hamlet“ gehen auf Weihnachten. — „Auch
Heißsporn ist nichts; es klingt schon so häßlich: Heißsporn!
— Laßt doch diese Namen unübersetzt! *Hotspur!*“ — Man
müsse, fuhr er fort, englisch sprechen können, um es zu ver-
stehen. Aber selbst Tieck, mit dem er jenes einmal habe
thun wollen, habe erklärt: ja, englisch sprechen könne er
nicht. Mich hat Schopenhauer nicht einmal auf die Probe
gestellt. Die bekannten, von Collier herausgegebenen Cor-
recturen des Shakespeare'schen Textes hatte er noch nicht
gesehen, aber bestellt. Als ich erwähnte, ich besäße die-
selben in einer in Deutschland erschienenen Ausgabe, be-
hauptete er *a priori*, die werde nichts nutz sein, er möge
das Ding nicht, nachdem es durch die Pfoten eines deutschen
Schmierers gegangen, so eines cigarrenrauchenden . . .²⁰⁷
Ich bemerkte, in jener Ausgabe seien die fraglichen Correc-
turen vollständig im Originaltext vom Herausgeber mit-
getheilt. — „Ist aber doch durch seine Pfoten gegangen!
Diese Kerle können nicht einmal englisch abschreiben.“ —
Auch von der Delius'schen Ausgabe . . . versprach er sich
nichts Gutes. — Es sei bloße Prahlerei, daß Shakespeare in
Deutschland eine neue oder gar erst die wahre Heimath
gefunden habe. — Den Samuel Johnson freilich mit seiner
hausbackenen Behandlung des Dichters wollte er auch nicht
loben; diese sei wirklich merkwürdig in ihrer Art, weshalb
er bedaure, die Ausgabe wegen Ueberfüllung seiner Biblio-

²⁰⁶ Die Übersetzung „Sommernachtstraum“ rügt Schopenhauer auch
im Brief an Frauenstädt vom 29. Juni 1855.

²⁰⁷ Lücke von Hebler gelassen.

theek weggegeben zu haben. Wenn er jedoch über Johnson's Shakespeare nur spottete, so gedachte er hingegen bei der Gelegenheit mit Verachtung und Entrüstung der „echt englisch abergläubischen“ Art, wie derselbe einen Priestley und den großen David Hume heruntermache, weil er sie nicht verstanden. Johnson's Verdienste seien bloß lexikalische.

. . . Schopenhauer fing an, vom „Tasso“ zu reden. Mit Unrecht werde dieser von Vielen für eine Selbstschilderung des Dichters genommen. Diese Auffassung sei gewiß irrig, äußerte ich; aber im Allgemeinen, als Dichtergenie, und in einzelnen, wohlverarbeiteten Zügen zeichne sich Goethe doch in dem Stücke. Hierwider hatte Schopenhauer nichts. Er fügte hinzu, besonders auch die Hingebungsfähigkeit seines Tasso habe Goethe gehabt . . . Mit äußerster Rührung gedachte Schopenhauer namentlich, wie der herrliche Mann im Jahre 1806, als die Franzosen seinen Herzog bedrängten, sich gegen Falk aussprach: „Was wollen sie denn von ihm? Er wird sein Land verlassen müssen; dann will ich ihm ins Elend folgen und den Leuten zurufen: das ist der Herzog von Weimar!“ Die Sache steht ausführlich in Falk's Buch²⁰⁸, Schopenhauer hat sie noch mündlich vom Verfasser gehört. In Turin habe er einst den „Tasso“ von Goldoni, eine Komödie, gesehen. Die Schlußscene sei so gut, daß Goethe sie gewiß gern aufgenommen hätte, würde er nicht den Vorwurf der Nachahmung gescheut haben: Tasso zieht den Degen, der Fürst befiehlt, ihn ins Irrenhaus zu bringen, da erscheinen drei römische Gesandte und bitten sich ihn zur Krönung aus, worauf der Fürst ihn cedirt . . . Wenn man im „Tasso“ eine allgemeine Idee sehen wolle, die jedoch, wie immer bei Kunstwerken, ungenügend sei, so könne man sagen: der Weltmann und der Dichter. Er habe neulich das so betitelte Werk Klinger's wieder vorgenommen und ziemlich Gefallen daran gefunden.

Ganz kürzlich hatte er das neueste Werk Richard Wagner's, das dieser ihm zugeschickt, gelesen, den „Ring des Nibelungen“. Er stellte Wagner überhaupt hoch als Dichter,

²⁰⁸ Johannes Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt, 1832, 114 ff.

dagegen mit der „Gütergemeinschaft“, die derselbe zwischen Poesie und Musik einführen wolle, sei er nicht einverstanden; jede der beiden Künste habe ihre eigene Wirkung. Er hatte eine Wagner'sche Oper in Frankfurt gehört und gedachte deren noch andere zu besuchen. Auch den „Ring des Nibelungen“ lobte er als poetisches Werk; die Sprache sei durchgehends des Gegenstandes würdig, was bei diesem Stoffe viel sagen wolle. Die Aufführung jedoch werde sehr schwierig sein, da die Scene zum Theil unter dem Rhein spielte und viererlei Personen vorkämen: Riesen, Zwerge, Götter und Menschen. Das Gedicht enthalte übrigens Unmoralisches: eine Frau gebe dem Feinde ihres Mannes, der Jenen gastfreundlich aufgenommen, Waffen in die Hand, ja sich selbst gebe sie ihm hin, in welcher Hinsicht es zum Aeußersten komme, wo es dann heiße: der Vorhang fällt schnell. Die Poesie solle nicht moralisiren, aber auch nicht unmoralisch sein.²⁰⁹

Ich führe zum Schlusse an, was Schopenhauer mir über mich selbst und meinen „Kaufmann“ sagte. Schon was er vorhin gegen das Aufsuchen allgemeiner Ideen und das Moralisiren bei Kunstwerken bemerkte, sollte eine Beziehung auf mich haben, und ausdrücklich sagte er mir in Betreff des Moralisirens: „In dieser Hinsicht haben Sie's versehen. Der Dichter stößt auf irgend einen Stoff, z. B. Shakespeare auf die Geschichte vom Shylock, und denkt: daraus läßt sich etwas machen, und macht nun daraus sein Stück, ohne dabei an einen moralischen Satz zu denken.“²¹⁰ Ich entgegnete, meine Meinung sei nur, daß der Dichter den Stoff in einer gewissen einheitlichen Stimmung behandelte — was mein Kritiker zugab —, einer Stimmung, der ich nur insofern einen moralischen Bezug zuschrieb, als ich sie für eine gegen das

²⁰⁹ Vgl. Schopenhauers Äußerungen zu Hornstein, S. 206.

²¹⁰ Auch in seinem Brief an Frauenstädt vom 11. Mai 1854 lehnt Schopenhauer das Buch Heblers ab: „. . . so in der Manier Gervini, dem Shakspeare abstrakte, moralische Begriffe untergelegt, — worüber ich in Parerga mich moquirt habe. Studium meiner Philosophie, meint er? — Keine Spur. Habe jedoch ihm freundlich und höflich geantwortet, mit einem ganz leisen Wink, daß es nicht das Rechte sei.“

Scheinwesen, wie es sich im menschlichen Treiben so breit macht, gerichtete erklärte — worüber nun nicht weiter gesprochen wurde. Ich erwähnte nebenbei, daß Aristoteles in der Poetik zum Beleg, daß die Geschichte zuweilen selbst schon poetisch sei, sogar die Erschlagung eines Mörders durch die Statue des Ermordeten anführe. Das wäre freilich stark, erwähnte mein Kritiker, es stehe aber nicht in der Poetik und überhaupt nicht im Aristoteles; er habe diesen mit Ausnahme einiger naturwissenschaftlichen Sachen ganz gelesen. Die Stelle findet sich jedoch am Ende des neunten Capitels. Schopenhauer fand die Erzählung mit der Don Juan-Sage verwandt.

Von Politik war nicht unter uns die Rede. Nur ein Wort meines Pessimisten über die Schweiz gehört hierher: sie sei wie zurecht gelegt zum Tranchiren, wegen der Verschiedenheit ihrer Nationalitäten; nur ihre Armuth schütze sie und daneben die Absicht, ein republikanisches Warnungsbeispiel zu conserviren.²¹¹

Schopenhauer erkundigte sich auch nach meiner Amts-thätigkeit. Erziehungsdirection (ich war damals Sekretär einer solchen) werde sein, was in Deutschland ein Unterrichtsministerium; es sei fatal, daß die Stellen bei uns von so kurzer Dauer seien; ich solle suchen, mich zu behaupten, man habe da doch einige Gelegenheit, auf die gelehrte Welt einzuwirken. „Hiervon habe ich bis jetzt wenig gemerkt“, entgegnete ich, „und ich würde mir auch nicht gratuliren, wenn ich die Stelle lebenslänglich behalten müßte.“ Er fragte mich ferner, ob ich schon docirt hätte; ich mußte das — in Erinnerung an sein Urtheil über die Universitätsphilosophen — zu meiner Schande gestehen; doch wird es meine Strafbarkeit in seinen Augen gemildert haben, daß ich nur Philosophiedocent, nicht Philosophieprofessor, also nur des Versuchs, nicht des vollendeten Verbrechens schuldig bin und bis jetzt nur ein einziges Mal gelesen habe:

²¹¹ Schopenhauers Abneigung gegen die Schweiz geht schon aus seinen Reisetagebüchern aus den Jahren 1803—1804 hervor (herausgegeben von Charlotte v. Gwinner, Leipzig 1923). Vgl. besonders die Seiten 191, 217 f., 233, 239, 240 f. Auch Gwinner, 3. Aufl., 24.

aristotelische Logik zur Einleitung in die Philosophie, was er zu billigen schien. Auf seine Frage, ob ich seit der Schrift über den „Kaufmann“ etwas Weiteres geschrieben habe, antwortete ich: Nein, es pressire mir auch nicht.

Als ich mich beim Abschied entschuldigte, ihn so lange in Anspruch genommen zu haben, nachdem ich übrigens schon früher hatte aufbrechen wollen, er mich aber zu bleiben eingeladen, so hatte er die Freundlichkeit, mir zu erwidern: „Bitte, Sie übertreffen meine Erwartungen.“... Es war 12¹/₂ Uhr vorbei, als wir uns die Hand zum Abschied reichten . . .

Quelle: Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer. Aus dem literarischen Nachlaß von Carl Hebler. Deutsche Rundschau XXV, Band C (1899), 241—250. Schopenhauer erwähnt den Besuch in seinem Brief an Frauenstädt vom 7. September 1855: „Hebler aus Bern, der mir sein Buch über Shylock geschickt hatte, auch noch jung.“

Carl Hebler (1821—1898), Neukantianer, seit 1854 Privatdozent, 1863 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Bern, bekannt geworden vor allem durch seine „Lessing-Studien“ (1862) und „Aufsätze über Shakespeare“ (1865). Seine im Gespräch erwähnte Schrift „Shakespeare's Kaufmann von Venedig“ ist 1854 erschienen.

Mit Johann Karl Bähr

Ende August oder Anf. Sept. 1855 — 10. Juli 1856.

Im Sommer 1855 besuchte . . . mein Vater Schopenhauer in Frankfurt. Er berichtete mir über den freundlichen Empfang, der ihm von seiten des Philosophen geworden war. Schopenhauer selbst aber schrieb über ihn am 7. September 1855 an Frauenstädt bei Erwähnung mehrerer ihm zuteil gewordener Besuche: „Maler und Professor Baehr aus Dresden: der hat mir sehr gefallen, brav und gescheut: kennt alle meine Schriften sehr genau und ist voll davon: [sagt, daß in Dresden großer Antheil daran ist, besonders die Weiber wären ganz versessen darauf].“

Bei seiner ersten Vorstellung in der Wohnung Schopenhauer's hatte er mit diesem eine zweite Zusammenkunft im Local des Bürgervereins in der Eschenheimer Gasse ver-

abredet, wo Schopenhauer des Nachmittags die Zeitungen zu lesen pflegte. Als mein Vater sich dort nicht ganz pünktlich zur bestimmten Stunde eingefunden, hatte Schopenhauer mehrmals lebhaft und ungeduldig beim Kellner nach ihm gefragt.

Im Laufe der Unterredung äußerte mein Vater zu ihm, seine Philosophie sei eigentlich sehr bescheiden. Als Schopenhauer darauf fragte: „wie so?“, und er erwiderte: „weil Sie die Güte des Herzens höher stellen als das Genie, das Ihnen doch selbst eigen ist“, sagte er beifällig: „Sie haben recht, das verfault einst, wodurch ich vor Tausenden excelire, während die Güte des Herzens unvergänglich ist“.

Quelle: Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr, herausgegeben von L. Schemann (Leipzig 1894), 7 f.

Der von Carl Bähr zitierte Brief Schopenhauers an Frauenstädt vom 7. September 1855 enthält noch folgenden Nachsatz:

Besagter Prof. Bähr hat mir eröffnet, daß v. Launitz, der hiesige Phidias, meine Büste zu machen wünscht: dabei setzte er mir dringend zu, ich möchte ein Mal hingehn, das Atelier des Launitz besehn: habe am Ende „Ja, ja“ gesagt: aber ich halte auf Etikette: der Launitz muß zu mir kommen.

Professor Bähr aus Dresden war gestern wieder da und voll des lobenswerthesten Fanatismus: wollte seine ächt Russische Silber-Dose gegen meine alte, abgenutzte Leder-Dose austauschen, der Reliquie wegen, welches ich abschlug. Erzählte von einem Herrn de Wilde, der, früher in Preußen angestellt, ein wüthiger Fanatiker für mich war, bis er 85 Jahr alt, mit meinem Namen auf der Zunge, gestorben ist; — und von seinem (Bährs) Sohn, der seinen Besuch bei mir in einem begeisterten Briefe beschrieben hat.

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. Juli 1856.

Über Johann Karl Bähr (1801—1869) vgl. den Artikel seines Sohnes Carl Bähr im Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft (Leipzig 1871), III, 496 ff.; wieder abgedruckt: Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr (Leipzig 1894), 86 ff.

Mit Robert v. Hornstein

September 1855 — Oktober 1859.

Ich habe in den Jahren 1855—1860 durchschnittlich zwei Monate im Jahre in Frankfurt oder in der Nähe verweilt. Zwei- bis dreimal in der Woche verbrachte ich dann die Abendstunden bei Schopenhauer im Englischen Hof.

Es war im Jahre 1855, als ich Richard Wagner auf Seelisberg besuchte. Die wenigen Wochen, die ich mit ihm dort verbrachte, machten mich zu einem schopenhauerfesten Manne.

Kurze Zeit darauf lenkte ich in Frankfurt meine Schritte nach dem Englischen Hof. Ich wußte, daß Schopenhauer um 1 Uhr dort tafelte. Ich bat den Kellner, mich in seine Nähe zu setzen und brannte vor Neugierde, den merkwürdigen Mann nun zu sehen zu bekommen. Plötzlich kommt eiligen Schrittes ein eleganter alter Herr, die Gesellschaft musternd, herein und setzt sich zu einem jüngeren Manne, der ihn freundlichst begrüßt . . . Der Kellner bestätigte mir, daß es Schopenhauer sei, und „sein Freund“, setzte er hinzu, „ist der Maler Luntenschütz, der ihn gemalt hat. Das Bild ist eben öffentlich ausgestellt.“ Ich war zu weit entfernt, und die allgemeine Konversation eine zu lebhaft, als daß ich die Unterredung mit anhören konnte . . . Er wurde immer lebhafter, gesprächiger, mit dem Fortschreiten der Table d'hôte und schlug eine gute Klinge. Alle seine Bewegungen hatten etwas Jugendliches, und dann und wann schlug er ein helles Lachen auf. Mein Vorsatz, ihn den anderen Tag aufzusuchen, war gefaßt. Ich sollte ihn zufällig abends nochmals sehen. Ich las im Lesezimmer des Bürgervereins, als Schopenhauer hereintrat, den Raum durcheilte und im nächsten Zimmer verschwand. Der Meinung, das sei ein zweites Leselokal, ging ich ihm nach, wurde aber vom Bibliothekar in sehr barscher Weise belehrt, daß dies sein Zimmer sei und nur dieser Herr die Erlaubnis habe, es zu benutzen. Schopenhauer war auf uns aufmerksam geworden, nahm sofort für mich Partei und belehrte den Bibliothekar, daß ich der Meinung sein mußte, hier eintreten zu dürfen,

da ich ihn (Schopenhauer) vorausgehen sah. Das bestimmte mich nun vollends, den anderen Tag den Löwen in seiner Höhle selbst aufzusuchen.

Die Haushälterin, den Pudel zur Seite, öffnete mir und meldete mich beim Doktor an. Ich hörte etwas brummen; darauf die Stimme der Haushälterin: „Es scheint mir ein Student zu sein.“ „Dann soll er herein“, rief die Brummstimme. Mein erstes war, ihm die Grüße Wagners zu überbringen, was ihn nicht sehr in Erstaunen setzte, da er Wagners Verehrung für ihn kannte. „Er hat mir schon einmal durch einen Züricher Studenten, politischer Flüchtling schien er mir zu sein“, setzte er etwas verächtlich hinzu, „Grüße sagen lassen. Der Mensch gefiel mir aber nicht. Doch halt. Der alte Wille hat mir auch Grüße von ihm gebracht.²¹² Der alte Wille, ja freilich, eigentlich ein guter Hamburger.“ Nun fing er an auf Wagners Musik zu schimpfen. „Er hat mir seine Trilogie geschickt. Der Kerl ist ein Dichter und kein Musiker. Es kommen allerdings tolle Dinge da vor. Einmal heißt es, der Vorhang fällt rasch. Wenn er aber nicht rasch fällt, dann kriegen wir böse Dinge da zu sehen.“ Er meinte den Schluß des ersten Aktes der Walküre.²¹³ Er sagte nie Wagner, ohne das Richard vorauszusetzen, das er englisch (Ritschert) aussprach. Ueberhaupt tat er sich was zu Gute auf sein korrektes Englisch und erklärte es damit, daß er in England nicht geboren — aber gezeugt sei.

. . . Als ich mich bei ihm empfahl, sagte er noch: „Daß ich Sie annahm, verdanken Sie meiner Haushälterin, die Sie einen Studenten nannte. Wären Sie ein Philosophieprofessor gewesen, hätte ich Sie nicht angenommen. Professor Weiße von Leipzig wollte mich einmal besuchen. Ich schrie aber so, daß er es hören mußte: «Für Herrn Professor Weiße bin ich nicht zu Hause.»²¹⁴ Uebrigens, wenn Sie

²¹² Franz Arnold Wille (vgl. S. 187 f.), war damals erst 44 Jahre alt.

²¹³ Vgl. Schopenhauers Äußerungen zu Hebler, S. 201.

²¹⁴ Vgl. Schopenhauers Bericht an Frauenstädt vom 23. September 1855: „Heut vor 8 Tagen meldete sich Professor Weiße aus Leipzig bei mir: meine Alte weiß Bescheid und brachte erst seine Visitenkarte herein (sie spielt jetzt die Rolle der Haushälterin Haydn's im Ochsen-

abends in den Englischen Hof kommen, werden Sie mich da treffen.“ Von dieser Einladung machte ich dann noch mehrere Jahre Gebrauch, bis zu seinem Tode . . .

Ein Gegenstück dazu [zur Abweisung Weißes] ist folgendes: [folgt Bericht über den Besuch Warnkönigs, s. S. 222 f.]

Da ich gerade bei Leuten bin, die so einen Abend im Englischen Hof miterlebten, so muß ich eines Amerikaners erwähnen, der kein Wort deutsch sprach und von Schopenhauer keine Idee hatte. Seine Kenntnis von ihm beschränkte sich darauf, daß er ein Philosoph des Tages sei; auf das hin hatte er ihn schon in seiner Wohnung aufgesucht, wo er ihn nicht traf. Schopenhauer hatte den Mann gleich los und nahm die Sache von der heiteren Seite. Als der Amerikaner fragte: „Was halten Sie von Hegel?“ sagte Schopenhauer kurz: „Hegel ist ein Charlatan!“ „Ein Charlatan?“ sprach verwundert der Amerikaner, der nun nicht mehr wußte, was er sich für einen Vers aus diesem Manne machen sollte. Schopenhauer aber lachte wie ein böser Bube, der einen losen Streich ausgeführt hatte.

menuett) und er wurde nicht vorgelassen. Der hat, nachdem Rosenkranz's Geschichte der Kant'schen Philosophie erschienen war, diesen in der Hallischen Litteraturzeitung getadelt, daß er mich mit aufgestellt habe, worauf Rosenkranz noch in seiner «Charakteristik» anspielt; dann hat er in seinem neuesten Buch von mir mit bloß verbissenem Grimm geredet, — und dann kommt er jetzt, seine Neugier zu befriedigen oder gar Kameradschaft mit mir zu machen: — *quos ego!* —“

Nach diesem Brief fand der Besuch um den 16. September 1855 statt. Da Schopenhauer schon zur Zeit der auf Anfang September 1855 datierten Unterredung mit Warnkönig (siehe S. 222 f.) genauer mit Hornstein bekannt war, kann er diesem nicht schon bei seinem ersten Besuch von Weiß erzählt haben. — Eine Erwähnung des Besuchs Weißes auch im Brief an Becker vom 20. Januar 1856.

Christian Hermann Weiß (1801—1866), ursprünglich Hegelianer, dann Vertreter des theistischen Standpunkts der Schellingschen positiven Philosophie und Gegner des pantheistischen Idealismus Hegels. Weiß hat die Leipziger Preisaufgabe über die Schopenhauersche Philosophie gestellt, bei der nicht Schopenhauers Anhänger Bähr den Preis erhielt, sondern sein Gegner Seydel. Vgl. Gespräche mit Bähr, S. 229 f., und mit Becker, S. 71.

Ueber die Amerikaner dachte er nicht zum Besten. „Die Amerikaner“, sagte er, „sind mir verhaßt. Ihr Benehmen ist roh, ihre Intelligenz entlehnt, holen sich alles aus dem Osten. Haben das Geld, Städte zu bauen, aber nicht die Intelligenz, ihnen Namen zu geben, daher in Amerika alle europäischen Städtenamen anzutreffen sind. Der Engländer verhält sich zum Amerikaner wie ein Dukaten zu einem Rechenpfennig. Auf den ersten Augenblick kann man sie nicht unterscheiden. Aber hernach —“. „Die Engländer sind eine noble Nation, intelligent im höchsten Grade, sodaß man ihren kirchlichen Aberglauben darüber vergessen kann, die Amerikaner hingegen sind jüdisch-orthodox, ohne die englischen Tugenden.“

Sein Hausarzt, der Hofrat Stiebel²¹⁵, traf auch im Hotel ein. Mit dem neckte er sich gern. Als der Arzt gesagt hatte: „Was Lebenskraft, es gibt keine Lebenskraft“, erwiderte Schopenhauer: „Aber das Honorar nehmt ihr für die Leistungen der Lebenskraft.“ . . .

Der alte Baron Cotta war einmal in der Nähe. Ich machte Schopenhauer auf ihn aufmerksam. „Ich liebe die Buchhändler überhaupt nicht, am wenigsten die baronisierten“, war die kurze Erwiderung. Die Neigung mochte gegenseitig sein, denn Cotta ignorierte ihn auch gründlichst, obwohl er ihn recht gut kannte.

Uebrigens liefen viele Table d'hôte-Anekdoten über ihn um. Die bekanntesten waren: Die Geschichte vom Napoleon-d'or, den er jedesmal vor sich hingelegt habe, um ihn den Armen zu schenken, wenn die Stammgäste einmal von Anderem reden würden als Weibern, Hunden und Pferden. Dann die Antwort: „Ich denke auch für zwei“, als ihm der Nachbar den Vorwurf machte, er esse für zwei. Beide Geschichten erklärte er erfunden. „Solches Zeug rede ich nicht“, setzte er noch hinzu. Abends aß er regelmäßig kaltes Fleisch, mit Vorliebe Huhn. Dazu trank er einen „großen“ Schoppen Wein; es war mehr als das gewöhnliche Maß, aber weniger als eine Flasche. Dasselbe trank er bei der Mittagstafel, ohne je davon abzugehen.

²¹⁵ Salomon Friedrich Stiebel (1792—1863).

Als er beim Glatteis hingefallen war und sich an der Stirne verletzt hatte²¹⁶, mußte er einige Tage zu Hause bleiben. „Sehen Sie, hier muß ich fressen“, sagte er ganz empört, als ich ihn besuchte. Den Gang ins Hotel vermißte er schwer und doch war es bei ihm ganz wohnlich, wenn auch nicht elegant. Die Eleganz hatte er für seine Person aufgespart. Er hätte zu jeder Stunde des Tages als *Ci-devant* auf die Scene gehen können, so tadellos war er in seiner Erscheinung. Er rauchte täglich zweimal, einmal eine Zigarre und einmal eine Pfeife; dabei war er mäßiger Schnupper. Aber auch solche Dinge trieb er nur zum Zwecke der Erholung, der Erfrischung, immer das Ziel vor Augen, seinen Kopf möglichst frei zu halten und möglichst viel aus seiner Denkkraft herauszuschlagen. Selbst der Geiz, der ihm vielfach nachgesagt wurde, bestand eigentlich in der Furcht, abhängig zu werden und nicht alles das leisten zu können, was er bei vollkommener Freiheit zu leisten imstande wäre. Komisch war seine Wut über einen Holzmacher, der während seiner „harten“ Arbeit rauchte. Offenbar wollte er das Rauchen nur gestatten, wenn es zur Beschaulichkeit diente oder die Denkkraft steigerte.

* Schopenhauer sagte mir einmal: „Den eigenen Hund kann man bellen hören“, als ich mich verwunderte, daß er das Hundegebell vertrage bei seiner Aversion gegen Lärm und Geräusch.

Eines Tages kam das Gespräch auf Feuerbach. „Mit Feuerbach habe ich so viel gemein, wie Tell mit dem Paricida“, meinte er. „Feuerbachs Devise kann doch nur sein: *Post mortem nulla voluptas, edite, bibite*. Sein Wesen des Christentums hat viele gute Stellen, nur ist sein Ausspruch falsch: Theologie ist Anthropologie, nein: Theologie ist Anthropomorphismus, daher ist der Ausspruch des Helvetius oder Diderot: *L'homme crée Dieu à son image*, ganz richtig, den Feuerbach akzeptiert hat.“ Ueber Feuerbachs aphoristische Gedanken in Wiegands Zeitschrift machte er sich lustig.

²¹⁶ Vgl. hierüber Gespräche mit Becker, S. 69.

„Den Strauß habe ich durch einen Amerikaner grüßen lassen; ich achte den Mann, seine Kritik hat Verdienste, nur hätte er noch mehr Gründe gegen das Historische der Evangelien anführen können, z. B. einen des Voltaire: Christus hat die Geister der Besessenen ausgetrieben und in eine Herde von 500 Säuen gebannt. Wie kommen 500 Säue in ein Land, wo das Schweinefleisch verboten ist? Das ist poetische Allwissenheit. Ferner: Christus hat ein bestimmtes Gebet am Oelberg gesprochen, das angeführt wird. Woher wissen wir das? Die Jünger schliefen und gleich nachher wurde er gefangen.“ Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß dem Strauß die Historie von den 500 Säuen zu frivol gewesen sein wird, worauf er entgegnete: „Ist aber treffend.“ Ich fragte ihn, ob wohl Strauß seine Werke kenne. „Doß in München, mein tiefsinniger Apostel, gab sie ihm. Ich weiß nichts weiteres. — Mein gelehrtester Apostel ist Becker in Mainz“, schaltete er dabei ein. „Bei dem großen Straußschen Erfolge begreife ich nur nicht, wie die Leute wirklich früher an die Sache glauben konnten.“

„Goethe kannte mein Hauptwerk“, sagte er mir einst, als ich ihn darüber befragte. „Er schrieb an meine Schwester zwei Seiten²¹⁷ darüber mit Bleistift. Besonders gefiel ihm: Ueber den angeborenen Charakter und den erworbenen Charakter und über Phidias. Ein Gleichnis von mir (Die untergehende Sonne und der Tod) erzählte er dem Eckermann. Das war eine offenbare Reminiscenz.“²¹⁸

„Moleschott ist ein Barbiergeselle.²¹⁹ Sein Kapitel über den Willen ist für einen Gymnasiasten zu viel.“

„Professor Michelet²²⁰ legt in einem Aufsatz über mich eine solche Unwissenheit an den Tag, daß ich ihn kassieren

²¹⁷ Hörfehler für die „zwei Zeilen“ mit der Notiz: „pag. 320. 321. 440. 441. Goethe“ (d. i. D I, 261 f. und 359 ff.), die Adele ihrem Brief vom 5. Februar 1819 (D XIV, 249 ff.) beilegte.

²¹⁸ Vgl. darüber Welt als Wille und Vorstellung I, D I, 331.

²¹⁹ Ebenso äußert sich Schopenhauer im Brief an Frauenstädt vom 29. Juni 1855.

²²⁰ Ausführlich äußert sich Schopenhauer über Michelet in Briefen an Frauenstädt vom 23. Dezember 1855 und vom 10. Februar 1856.

würde. Auch kannte er den Titel meiner Preisschriften nicht, schrieb aber darüber.“

Nun ein Wort über Schopenhauers angebliche Menschenfeindlichkeit. Ich muß vorausschicken, daß ich ihm sympathisch war. Meine Jugend, meine Eigenschaft als Musiker, meine „Schopenhauerfestigkeit“, wie er sich selber ausdrückte, hatten ihn für mich eingenommen, sodaß es ein Ausnahmefall sein könnte, wenn ich behauptete, daß er immer liebenswürdig gegen mich war. Aber er hatte ja auch andere Freunde, denen er zeitlebens anhänglich blieb, Becker in Mainz, Doß in München, Luntenschütz waren solche Freunde. Allerdings waren das lauter „Jünger“. So nannte er seine Anhänger, die nicht über ihn schrieben. Wer für ihn die Feder ergriff, war ein Evangelist. An der Spitze Frauenstädt. Mit diesem geriet er sich nun freilich in die Haare. Aber auch das war nicht so böse gemeint. In einer Zeit, in der er die Korrespondenz mit Frauenstädt abgebrochen hatte, sprach er mit großer Anerkennung von ihm.

* [Er] sagte mir oft, keiner habe ihn so erfaßt wie Bähr.

In den letzten Jahren hatte er Spanisch zu lernen angefangen, was ihm viele Freude machte und worauf er ebenfalls sehr stolz war, besonders darauf, daß er es noch in so hohem Alter gelernt habe.²²¹ Wenn er noch reisen würde, ginge er einmal hin; „aber“, setzte er hinzu, „in späterem Alter soll man nicht mehr reisen. Die Eindrücke sind nicht mehr stark genug. Man verdirbt die früheren.“ In der Tat fuhr er in seinen späteren Jahren nur noch einmal im Jahre nach Mainz, um seinen Freund, den Rat Becker, zu besuchen, mit dem er dann einen Mittag auf der Mainlust zubrachte. Abends fuhr er wieder nach Frankfurt zurück.

So ungerecht, hart, ja beinahe grausam ihn die Erbitterung über sein literarisches Schicksal machen konnte, so dankbar, ja kindisch dankbar, konnte ihn in früheren

²²¹ Irrtum. Schopenhauer begann das Studium des Spanischen in Berlin 1825 und brachte es bald dahin, daß er den Calderon ohne Schwierigkeit lesen konnte. Am 15. Mai 1829 bot er Brockhaus vergeblich seine Übersetzung von Gracians Handorakel an, die dann erst aus dem Nachlaß veröffentlicht wurde.

Jahren ein harmloses Wort der Anerkennung stimmen. Jean Paul war er zeitlebens rührend anhänglich wegen der wenigen Worte, die er über ihn geschrieben. Mit 70 Jahren noch erzählte er mir, daß in Florenz an der Mittagstafel ihm einer gesagt habe: „Sie sehen aus, als hätten Sie ein großes Werk geschrieben oder irgend eine große Tat vollbracht.“²²²

Eines Abends sprachen wir über Byron, als er schmerzlich bedauerte, den Mann seiner eigenen Dummheit wegen nicht kennen gelernt zu haben. „Ich hatte einen Empfehlungsbrief an ihn von Goethe. In Venedig war ich 3 Monate während Byrons Anwesenheit. Immer wollte ich mit Goethes Brief zu ihm, als ich es eines Tages ganz aufgab. Mit meiner Geliebten ging ich auf dem Lido spazieren, als meine Dulcinea in der größten Aufregung aufschrie: *«Ecco il poeta inglese!»* Byron sauste zu Pferd an mir vorüber, und die Donna konnte den ganzen Tag diesen Eindruck nicht los werden. Da beschloß ich Goethes Brief nicht abzugeben. Ich fürchtete mich vor Hörnern. Was hat mich das schon gereut!“ Dabei schlug er sich vor die Stirne. „Byron ist nicht der erste, aber doch der zweite englische Dichter“, sagte er oft.

„Wissen Sie auch, daß in einem Jahre die drei größten Pessimisten zugleich in Italien waren? Doß hat es ausgerechnet, Byron, Leopardi und ich. Doch hat Keiner den Anderen kennen gelernt.“²²³

Einmal kam die Witwe Byron neben Schopenhauer im Englischen Hof zu sitzen. Als sie fort war, sagte der Wirt zu ihm: „Herr Doktor, neben wem glauben Sie heute gesessen zu haben? Neben Lady Byron!“ — „Zum Teufel“, schrie Schopenhauer, „warum haben sie mir das nicht früher gesagt, ich hätte ihr gerne Grobheiten gemacht.“ — „Das befürchtete ich“, sagte der schlaue Wirt, der sich ziemlich auskannte, „darum behielt ich es bei mir.“

Schopenhauers musikalisches Ideal war Rossini. „Ich bewundere und liebe Mozart und besuche alle Konzerte, in denen Beethovensche Symphonien gespielt werden, aber —

²²² Vgl. Gespräche mit Frauenstädt, S. 85.

²²³ Vgl. v. Doßens Brief an Schopenhauer vom 20. Februar 1858.

wenn man viel Rossini gehört hat, kommt einem alles andere dagegen schwerfällig vor.“ Wenn er von Rossini sprach, schlug er die Augen andächtig zum Himmel auf. „Rossini war einmal hier, logierte einige Tage im Englischen Hof; er saß bei der Tafel in meiner Nähe, aber — ich wollte seine Bekanntschaft nicht machen. Zum Wirte sagte ich: «Das kann unmöglich Rossini sein, das ist ein dicker Franzose.»²²⁴ Uebrigens kommt es gerade bei Musikern leicht vor, daß sie das nicht repräsentieren, was sie sind. Spontini aber machte eine Ausnahme. Er war auch hier, und wir verkehrten mehrere Tage miteinander. Einmal sagte er zu mir: «Hören Sie die Militärmusik im $\frac{6}{8}$ -Takt spielen? Das sollte nicht sein. Militärmusik darf nur im $\frac{4}{4}$ -Takt spielen, alles andere ist gegen ihre Würde.»“ — Schopenhauer gab ihm vollständig recht. Für Karl Maria von Weber hatte er nicht viel Sympathie. „Freischütz ist recht niedlich, aber eine ganz kleine Oper.“

Er besaß sämtliche Opern Rossinis für eine Flöte arrangiert. Das spielte er alles von Jahr zu Jahr einmal durch, mittags von 12—1 Uhr. Nie erlaubte er mir, ihm zuzuhören, so oft ich ihn darum bat . . . Nur dem Flötenvirtuosen Drouet²²⁵ will er einmal vorgespielt haben. Er erzählte mir auch, daß er nach dem zweiten Satze der Beethoven'schen F-dur-Symphonie ausgerufen habe: „Da meint man doch, aller Erdenpein sei man für ewig entronnen.“ „Der Satz wurde da *capo* gespielt, worauf mein Nachbar dieselbe Be-

²²⁴ Rossini brachte nach Abschluß einer Kissinger Kur im Sommer 1856 einige Tage in Frankfurt zu. Vgl. Frankfurter Museum, II. Jg., Nr. 36 (6. September 1856). Nach einem Brief Schopenhauers an Luteschütz hatte der Besitzer des Englischen Hofes für Schopenhauer und seinen Freund zwei Plätze neben Rossini reservieren lassen. Vgl. Schemann 480, wo noch angegeben ist, daß Rossini, in Begleitung seiner Frau und eines fremden Herrn, sich wenig um seine Nachbarn kümmerte, die ihn zudem dadurch, daß sie untereinander deutsch sprachen, noch besonders abgeschreckt zu haben scheinen. „Schopenhauer seinerseits war zu stolz, um sich dem berühmten Gaste aufzudrängen; so kam es zu keiner Conversation zwischen den Beiden.“

²²⁵ Louis François Philippe Drouet (1792—1873) lebte in den fünfziger Jahren längere Zeit in Frankfurt a. M.

merkung mit denselben Worten machte.“ Er ging selten ins Theater, aber „Figaros Hochzeit“ ließ er sich nicht entgehen. Ganz begeistert kam er eines abends aus dem „Figaro“ im Englischen Hof an, besonders die wunderbare Stileinheit betonend.

Von Musikern sprach er gern und oft. Von Reichardt hielt er viel als Liederkomponist. Für Schubert hatte er kein Verständnis und schimpfte über die falsche Behandlung des Erlkönigs, z. B. daß Stellen, die geheimnisvoll behandelt werden müßten, laut geschrien würden. „Mendelssohns Kompositionen sind hübsch, aber ohne Genie. Seine Symphonien sind langweilig. Am besten gefiel mir «Paulus», den möchte ich schon wieder einmal hören. Gluck war mir immer langweilig. Glucks Musik läßt sich nicht getrennt denken von den Worten, und das ist falsch. Musik muß durch sich allein wirken, die Worte sind Nebensache. Die Musik ist viel mächtiger als das Wort. Musik und Worte sind die Vermählung eines Prinzen mit einem Bettlermädchen. Die Fabel in der Oper ist Nebensache, im Grunde nur dazu vorhanden, um der Vernunft auch was zu geben. Rossini hat dies ins Extrem getrieben und die Worte geradezu verhöhnt.“

* Ich trug mich . . . mit dem Gedanken an ein Oratorium „Kain“ nach Byron. Als ich Schopenhauer davon sprach, meinte er, das gibt ja ein Oratorium des Teufels.

. . . Von seiner Bedeutung hatte niemand eine Ahnung. Als bekannter Demokratenfresser galt er für eine lächerliche Person. Sein Anspruch, ein Philosoph zu sein, stempelte ihn zu einem Hochmutsnarren. Sogar seine Lieblinge, die aristokratischen Offiziere der Table d'hôte des Englischen Hof[s] die er als Gesellschaftsretter verhätschelte, gingen nicht immer säuberlich mit ihm um. Der jüngste Leutnant glaubte berechtigt zu sein, ein geistreiches Paradoxon Schopenhauers mit mehr oder weniger Witz der Lächerlichkeit preiszugeben. Bei den Demokraten hat er sich allerdings schlechte Behandlung selbst zugezogen. Gegen die ging er rücksichtslos vor. Am meisten haßte er Robert Blum, den er für den eigentlichen Anstürmer gegen die

Kultur hielt. Ueber den Demokraten Uhland vergaß er den Dichter und wurde ihm nie gerecht. Selbst Schiller verleidete ihm seine Eigenschaft als „Freiheitssänger“, ein Ausdruck, den er so oft hören mußte. Dazu kam noch, daß er für Goethe geradezu eifersüchtig war, und Schiller ihn als Rivale genierte. Oft hörte ich ihn sagen: „Ich muß mir immer die Größe Schillers vor Augen führen, um nicht ungerecht gegen ihn zu werden.“²²⁶

Wenn er sich in den bösen Buben hineingeschwatz hat, konnte er Unglaubliches leisten. Dann konnte er das Glas erheben und auf den „edlen Fürsten Windischgrätz“ trinken und seine „zu große Empfindsamkeit“ bedauern. „Den Blum hätte er nicht erschießen, sondern henken sollen“ usw. Er schilderte dann Blum als einen „knotigen Kerl“, der sich „unterstanden hätte, das deutsche Reich in Stand setzen zu wollen“. „Er hätte sollen bei seiner dramatischen Karriere bleiben, Logenschließer und Theaterkassier.“

Mitgefangen, mitgehangen“, rechtfertigte er die österreichische Regierung. „Sie sehen also, wie ich in politischer Hinsicht mit meinen Freunden und Verehrern in Zürich harmoniere.“ Ueberhaupt meinte er, als ich ihm von seinen Züricher Verehrern sprach, das wäre recht schön, wenn es nur keine so anrühigen Personen wären; auch machte er sich sehr darüber lustig, daß Einer ihn einlud, nach Zürich zu kommen, da sie ihn gerne sehen möchten und als Flüchtlinge doch nicht zu ihm kommen könnten.²²⁷

²²⁶ Vgl. Schopenhauers Aufzeichnung im Manuskriptbuch „Senilia“, anlässlich der Aufforderung, sich in ein zum 100jährigen Geburtstage des Dichters herausgegebenes Album einzutragen: „Schiller-Album: Ich dünkte, der Chorus wäre auch ohne mich schon groß genug.“

²²⁷ Vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 30. Dezember 1854: „Der Ungar [Dr. Kormann], nebst einer ganzen Cotterie schöner Geister, die gebannt sind (aus Deutschland) verlangen im Ernst, ich sollte im December nach Zürich reisen, ihre Neugier zu befriedigen! Habe höflich, freundlich und kurz geantwortet, daß ich auf schriftliche Controverse nicht eingehen könnte und gar nicht mehr reisete. Darauf ist erfolgt ein Buch von Richard Wagner, . . . «der Ring der Niebelungen» . . . Kein Brief dabei, sondern bloß eingeschrieben: «aus Verehrung und Dankbarkeit».“

Unweit seines Hauses an der schönen Aussicht verteidigten die Oesterreicher im Jahre 1849 die Mainbrücke gegen die Sachsenhäuser. Er reichte einem Offizier seinen Operngucker vom Fenster hinab. Diese an und für sich traurige Geschichte erzählte er in der mutwilligsten Weise. Offenbar hatte er seine Freude daran, auch einmal dabei gewesen zu sein, und hielt es für ein großes Verdienst, die Retter der Gesellschaft unterstützt zu haben.²²⁸

Seine Wut gegen Robert Blum war maßlos. Der Mann war ihm so zuwider, daß er einmal aufstand, als sich Blum zufällig im Englischen Hof ihm gegenüber gesetzt hatte.²²⁹ Wenn er aber nach so vielen Jahren folgende grausame Worte sprechen konnte, so gehörte das in das Kapitel der kindischen Freude am Poltern und machte keineswegs einen entsetzlichen Eindruck, wie man ihn beim Lesen wohl bekommen kann. „Blum hatte in der Paulskirche gerufen, als man ihm zuklatschte: «Wir sind hier nicht im Theater!» Wäre ich dagewesen, hätte ich gerufen: «Freilich sollte man meinen, man wäre im Theater, wenn Logenschließer (Anspielung auf Blums Anstellung am Leipziger Theater) das große Wort führen.»“ Seine Antipathie gegen den Vollbart hatte gewiß keinen anderen Grund, als daß er ihn für ein wesentliches Attribut eines Demokraten hielt. Ich durfte es mir hoch anrechnen, daß er im Ganzen gnädig gegen meinen Vollbart war, wenn er auch manchmal eine boshafte Anspielung machte.

[Seiner Mutter] gab er die Schuld an dem Selbstmorde seines Vaters, den er abgöttisch verehrte; ihr schrieb er das finanzielle Herabkommen seiner Familie zu. „Es ist ja vorüber, es gehört zu allem anderen“, pflegte er aufseufzend zu sagen, wenn er auf diese Periode seines Lebens zu sprechen kam.

²²⁸ Vgl. über diesen Vorfall, der sich nicht 1849, sondern am 18. September 1848 zutrug, Schopenhauers Bericht an Frauenstädt vom 2. März 1849, D XIV, 658 f., und seine protokollarische Aussage, veröffentlicht von W. Bröcking, „Schopenhauer und die Frankfurter Straßenkämpfe am 18. September 1848“, XI. Jahrb., 1922, 104 ff.

²²⁹ Vgl. Gespräche mit Carl Bähr, S. 260.

Einmal sagte er bitter: „Daß ich Flöte spiele, verdanke ich meinem Vater, dem prosaischen Kaufmann von Danzig, der meinte, ich solle es nur lernen, man könne nicht wissen, wozu ich es noch brauchen könne. Meine poetische Mutter aber, der Schönggeist von Weimar, war meinem Wunsche entgegen: «Er wird einmal so viel Geld haben, daß er sich Flöte vorspielen lassen kann.»“ Daß die Frau für ihren Sohn nicht das geringste Verständnis hatte, beweist ihre Aeußerung über sein Erstlingswerk: Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde: „Das ist wohl für Apotheker“, sagte sie höhrend zu ihrem Sohne, als er ihr das Buch voller Vaterfreuden überreichte.²³⁰

Mit großer Verehrung sprach er von seinem Vater. Er liebte es, ihn als Muster eines braven Mannes mit feinen Sitten hinzustellen. Er erzählte eines Tages, daß die Beamten der freien Stadt Frankfurt sich fürchterlich blamiert hätten in einer Audienz mit einem deutschen Monarchen. „Dagegen mein Vater. Er stand eines Tages auf dem Schloßplatze von Berlin während der Parade. Der alte Fritz bemerkte den fremden Mann, ging auf ihn zu und fragte ihn nach seinem Herkommen. «Aus Danzig, Majestät, bin Kaufmann.» Einen Bürger aus Danzig zu sprechen, interessierte ihn und er wollte ihn bei sich haben. «Hat Er auch Spaniol?» «Jawohl, Majestät!» «Bringe Er mir morgen welchen.»“

Der alte Schopenhauer war zur bestimmten Stunde im Schlosse. Da er es für unschicklich hielt, einem Monarchen die Dose zu offerieren, schüttete er den ganzen Spaniol auf den Tisch, damit der König davon nehme. „Sein Spaniol ist gut.“ Er machte eine größere Bestellung. Sein taktvolles Benehmen und seine Aufschlüsse über Danzig hatten den König sehr für ihn eingenommen. Sie begegneten sich noch öfter.

Wenn er die Vorzüge seines Vaters gegen die Fehler seiner Mutter hervorgehoben hatte, schloß er: „Der Geist meines Vaters schwebt über mir und sagt: Nicht wahr, mein Sohn, ich habe besser für Dich gesorgt?“ . . .

²³⁰ Vgl. dazu S. 13, 29 und 124.

* [Schopenhauer] war es hauptsächlich, der mich zu dem Entschluß brachte, den Winter [1859/60] in Frankfurt zu verbringen . . . Die interessantesten Erlebnisse des Winters drehten sich hauptsächlich um Schopenhauer.

Einmal gab ich ihm ein Billet in ein Konzert einer durchreisenden italienischen Sängerin. Ich hatte ihr meine Mitwirkung zugesagt und spielte einige meiner Kompositionen, die ihm sehr gefielen, wodurch ich wiederum in seiner Gunst stieg. Von der „Cantatrice“ war er ganz entzückt. Er mochte sich seiner Jugend in Italien erinnern. Sehr gaudierte ihn, daß er diesmal als „Freischütz“ (mit einer Freikarte versehen) im Konzert gewesen sei.

In dieselbe Zeit fiel seine Begegnung mit der Bildhauerin Ney.²³¹ „Denken Sie, wer heute bei mir war? Eine schöne, junge Dame, eine talentvolle Bildhauerin, eine Verwandte vom Marschall Ney. Sie ist eigens hierher gekommen und bleibt längere Zeit hier, um eine Büste von mir zu machen.“

Ein andermal erzählte er: „Sie arbeitet den ganzen Tag bei mir. Wenn ich vom Essen komme, trinken wir zusammen Kaffee, sitzen beieinander auf dem Sopha, da komme ich mir dann vor wie verheiratet.“ Dabei rieb er sich vergnügt die Hände.

Obwohl er schlecht auf die Ehe zu sprechen war, äußerte er doch einmal: „Das ists ja gerade, man mag es anfangen wie man will, so ist es auch nichts.“ Als ich ihm indessen meine Verlobung ankündigte, wurde er fuchswild. „Sind Sie des Teufels? Heiraten heißt seine Verpflichtungen verdoppeln und seine Rechte halbieren.“²³² Und ein Künstler heiraten. Der muß sein Domizil leicht verändern können, um da und dort was Neues zu hören. Und dann eine Frau ginge noch, aber eine Stube voll Kinder. Man hat die Ausgaben nicht mehr in der Hand, man kann nicht sparen. Die ganze Natur wird um einige Saiten heruntergespannt. Das Volk sagt nicht unrichtig: «Er hat sich verändert», für: «Er hat

²³¹ Nach Schopenhauers Brief an Lindner vom 21. November 1859 Anfang Oktober 1859. Vgl. Gespräche mit Elisabeth Ney, S. 345 ff.

²³² Vgl. die ähnliche Äußerung gegenüber Challemeil-Lacour, S. 354 f.

geheiratet.“ So tobte er eine Weile fort.²³³ Ich entgegnete ihm: „Ich liebe das Mädchen.“ — „Um so schlimmer wird die Enttäuschung sein.“ — „Den Ort zu wechseln und dem Interessanten nachzureisen, wird mir auch nicht verwehrt sein, und in einer großen Stadt bleibt man auf dem Laufenden.“ — „Da haben Sie recht; z. B. hierher nach Frankfurt kommt Alles. Da sieht und hört man, was in der Welt vorgeht.“

„Wo werden Sie sich zunächst hinwenden?“ — „Ich werde den Sommer in einem Landhause am Rhein zubringen.“

„Nun, das ist ja recht artig. Wahrscheinlich in einer Laube sitzend, umgeben von der «Vossischen» und ihren unzähligen Beilagen.“²³⁴ ... „Nun“, fuhr er schließlich ruhiger fort, „im Grunde entrinnt man der Misere des Lebens nicht, man mag es so oder so anfangen.“ Als ich ihm sagte, daß meine Braut und ihre Großmutter heute von Mainz nach Frankfurt herübergekommen seien, schien er zu befürchten, ich möchte sie ihm bei Tische vorstellen. Galant sein zu müssen, war ihm außer dem Spaß. Ich brachte sie nicht mit ihm zusammen. Seine ängstliche Miene war zu deutlich.

„Ich werde uralt“, pflegte er zu renommieren. „Mein langer Schlaf und mein guter Magen sagen mir das. Ich möchte 90 Jahre werden. Selbst bei den Achtzigern hat der Tod noch etwas Gewaltames. Bei den Neunzigern gehen Leben und Tod ruhig ineinander über. Ein Neunziger in

²³³ In der in Schwerin erschienenen Biographie des daselbst 1898 verstorbenen Großh. Mecklenburg-Schwerinschen Leibarztes Carl von Mettenheimer, der in den fünfziger Jahren in Frankfurt a. M. praktizierte, findet sich S. 21 die Notiz: „Mettenheimer erinnerte sich gern der anregenden Gespräche, die er mit dem großen Philosophen zu führen Gelegenheit hatte und erwähnte [namentlich] eines Ausspruches Schopenhauers: «Aus Ihnen hätte etwas werden können, wenn Sie nicht geheirathet hätten!»“ (Mitteilung von Hr. Paul Adam, Schwerin, an Ed. Grisebach.) — Vgl. auch Gespräche mit v. Doß, S. 140 ff.

²³⁴ Vgl. die Stelle *D XI*, 33 (Berlin 1813): „Der vollendete Philister. . . Dessen Bild giebt uns z. B. Tiek im Prinz Zerbino, in der Person des Nikanor, der es rein ausspricht ungefähr so: «wann wirst du kommen, ersehnte Zeit, wo ich sitzen werde umgeben von einer wohlgezogenen Familie, zwischen dem Hamburger Korrespondenten und seinen zahlreichen Beilagen!»“

Aschaffenburg wollte eine Weintraube vom Gelände schneiden, als er tot umfiel. So möchte ich sterben. Nur nicht lange leiden.“²³⁵

* Den letzten Abend [vor der Abreise nach Mainz im Winter 1859/60] verbrachte ich mit Schopenhauer. Beim Abschied sagte er zu mir: „Fahren Sie fort, die Welt mit Ihrer Kunst zu beglücken.“ Die Abende mit Schopenhauer gab ich am unliebsten auf, und gerade in diesem Winter waren sie am häufigsten und interessantesten.²³⁶

²³⁵ Hornstein beschließt diesen Absatz: „Aehnlich starb er auch. Seine Haushälterin hatte den Kaffee vor ihn hingestellt, und er fing an, einzuschänken. Sie verläßt das Zimmer und wenige Minuten darnach stürzt der unterdessen eingetretene Arzt heraus mit dem Rufe: «Kommen Sie, der Doktor ist tot!» Er lag ruhig da, in die Sophaecke zurückgesunken.“ Auch Gwinner, 3. Aufl., 394 berichtet: „Er hatte immer gehofft, leicht zu sterben; denn wer sein Leben lang einsam gewesen sei, werde sich auf dieses solitaire Geschäft besser verstehen als Andere. Statt unter den auf die ärmliche Capacität der bipedes berechneten Alanzereien, werde er im freudigen Bewußtsein endigen, dahin zurückzukehren, von wo er so hoch begnadigt ausgegangen sei, und seine Mission vollbracht zu haben.“ (Von „wer . . .“ ab vermutlich dem Manuskript εἰς εἄυρον entnommen.)

²³⁶ Hornstein hat Schopenhauer nicht wiedergesehen. Er kam gerade am Todestage wieder nach Frankfurt und nahm am Begräbnis teil. Darüber findet sich an späterer Stelle der Memoiren (S. 191) folgender Bericht: „Noch einmal wollte ich . . . einen Abend mit Schopenhauer im Englischen Hof zubringen. In Kastel stiegen zwei Herren ins Coupé. «Haben Sie schon gehört, heute früh ist Schopenhauer gestorben», sagte einer zum andern. Ich war wie vom Blitz getroffen. Mein erster Gang war ins Sterbehaus. Dort wurde mir von der Haushälterin die traurige Nachricht bestätigt. Des andern Morgens fand ich mich früh im Trauerhaus ein, nahm Abschied vom Toten und schnitt mir eine Locke ab. Gwinner, der Testamentsvollstrecker, kam, um die Leiche auf den Friedhof zu bringen. Mir gab er den Auftrag, etwaige Besuche zu empfangen. Der Sarg verschwand am Ende der Mainlust und ich stand allein in der öden Wohnung. Zum Begräbnis kehrte ich nach Frankfurt zurück. Es fand 8 Tage später statt [Irrtum: am 26. September 1860], inolge eines testamentarischen Wunsches. Er hatte immer Angst, lebendig begraben zu werden. Es regnete stark während der Beerdigung. Im engen Raum waren die vielen Verehrer des großen Toten. Die Leiche hatte zu riechen angefangen. Manche mußten während der Reden, die gehalten wurden, den Raum verlassen. *Sic transit gloria mundi.*“ Vgl. auch den Bericht

Quelle: Robert v. Hornstein, Memoiren, herausgegeben von Ferdinand v. Hornstein. München 1908 (Verlag der Süddeutschen Monatshefte), 106—127, hier mit verschiedenen, aus sachlichen Gründen vorgenommenen Umstellungen und einigen Richtigstellungen in der Zeichensetzung. Die mit * bezeichneten Absätze (S. 209, 211, 214, 218, 220) sind aus andern Kapiteln des Buches (S. 205, 71, 153, 180 f., 184) eingefügt.

Auch Hornstein wußte um das Vorhandensein von Aufzeichnungen, welche Schopenhauer in der Form eines Tagebuches führte und welche in Sprüchen, Selbstbeobachtungen, Lebens- und Weisheits-Regeln bestanden. Hornstein citirte sogar ein Paar Bemerkungen, welche Schopenhauer ihm einmal daraus zum Besten gab.

v. Doß an Gwinner, 12. Mai 1861.²³⁷

Schopenhauer berichtet am 7. September 1855 an Frauenstädt nach Erwähnung der Besuche von Kreisrichter Voigtel (16. August 1855), Hebler (28. August 1855), Professor Baehr:

„v. Hornstein, junger Komponist, Schüler R. Wagners, der auch, wie Hornstein sagt, sehr eifrig meine Werke studirt. Dieser ist noch hier, bezeugt mir übertriebene Ehrfurcht, z. B. steht vom Tisch auf, draußen denjenigen Favorit-Kellner zu suchen, den ich eben requirire.“

Weiterhin verzeichnet Schopenhauer Besuche Hornsteins in Briefen an Frauenstädt vom 17. September 1856 („Auch von Hornstein war wieder da, war vor zwei Monat in Zürich gewesen, wo Herwegh Buddhismus studirt, durch mich dahin geführt“) und an Becker vom 1. Oktober 1858.

Robert v. Hornstein (1833—1890), Klavierlehrer, Pianist, Komponist, lebte in Süddeutschland (Stuttgart, München) und in der Schweiz; gest. in München als Lehrer an der kgl. Musikschule, schrieb Opern, Schauspielmusiken, Klavierstücke, Lieder, ohne mit seinen Schöpfungen durchzudringen. Persönliche Beziehungen verbanden ihn auch mit Richter, R. Schumann, Liszt, Heyse, Geibel u. a. In München Ehrenmitglied des Krokodils.

Gwinners über Schopenhauers Krankheit und Tod, 3. Aufl., 277, und den Brief Kilzers an v. Doß, Septemberheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“, 890 ff.

²³⁷ Erstveröffentlichung Septemberheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“, 893; vgl. die entsprechenden Äußerungen in den Gesprächen mit v. Doß, S. 143.

Mit Leopold August Warnkönig

Anfang September 1855.

Ich war den ganzen Abend mit Schopenhauer an seiner gewöhnlichen Ecke im Englischen Hof gesessen, als beim Weggehen Schopenhauers ein alter Herr auf ihn zukommt mit den Worten: „Ich bin so frei, mich Ihnen vorzustellen, Professor Warnkönig aus Tübingen, ein Freund Fichtes [des Jüngeren]. Ich bin ein großer Verehrer von Ihnen.“ Der schwerhörige Schopenhauer verstand: „Ich bin Fichte und ein großer Verehrer von Ihnen.“ — „Fichte ist kein Verehrer von mir“, brüllte er hinaus und rannte davon. Der arme Warnkönig stand ganz verdattert da. Ich lief Schopenhauer nach und klärte ihn auf, worauf er sofort umkehrte, sich entschuldigte und Warnkönig aufforderte, sich nochmals zu setzen. Gegen seine Gewohnheit blieb er eine Stunde länger als gewöhnlich im Hotel. Er gewann den alten Warnkönig übrigens so lieb, daß er noch etwa acht Tage jeden Abend seinen Aufbruch hinausschob, und ich sah ihn nie so liebenswürdig gegen jemanden wie gegen den alten Herrn. Daß ich damals nicht wenig stolz war, als Schopenhauer eines Abends zu Warnkönig sagte: „Fragen Sie nur den Hornstein, der weiß es.“ Es handelte sich um eine Stelle in den Parergis, nach der sich Warnkönig erkundigte. In der Tat konnte ich die Frage vollständig erledigen. Schopenhauer schmunzelte beifällig, und bei Warnkönig stieg der 25jährige gehörig im Kurs.

Quelle: Robert v. Hornstein, Memoiren, herausgegeben von Ferdinand v. Hornstein, München 1908 (Verlag der Süddeutschen Monatshefte), 112.

Schopenhauer selbst berichtet in seinem Brief an Frauenstädt vom 7. September 1855, (der die Datierung des Gesprächs auf Anfang September 1855 ermöglicht) nach Erwähnung von Hornsteins Besuch:

Bloß bei Tisch präsentirt hat sich mir Professor Warnkönig aus Tübingen, Jurist, mir durch sein jus naturae bekannt: präsentirte sich als Freund Fichte's, der sehr gut auf mich zu sprechen wäre, — credat Judaeus Apella! Der ist ein gar guter, freundlicher und gescheuter Mann: habe

mehrmals mit ihm getafelt. Sagt mir viel Schmeichelhaftes über meine persönliche Erscheinung, die imposant seyn soll: aber ein alter Engländer, der nichts von mir weiß, sagte mir kürzlich das Selbe.

Leopold August Warnkönig (1794—1866), Jurist, 1817 Prof. für Natur- und röm. Recht in Lüttich, 1827 in Löwen, 1830 in Gent, 1836 in Freiburg i. Br., 1844—1856 für Kirchenrecht in Tübingen. Schriften: Flandr. Staats- und Rechtsgeschichte (3 Bde., 1835—1839); Franz. Staats- und Rechtsgeschichte (mit L. Stein, 3 Bde., 1846—1848); Hist. des Carolingiens (mit Gérard, 2 Bde., 1864); jurist. Jahrbücher und kirchenpolitische Schriften. Vgl. A. D. B. (Schulte).

Mit Karl Ritter

25. März 1856.

Vor 3 Tagen kam mir der Ritter aus Zürich, der im Januar mein Photograph hat machen lassen.²³⁸ Ein junger Mann von vortheilhaftem Aeußern, angehender dramatischer Dichter, kam aus Dresden, wo er mit dem Bähr konferirt hat: auch gehört er zu meiner Züricher Gemeinde: alle diese Apostel kennen sich. — Der nun machte mir die Eröffnung, man gehe damit um, an der Universität Zürich einen Lehrstuhl für meine, und ausschließlich für meine Philosophie zu errichten, und man meyne, derselbe würde am besten durch Sie zu besetzen seyn, worüber er meine Meinung einzuholen beauftragt sei. Natürlich habe ich gesagt, Keiner tauge dazu so sehr, wie Sie. Betrieben wird die Sache von einem Regierungs-Rath Sulzer, der voll Eifer ist. . . Auch dieser Ritter küßte mir beim Abschied die Hand, — eine Cärimonie, an die ich mich nicht gewöhnen kann: muß wohl so zu meiner kaiserlichen Würde gehören.

Schopenhauer an Frauenstädt, 28. März 1856.

In welchem Auftrage Ritter fragte, hat er nicht weiter specificirt: versteht sich im Auftrage der ganzen Partei,

²³⁸ Darüber schrieb Schopenhauer an Frauenstädt am 23. Dezember 1855.

welche die Sache auf die Beine gebracht hat und im Rath durch den R. R. Sulzer vertreten wird.

Schopenhauer an Frauenstädt, 7. April 1856.

Karl Ritter, Sohn von Julie Ritter, der Wohltäterin Richard Wagners, begabter Musiker und Dichter, geb. 1830 in Narva, seit 1841 in Dresden; 1854 bis 1857 in der Schweiz, im Verkehr mit Richard Wagner. Verfasser von vier Tragödien: Der milde Wolf (1877), König Roderich (1878), Virginia (1878) und Bondelmonte (1881). Als Sonderling 1891 in Verona gestorben.

Schopenhauer hat sich Carl Bähr gegenüber über Ritters Besuch geäußert, vgl. S. 228 ff. Die Unterhaltung hat u. a. auf Richard Wagner geführt (vgl. unter den Gesprächen mit Franz Arnold Wille, S. 187), ferner anscheinend auf Sempers Broschüre über vielfarbige Architektur und Skulptur bei den Alten, die Ritter dann am 16. April 1856 Schopenhauer übersendet.

Mit Carl Georg Bähr

12. April 1856 und Mai 1858.

Die erste Anregung, mich mit den Schriften Schopenhauer's zu beschäftigen, empfang ich seltsamerweise von Karl Gutzkow [der in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ einen Aufsatz über die „Parerga und Paralipomena“ veröffentlicht hatte]. „Gottes Wege sind wunderbar“, rief Schopenhauer aus, als ich ihm dies später einmal bei einem Tischgespräche im Englischen Hofe mittheilte.

Mein erster Besuch bei Schopenhauer (12. April 1856).

Das Frühjahr 1856 verschaffte . . . mir die ersehnte Gelegenheit, Schopenhauer persönlich kennen zu lernen. Ich stand im Begriff, in Heidelberg mein fünftes Studiensemester als Jurist zu absolviren, und beschloß nun, ihn auf meiner Durchreise in Frankfurt a. M. zu besuchen . . . In der Häuserflucht längs des Mains, welche die „schöne Aussicht“ heißt, links von der Fahrgasse, etwa im vierten oder fünften Hause, der Brücke gegenüber, wohnte im Jahre 1856 der philosophische Einsiedler Frankfurts. Das Haus wurde seit-

dem baulich verändert. Der früher in der Mitte seiner Front befindliche Eingang ist an die Seite verlegt. Die damalige Wohnung Schopenhauers lag im Parterre und bestand aus einem zweifenstrigen Wohnzimmer mit Alkoven links von der Hausflur und einem zweifenstrigen Bibliothekzimmer rechts derselben. Beide Räumlichkeiten waren sonach durch die allen Hausbewohnern gemeinschaftliche Flur getrennt. Am Ende des Ganges, links von der Treppe, lag die geräumige Wohnstube seiner Haushälterin, einer alten treuen Dienerin und strenggläubigen Katholikin. Die Einrichtung der Wohnstube Schopenhauer's war eine fast puritanisch einfache. Sein Hausrath zeigte den dürrtigen Geschmack des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Er bestand in der Hauptsache aus einem Secretär, der mit Kant's Büste geschmückt war, einem Sopha, über welchem ein kleines Oelporträt Goethe's hing, einem runden Tische vor diesem Sopha, einem Spiegel mit Pfeilerschränkchen zwischen den beiden Fenstern und einem viereckigen Tische dem Secretär gegenüber. An der dem Sopha gegenüber befindlichen Wand gewährte man einige Daguerreotyp-Porträts Schopenhauer's, in der Ecke nahe am Ofen, soviel mir erinnerlich auf einem Postament, die Büste Wieland's. Von den sonstigen Räumen seiner Wohnung habe ich nur noch das Zimmer der Haushälterin gesehen. Auf ihrer Kommode stand ein Kruzifix, neben dem einige Andachtsbücher lagen . . .

Ich machte ihm gleich am Vormittage nach meiner Ankunft, am 11. April, den ersten Besuch, wählte aber dazu unglücklicherweise eine Tagesstunde, die ihm nach seinen Lebensgewohnheiten nicht genehm sein konnte. Ich mußte daher meinen Besuch am nächsten Tage wiederholen. Wie es mir hierbei ergangen, schildert aufs ausführlichste ein Brief an meinen Vater, den ich am 12. April, sofort nach meinem Besuche, mit dem frischen, vollen Eindruck des eben Erlebten im Gasthof zum grünen Baum niedergeschrieben habe:

. . . Mein erstes Debut bei Arthur Schopenhauer war ziemlich niederschlagend. Um ihn nicht in früher Vormittagsstunde durch meinen Besuch zu stören, machte ich mich

gestern um 12 Uhr Mittags auf den Weg nach seiner Wohnung. Die moosgrüne Hausthür schien mir verschlossen, und da an der Seite rechts geschrieben stand, daß man für das Parterre einmal zu schellen habe, so zog ich die Klingel. Aus dem Fenster eines oberen Stockwerks rief mir jemand zu, die Thüre sei offen. Ich ging also hinein, fand aber im Vorhause nirgends eine Aufschrift oder eine Klingel, noch ein dienendes Wesen. Deshalb klopfte ich denn aufs gerathewohl an die Thür links in der Flur, und vernahm auch sogleich ein lautes: „Herein!“ — Das war seine Stimme. Sie klang so entschieden. — Zu meiner Bestürzung sah ich aber, als ich die Thür geöffnet hatte, halb angekleidet mitten im Zimmer stehn, augenscheinlich im Begriff, sich zum Ausgehen fertig zu machen. Er trat auf mich zu, sah mich einen Augenblick starr an und fragte hastig, ehe ich mich noch entschuldigen konnte, mit einer abwehrenden Handbewegung: „Was wollen Sie von mir? Ich nehme keinen Besuch an! Was suchen Sie hier?“ . . . Ich war ganz bestürzt, suchte mich zu entschuldigen und zog dabei Deinen Brief aus der Tasche. Er wollte diesen sofort an sich nehmen, ich bat ihn aber, mich zu gelegener Zeit wieder kommen zu lassen, was ihn immer heftiger machte. Mit den Armen in der Luft herumfuchtend lief er im Zimmer auf und ab. „Entsetzlich! entsetzlich!“, rief er dabei aus, „was mir altem Mann da passirt ist — ich erwarte um diese Stunde den Briefträger — entsetzlich, so anzuklopfen, ohne sich vorher anmelden zu lassen.“ — Ich wiederholte, daß ich nicht gewußt habe, daß hier sein Zimmer sei, und später wiederkommen werde. „Aber Sie haben da einen Brief an mich! Geben Sie her, den muß ich doch lesen.“ Dagegen ließ sich nichts einwenden; ich übergab ihm also Deinen Brief mit der Bemerkung, es sei nur ein Empfehlungsschreiben, und nannte nun auch meinen Namen, wozu ich während seiner Ausbrüche gar keine Gelegenheit gefunden hatte. Er sagte schnell: „So lassen Sie den Brief hier und kommen Sie morgen zwischen 9 und 10 Uhr wieder (so wenigstens glaubte ich ihn zu verstehen), wenn Sie mich besuchen wollen.“ Ich empfahl mich also schnell, während

er noch allerlei vor sich hin murmelte, und ging zerknirscht von dannen. . . .

Heute Morgen um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr wiederholte ich meinen Besuch bei ihm, erkundigte mich aber diesmal zunächst im Hofe nach der Bedienung. Vergeblich klingelte ich mehrmals an einer Küchenthüre hinten in der Flur und hörte ihn dabei in seinem Zimmer ungemein laut mit seinem Pudel reden. Endlich kam aus der Schlafstube die alte Haushälterin, der ich meine Karte abgab. — Es erfolgte ein lauter Wortwechsel, der mir wie ein Schelten klang. Es schien, als würde die Haushälterin ein paar mal zurückgerufen und ihr etwas anderes aufgetragen. Ich mußte nun hören, daß um diese Stunde der Herr Doctor im Studium begriffen sei und sich nicht gern stören lasse: ich möchte also gegen elf wiederkommen. Ich fragte die Haushälterin, ob sie dann auch noch da sein werde, um mich anzumelden. Sie verneinte es, meinte aber, ich solle dann nur getrost an des Herrn Doctors Zimmer anklopfen; einer weitem Anmeldung bedürfe es nicht.

Die Alte hatte mir richtig prophezeit. Als ich Punkt $\frac{1}{2}$ 11 Uhr wieder kam, verlief alles ganz gut. *Per aspera ad astra!*

Als ich jetzt in sein Zimmer trat, kam mir Schopenhauer ungemein ruhig und freundlich entgegen, begrüßte mich in der liebenswürdigsten Weise und nötigte mich neben sich auf das Sopha.

Das Erste, was ich von ihm hörte, war, daß ich ihn bezüglich der Zeit meines Wiederkommens mißverstanden habe. Er hatte mir nämlich die Zeit zwischen 10 und 12 Uhr genannt, da er die ersten Morgenstunden zur Lektüre und zum Arbeiten benutzt. „Sehen Sie“, sagte er freundlich, „im Alter geizt man mit seiner Zeit. Es geht uns da wie Einem, der in den Geldsack greift und der schon den Boden sieht. In der Jugend freilich ist es anders, da hat man noch das ganze Leben vor sich und versteht noch nicht den Werth der Zeit zu schätzen.“ Er sagte dies mit feiner ausdrucksvoller Accentuirung, seine Sprechweise hatte etwas überaus Vornehmes, zugleich aber das Milde und Lehrhafte des Alters.

Als ich mich wegen des gestrigen Vorfalls entschuldigte, erwiderte er, daß dieser für ihn auch sein Gutes gehabt habe. Da nämlich sein Zimmer unmittelbar an die Hausflur stoße, so sei er schon oft durch Besuche gestört worden, die nicht gewußt, wo sie sich anzumelden hätten. Längst habe er sich deshalb vorgesetzt, durch ein Plakat an der Stubenthüre seine Besucher zu avisiren, daß er erst nach 10 Uhr zu sprechen sei und daß man hinten an der Küche zu schellen habe. Dieser Vorsatz sei durch das gestern Geschehene zum Entschluß geworden. Er fragte mich nun nach Deinem Befinden, und ob ich den jungen R[itter] kenne, wobei ich Gelegenheit nahm, der warmen Verehrung der Frau R[itter] für ihn und seine Schriften zu gedenken. Sie sei, meinte ich, wol die einzige Dame, wenigstens unserer Bekanntschaft, welche seine Schriften studire. Er bemerkte, Du habest ihm gesagt: „Weiber fangen selbst an, Sie zu lesen!“, worauf ich: da könntest Du wol nur an die Frau R[itter] gedacht haben. „Nun ja“, sagte er, „für Weiber sind meine Schriften auch nicht.“ Indessen gebe es auch Ausnahmen, wovon er ein Beispiel anführen könne. Wie ihm nämlich Frauenstädt kürzlich aus Berlin geschrieben, habe sein Verlagsbuchhändler den Abschnitt über die Weiber aus den „Parerga“ seiner eigenen Frau vorgelesen, und während er geglaubt, diese werde ganz indignirt darüber sein, sei sie zur Verwunderung des Buchhändlers mit dem Aufsätze ganz zufrieden gewesen. „So“, setzte Schopenhauer hinzu, „mögen wol die Weiber im allgemeinen denken, freilich nicht die literarischen, die nicht.“ Nun erkundigte er sich etwas näher nach Frau R[itter] und nach ihrem Sohne, über welchen er sich sehr beifällig äußerte. „Ah“, sagte er, „er hat auch *Extérieur*, dunkle Augen.“ Daß er Musiker und ein Schüler Richard Wagner's, habe er ihm verschwiegen und sich als jungen dramatischen Dichter vorgestellt. Auf sein Befragen: ob in der komischen oder tragischen Gattung? habe er gesagt: in beiden. Er habe gegen ihn nicht erwähnt, daß er schon etwas geschrieben, und das sei auch ganz gut, da man nicht zu früh anfangen solle. Dagegen lasse sich nichts sagen, fügte er hinzu, und wiederholte mit

zufriedenem Kopfnicken: „er hat mir gut gefallen“. Mich fragte er, wie lange ich schon studirt habe? und da ich ihm dazu zu jung schien, so nannte ich mein Alter. Er wunderte sich darüber und meinte: da könnte ich wol lange leben; wer sich spät entwickele, der lebe *ceteris paribus* länger; er habe sich auch sehr spät entwickelt. — Von Heidelberg hielt er in Bezug auf humanistische Studien nicht viel, lobte dagegen Göttingen, wo er selbst studirt hat. Mit einiger Rührung gedachte er dabei seiner Empfänglichkeit und seines Enthusiasmus für die Wissenschaften in den Studienjahren. Er bemerkte, wie man im Alter, wo das Gedächtniß schwächer werde, größtentheils auf das angewiesen sei, was man in der Jugend gelernt habe. Dies bilde noch immer das eigentliche Schema für das Gedächtniß in späterer Zeit. Was die Jugend, die sich so frisch und empfänglich gegen neue Eindrücke verhalte, uns verschwenderisch reich gewähre, bilde dereinst den Haushalt des Alters. Darum solle man die Jugend gut benutzen. Wenn er sich selbst auf irgend einen naturwissenschaftlichen Lehrsatz besinnen wolle, so denke er immer zuerst daran: was sagt hier Blumenbach oder (hier nannte er einen Chemiker), und bei wissenschaftlicher Lektüre sage er sich: das steht im Blumenbach da und da — und so fort. Er lerne zwar auch jetzt noch immer, aber was er damals gelernt, sei der eigentliche Grundstock seines Wissens.

In Beziehung auf R[itter] erwähnte er noch, daß dieser eine wichtige Nachricht gebracht habe. Mich werde diese Nachricht, da ich jetzt von Leipzig fortgehe, vermuthlich wenig interessiren.²³⁹ Meine Miene mochte ihm das Gegenheil verrathen, denn er frug, ob ich vielleicht wisse, welche Nachricht. Ich platzte nun heraus und verfehlte das Richtige mit der Frage: ob diese Nachricht vielleicht eine Preisaufgabe in Leipzig betreffe? „Ah, die Leipziger Preisaufgabe, nein! Da muß ich Ihnen aber doch etwas zeigen.“ Er holte nun einen Brief und las mir eine Stelle daraus vor, worin einer seiner Verehrer seine Verwunderung darüber

²³⁹ Vgl. das Gespräch mit Ritter vom 25. März 1856, S. 223 f.

ausspricht, daß man in Leipzig einen Preis auf eine Kritik seiner Philosophie ausgesetzt habe und nicht lieber einen Preis auf seinen Kopf. Der Grund sei aber klar: die Herren dort in Leipzig seien viel zu gescheut, um nicht zu wissen, daß sein Kopf nicht um alles in der Welt zu bezahlen sei.²⁴⁰

Sein Freund sage ihm hier, bemerkte Schopenhauer, den Brief wieder zusammenfaltend, viel Complimentables, zugleich aber auch eine ernste Wahrheit. Den Herren in Leipzig sei sein Kopf in der That höchst unbequem. So gefalle sich das Leipziger „Centralblatt“ (redigirt von Zarncke) fortwährend in boshaften anonymen Ausfällen gegen ihn; und er vermüthe deren Urheber in den Herbartianern Hartenstein und Drobisch.²⁴¹ Ich suchte ihn auf eine andere Meinung zu bringen, besonders in Betreff des Professors Drobisch, dessen ehrenhafter Charakter eine solche Annahme nicht zulasse.

Das Gespräch ging nun auf Professor Weiße über und auf unsere sogenannte „Philosophische Gesellschaft“ vom Winter 1854/55. Er schlug mir, als ich zauderte, ihr diesen Namen zu geben, dafür die Bezeichnung „Gelehrte Gesellschaft“ vor. Ich erwähnte, wie ich dort auch über seine Philosophie referirt habe, und in welchem Sinne. Er fragte mich, ob Weiße nicht Alt-Schellingianer sei. — „Nein, Neu-Schellingianer und früherer Hegelianer.“ — „So? also Vertreter der Offenbarungsphilosophie? Da wir einmal von Offenbarung reden, so muß ich Ihnen doch etwas höchst Interessantes und Seltenes zeigen.“ Bei diesen Worten holte er aus einer Ecke des Zimmers eine kleine, etwa fußhohe sitzende Figur von Eisen oder Messing, aber schwarz an-

²⁴⁰ Gemeint ist folgende Stelle aus einem Brief von Pfarrer Grimm vom 8. April 1856: „Warum hat wohl die Leipziger philos. Facultät nur einen Preis auf die Kritik Ihrer Philosophie gesetzt, und nicht lieber, da sie doch Morgenluft wittert, auf Ihren Kopf? Weil sie aus gescheuten Leuten besteht, die wissen, daß Ihr Kopf nicht mit allen Schätzen der Erde bezahlt werden kann.“

²⁴¹ In Moritz Wilhelm Drobisch (1802—1896) und Gustav Hartenstein (1808—1890) sah Schopenhauer nach deren Kritiken im „Zentralblatt“ und im „Leipziger Repertorium“ seine erklärten Feinde (vgl. Brief an Becker vom 20. Januar 1856, an Frauenstädt vom 31. Januar 1856).

gestrichen, nicht unähnlich auf den ersten Anblick einer chinesischen Pagode, und setzte sie vor uns auf den Tisch, indem er geheimnißvoll fragte, ob ich erriethe, was das vorstelle. Ich vermuthete, es sei etwas Chinesisches, aber er sagte: die Figur sei wahrscheinlich aus Tibet, sei wol hundert Jahre alt und stelle den Buddha vor. Es sei ein seltenes Stück, das ich wol sobald nicht wo anders sehen werde; er habe es sich aus Paris verschrieben. Diese Figur sei für die Buddhaisten dasselbe, was für die Christen das Crucifix. Buddha sei hier als Bettler dargestellt, in asiatischer Weise sitzend, die Augen niedergeschlagen, die rechte Hand über das rechte Knie niederhangend und die linke vor der Brust hinhaltend, um Gaben zu empfangen. Dieses sei die streng dogmatische Weise, den Buddha darzustellen. Als ich ihn nun fragte, warum man den Buddha bettelnd darstelle, kam er darauf, mir die Mythe von Buddha zu schildern, in einer Weise aber zu schildern, die mir unvergeßlich sein wird. Das war kein Stubengelehrter, kein deutscher Professor der Philosophie, sondern ein Philosoph von Gottes Gnaden, ein Weiser des Alterthums, welcher zu mir redete. Mit Andacht und Verehrung mußte ich ihm zuhören.

„Ja wohl“, sagte er mit einem rührenden Ausdruck in der Stimme, „Buddha bettelt, weil er ein Bettler ist. O sie ist schön, die Mythe, wie Buddha zum Heil geführt wurde! Ein Prinz aus königlichem Hause, ward er erzogen in einem glänzenden Harem, in Pracht und Reichthum, und als er zwanzig Jahre alt geworden, verließ er zum ersten mal das Schloß und trat mit seinem Gefolge hinaus in die herrliche indische Natur, die vor ihm ausgebreitet lag in ihrem Glanze. Da steht er staunend vor ihr und freut sich über die Schönheit des Daseins. Aber sieh! es kommt einer auf ihn zugegangen (hier machte Schopenhauer, heftig erregt, die Geberde eines alten Mannes, der mit dem Kopfe wackelt), es kommt einer gegangen, der scheint zu sagen: Sieh mich an! Dies Alles ist nichts, nichts! — Bestürzt fragt der Prinz einen Begleiter, was diese Gestalt bedeute. «Es ist das Alter, Prinz; so wie dieser hier werden wir einst alle.» Der Zug geht weiter, und man sieht am Wege einen siechen

Menschen, der sich mit seinem Leiden hinschleppt. «Wer ist dieser?» — «Ein Kranker.» — «Kann auch das uns alle treffen?» — «Jawohl, lieber Prinz.» — Der Zug geht abermals weiter, und auf einer Bahre wird ein Todter vorübergetragen. Buddha erblickt ihn mit Entsetzen. In solchem Zustande hat er noch nie einen Menschen gesehen. Er fragt mit bebender Stimme, ob auch das allen Menschen bevorstehe? Sein Begleiter zuckt mit den Achseln: «Dem ist nicht anders, Prinz. Dem Tode entgeht keiner von uns.» «Sagt ihr mir das?», ruft Buddha aus, «führt zu Alter, Krankheit, Tod unser Dasein, o so will ich nicht leben, fort will ich von euch, — in die Wüste will ich gehen und — meditiren!» — In seiner Erzählung fortfahrend, schilderte Schopenhauer nun, ohne meine tiefe Rührung zu bemerken, wie Buddha anfangs durch seine Umgebung von der Ausführung seines Entschlusses zurückgehalten und wieder im Schlosse des Königs eingesperrt wird, wie er sich aber endlich befreit und mit einem einzigen Diener fortzieht, wie er dann, in die Wüste gekommen, diesen Diener entläßt, auch sein Pferd frei davonlaufen läßt und diesem noch voll Rührung und Liebe einige Worte des Abschieds nachruft, wobei er ihm verheißt: „Auch Du sollst dereinst erlöst werden!“ Er begegnet einem Bettler, tauscht mit ihm die Kleidung und bringt von nun an seine Tage in Nachdenken und Enthaltbarkeit zu, seine Speise fremder Wohlthätigkeit dankend. —

Nach einigen weitern Bemerkungen über indische Sitte und Religion kam Schopenhauer auf den Professor Weiße zurück und fragte mich nach dem Anlaß der Leipziger Preisaufgabe. Ich bezeichnete als solchen unsere Gelehrte Gesellschaft und meinen Vortrag.²⁴² Auch gedachte ich meines Vorsatzes, mich an der Preisaufgabe zu versuchen. Er ließ hier eine Bemerkung fallen, deren Pointe ich überhörte. Er sagte ungefähr: „Sie sind Jurist und können da wol einen gut gepfefferten Aufsatz liefern.“ Dabei lachte er. Doch schien er diese Sache nicht sehr ernst zu nehmen,

²⁴² Auf diese Mitteilung Bährs verweist Schopenhauer in seinen Briefen an Frauenstädt vom 6. Juni und an Asher vom 20. Juli 1856.

sondern brach bald wieder ab, indem er seinen kleinen Buddha lobte.

Ein Pastor in Sachsenhausen, erzählte er, habe kürzlich von der Kanzel herab geradezu gegen ihn gepredigt. Er habe ihn dabei zwar nicht genannt, aber doch für jedermann verständlich auf ihn gezielt durch eine salbungsvoll ent-rüstete Hinweisung auf einen jetzt allgemein in Aufnahme gekommenen „Willen in der Natur“. „Wie müßte dieser Herr“, setzte er gruselig-geheimnißvoll hinzu, „sich bekreuzigen und den größten Heiden in ihm erblicken, wenn er von dort drüben in Sachsenhausen durch einen Tubus in sein Zimmer hineinspähen könnte und hier von ungefähr an der Wand auf einem Sockel, den er sich dazu noch anfertigen lassen wolle, seinen Buddha wie einen kleinen Götzen thronen sähe!“²⁴³

Das Gespräch verbreitete sich noch über verschiedene Gegenstände. Schopenhauer gedachte der Besuche, die er empfangen, der Fremden, darunter auch wol Professoren, die sich im Englischen Hofe erkundigen, wo er an der Wirthstafel sitze, ihn beim Gespräch begaffen oder auch verlangen, ihm vorgestellt zu werden. Er sprach von Goethe's Farbenlehre, von Kant's letzten Lebensjahren, von Dresdner Zuständen einst und jetzt, von seinem treuen Jugendfreunde Herrn von Quandt in Dresden und dessen Unglück in der Familie, von der Hinckeldey'schen Affaire in Berlin, die ihm Lust gemacht habe, einen Separatabdruck seines Aufsatzes über die Cavalierehre, besonders zu Nutz und Frommen der deutschen Studentenschaft, herauszugeben.²⁴⁴

Als ich auf seine Frage, ob ich die Lithographie seines Porträts von Luntenschütz kenne, ihm sagte, daß Du die zwei einzigen in Dresden vorhandenen Exemplare beim Kunsthändler Arnold aufgekauft und mir eines davon ge-

²⁴³ Vgl. hierzu Gespräche mit Eduard Crüger, S. 185 f.

²⁴⁴ Vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 21. März 1856: „Die Richtigkeit meiner Ansicht hat einen starken Beleg am Morde Hinkeldey's: jetzt sind die Gemüther für meine Wahrheit darüber empfänglich.“

schenkt habest, bedauerte er, Dir das Porträt nicht selbst zum Geschenk gemacht zu haben.

Derselbe Luntenschütz, welcher ihn porträtirt hat, arbeitet jetzt mit einem andern an einer französischen Uebersetzung seiner „Parerga“, doch klagt Schopenhauer darüber, daß das Unternehmen nicht recht vorwärts komme.

Als ich von Herbart's Kritik seines Hauptwerkes²⁴⁵ bemerkte, daß mir aus ihr alle hauptsächlichen Einwürfe gegen sein System entnommen zu sein schienen, erwiderte er nachdenklich: er habe diese Kritik nur einmal in seinem Leben, nämlich alsbald nach ihrem Erscheinen im Jahre 1820, nachher nie wieder gelesen.

Einen ergötzlichen Zug aus unserer Unterredung muß ich noch anführen. Als ein Beispiel, wie verkehrt oft über seine Person geurtheilt wird, seitdem diese das größere Publikum im In- und Auslande zu interessiren anfängt, citirte er mir eine höchst abgeschmackte Tirade eines französischen Schriftstellers, der, von Schopenhauer's Aufenthalt in Italien, also von einer Zeit sprechend, wo er (der Schriftsteller) vermuthlich noch gar nicht gelebt, sich ungefähr so über ihn vernehmen läßt: „*il jouissait des beautés de la nature italienne, envisageait les monuments de l'antiquité, mais il repoussait les hommes et regardait les femmes avec mépris!*“²⁴⁶ Als mir Schopenhauer diese Worte anführte, mußte er sich vor Lachen ins Kanapee zurückwerfen, wobei er mir ganz besonders jugendlich erschien. „Ich damals die Welt von mir stoßen!“, rief er aus, „denken Sie, in einem Alter von 30 Jahren, wo das Leben mich anlachte! Und was die Weiber anbetrifft, so war ich diesen sehr gewogen — hätten sie mich nur haben wollen.“ —

²⁴⁵ In der Brockhaus'schen Zeitschrift „Hermes“, Leipzig 1820, 3. Stück, 131—149; wieder abgedruckt VI. Jahrb. 1917, 89 ff.

²⁴⁶ Ungenaues Zitat nach Christian Bartholmeß, *Histoire critique des doctrines religieuses de la philosophie moderne*, Paris 1855, t II, p. 443 f., wo die Stelle lautet: „... En voyageant, en méditant au milieu des trésors d'art et des beautés naturelles dont brillent Dresde, Rome et Naples, en évitant partout les hommes avec hauteur, les femmes avec

Das Gespräch hatte wol zwei Stunden gedauert, als ich die Bemerkung fallen ließ, er müsse sich nun wol zum Mittagessen ankleiden. „Ja wohl“, sagte er, seine auf dem Tische liegende Taschenuhr umwendend, „es ist schon halb Eins.“ Beim Abschiede zählte er mir die Sehenswürdigkeiten Frankfurts auf und wünschte mir, da ich ihm sagte, daß ich nur noch einen Tag in Frankfurt bleiben wolle, „glückliche Reise“. Letzteres war mir sehr leid, da ich ihn nun doch nicht noch einmal besuchen konnte. Er begleitete mich bis an die Thüre und entließ mich mit den verbindlichen Worten: „Nun, Sie sind auf gutem Wege, wie ich merke; freut mich übrigens, daß Sie sich den Wissenschaften ergeben haben und nicht den Künsten.“ — . . .^{246a}

Drei Wochen in Frankfurt (Mai 1858).

Erst im Jahre 1858 war es mir vergönnt, Schopenhauer wiederzusehen; aber diesmal durfte ich mich während eines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Frankfurt des beinahe täglichen persönlichen Verkehrs mit dem außerordentlichen Manne erfreuen . . . Er war in den zwei Jahren durchaus nicht gealtert, zeigte vielmehr eine erstaunliche Frische und Beweglichkeit, körperlich wie geistig. Von dem künftigen Verlaufe seines Lebens machte er sich eine sehr günstige Vorstellung, an deren Verwirklichung er zu glauben schien wie an ein Fatum. Nicht jenes schwere, bleiche und bleierne

mépris, et cela tandis qu'il faisait consister le lien et le bonheur social dans une mutuelle et universelle commisération, il combinait un système propre.“ Schopenhauer hat sich mehrfach abfällig über diese Stelle geäußert: in Briefen an Frauenstädt vom 3. November und 23. Dezember

1855, an Becker vom 20. Januar 1856, an v. Doß vom 27. Februar 1856.

^{246a} Während des Sommers 1856 arbeitete Bähr in Heidelberg seine Preisschrift über die Philosophie Schopenhauers aus. „Auf der Rückreise nach Leipzig versagte ich es mir, Schopenhauer noch einmal in Frankfurt zu besuchen, was er mir später sehr verdacht hat. Ich hatte damals wenigstens Gelegenheit mich davon zu überzeugen, daß er gesund sei, als ich beim Besuch einer Vorstellung der «Maria Stuart» im Frankfurter Stadttheater, bei der die herrliche Ristori die Titelrolle gab, von einer Loge des zweiten Ranges aus sein weißes Haupt im Parket schimmern sah, auch wahrnahm, wie er sich in den Zwischenacten einige mal nach dem Publikum umwendete.“

Alter durfte ihn so bald bedrücken, das er auf der letzten Seite seiner „Parerga“ so traurig schildert. Er war eben erst aus der Sphäre des Jupiter herausgetreten, und unter dem Zeichen des Saturn wollte er noch lange und kräftig wirken. Denn er glaubte sich vor Tausenden nicht nur durch seine geistige Begabung, sondern auch durch eine Gesundheit bevorzugt, die ihm die Anwartschaft auf das neunzigste, wo nicht auf das hundertste Lebensjahr gebe. Er fühlte in sich jene Feuerkraft, jenen *vigor igneus*, den Virgil von den gottähnlichen Stammeltern seines Helden rühmt: „*Igneus est illis vigor et caelestis origo seminibus.*“ Diesen Vers citirte er besonders gern, indem er sich selbst jenen *vigor igneus* zuschrieb, von dem er bemerkte, daß ohne ihn kein Genie denkbar sei. Freilich fügte er hinzu, helfe der *vigor igneus* nichts, wenn man einen organischen Fehler habe, wenn insbesondere Lage und Verhältniß von Herz, Lungen und Gehirn ungünstig seien. Andererseits aber helfe auch die beste Organisation nichts, wenn jener *vigor* fehle.

In der Zuversicht auf eine lange Lebensdauer wurde er noch durch einen Traum bestärkt, den er in den ersten Tagen seiner Uebersiedlung nach Frankfurt gehabt hatte. Die ihm über alles ehrwürdige Gestalt seines verstorbenen Vaters war ihm damals erschienen und hatte ihm durch eine symbolische Handlung ein langes und ruhmreiches Leben an seinem neu gewählten Wohnorte verheißen. (Die Einzelheiten dieses mir von ihm erzählten Traumes sind leider meinem Gedächtniß entfallen. Ich entsinne mich nur noch dunkel, daß sein Vater im Hofe des Hauses mit einer Leuchte vor ihm stand.)²⁴⁷ So war gerade der Gedanke an sein Alter, der seine Verehrer mit Sorge erfüllte, seine unverwundbarste Seite. An einem der Abende, da ich mich im Englischen Hofe seiner Gesellschaft erfreuen durfte, kam unser Gespräch auf Dorguth. Er theilte mir mit, daß dieser im

²⁴⁷ Schopenhauer hat diesen in der Nacht vom 7./8. September 1831 erfolgten Traum zuerst im Cholerabuch (1831) aufgezeichnet (Gr. N. IV, 440), dann, noch im selben Jahre, ausführlicher im Manuskriptbuch *Cogitata* (Gr. N. IV, 136). Schopenhauer hat auch v. Doß von dem Traum erzählt, vgl. S. 137.

Jahre 1855 nach Zurücklegung seines vierundsiebzigsten Lebensjahres verstorben sei.²⁴⁸ „Sehen Sie“, fuhr er fort, „wenn ein Mensch das vier- bis fünfsiebzigste Lebensjahr erreicht hat, so spricht man schon von einem hohen Alter. Ueber das fünfsiebzigste hinaus werden Sie wenige finden. Danach hätte ich nur noch fünf Jahre zu leben. (Mit entschlossenem Ton:) Nun, wir wollen sehen! Man kann sich irren, aber mir ist es, als hätte ich noch wenigstens zwanzig Jahre vor mir. Auch ist mir von mehreren Seiten, oft ganz ohne Veranlassung, versichert worden, ich würde noch hundert Jahre alt. Erst neulich sah mich jemand hier bei Tische aufmerksam an und sagte ganz *ex nunc*: «Wie ich meine, mein Herr, müssen Sie noch wenigstens neunzig Jahre alt werden.» — Ja, aber gewisse Herren meinen schon, jetzt ist er siebzig Jahre alt, da wird's wol bald aus sein mit ihm. Wollen sehen, ob ich nicht mehr Kraft in mir habe als diese Fabrikwaare.“

Ich äußerte, sein Tod wäre diesen Herren doch nur gefährlich, denn er würde seine Schriften noch mehr zu Ansehen bringen. „Damit dann“, antwortete er lebhaft, „wenn der Neid sich nicht mehr gegen mich wenden kann, meine Lehre hübsch zurecht geknetet wird zu einer Universitätsphilosophie. Wart', ich will euch! Nein, sie sollen mich noch lange fürchten!“ Die Vorrede zur zweiten Auflage des „Willens in der Natur“ habe er erst vor vier Jahren geschrieben. „Ich bin das Monstrum“, sagte er ein anderes mal, „das jeden Morgen vor ihnen steht, sie zu verschlingen.“

Die Summe von allem, was er damals über seine noch übrige Lebenszeit dachte, war, daß er sich für berufen hielt, als sein eigener Rächer aufzutreten und mit greisem Haupte, nachdem alles um ihn her hingestorben, das in flüchtigem

²⁴⁸ Richtig: am 9. Oktober 1854. Eingehende biographische Mitteilungen über Friedrich Ludwig Andreas Dorguth (1776—1854) bei Schemann, 475 ff.; vgl. auch Rudolf Borch, Schopenhauer und Dorguth, II. Jahrb. 1913, 3 ff. und Robert Gruber, Schopenhauers Briefwechsel mit Dorguth, III. Jahrb. 1914, 116 ff. Schopenhauer hat sich in den Briefen an Frauenstädt vom 6. November 1854 und an v. Doß vom 10. Januar 1855 über Dorguths Tod geäußert.

Ansehen gestanden hatte, in eine andere Generation hineinzutragen, die dankbar und verehrend zu ihm aufblicken würde.

* Die Plätze der Wirthstafel um ihn herum mußten, wenn möglich, von fremden Gästen frei bleiben. Das wußte die Bedienung. So saß er oft einsam, wie er selbst scherzhaft äußerte, gleich dem steinernen Gaste im „Don Juan“, den wol manchmal ein verkappter Philosophieprofessor, der sich seinetwegen in den Gasthof geschlichen, zu einem Gespräch invitiren mochte, aber, von Furcht zurückgehalten, nur von weitem anzusehen wagte:

O Gast von Marmelsteine,
Mir zittern die Gebeine.

Ein solcher furchtsamer Leporello war z. B. F. gewesen. X hatte sich nicht urbaner gezeigt. Nur Professor Erdmann aus Halle, der als ein geborner Livländer die Manieren eines Weltmannes besaß, hatte höflich um die Ehre der Vorstellung gebeten und dadurch einen günstigeren Eindruck auf ihn gemacht. Insgemein war es für ihn aber belustigend zu sehen, wie die Herren Philosophieprofessoren, so fremd sie auch gegen ihn noch auf den Kathedern thaten und ihre einzig brauchbare Maxime des Mundhaltens ihm gegenüber aufrecht erhielten, selbst nachdem die erste Morgenröthe seines Ruhmes angebrochen war, doch oft ganz insgeheim und *incognito* für ihn sich interessirten.

* Er hatte die Zeit vorher, ehe ich nach Frankfurt kam, immer allein an seiner Tischecke gesessen. Jetzt mochten sich das buntfarbige Offizierscorps und die andern fashionabeln Stammgäste bei der Table d'hôte recht wundern über die feurigen Gespräche, die er oben an der Ecke mit einem jungen Fremden führte. Nach dem Niedersitzen beobachtete ich die Taktik, still zu warten, bis er zu reden anfing. Beim Beginne jeder Mahlzeit war er zur Mittheilung wenig aufgelegt. Man hörte von ihm bisweilen einen ungeduldigen, knurrenden Laut, und durch Gesten und Winke spornte er die servirenden Kellner zu aufmerksamerer Bedienung an. Im Fortgange der Mahlzeit wurde er immer gesprächiger

und blieb in der Unterhaltung mit mir allein bis gegen $\frac{1}{2}$ 3 Uhr sitzen, nachdem die meisten Gäste schon fort waren. Bisweilen, wenn er im Sprechen sehr lebhaft wurde, erfaßte er seine zusammengefaltete Serviette mit beiden Händen und hielt sie wie einen Prießnitzumschlag um den Leib. Beim Hinausgehen zeigte er ein großes Geschick, schnell und unversehens zu verschwinden.

* Am andern Ende der Tafel, an welcher wir saßen, wurden [einmal] von einigen Gästen Knallbonbons gelöst. Es befanden sich Offiziere unter den Gästen. Schopenhauer bemerkte, dieser Zeitvertreib müsse den fehlenden Witz ersetzen, der geistreichen Leuten die Freuden der Tafel würze, insbesondere für die Anekdoten beim Dessert vicariren. Den Herren Offizieren sehe er übrigens dergleichen gern nach, weil sie ihm stets artig begegneten, er sich auch in der politischen Gesinnung mit ihnen verbunden fühle. Ueberdies sei er ihnen für manche ihm erwiesene Aufmerksamkeit Dank schuldig. So hatte vor kurzem erst ein österreichischer Offizier ihm ein Exemplar der „Wiener Zeitung“ überreicht, das einen Feuilleton-Artikel über seine Philosophie enthielt.²⁴⁹ Ein andres mal hatte eine junge hübsche Dame, eine russische Gräfin, die längere Zeit bei Tische an seiner Seite gesessen, aus Aerger über sein Stillschweigen einem ihr zur Linken sitzenden jungen preußischen Offizier ein Knallbonbon zum Ziehen hingehalten, dieser aber hatte für die Ehre gedankt und dabei respectvoll auf Schopenhauer hingedeutet.

Besuch am 1. Mai 1858.

Nach meiner Ankunft in Frankfurt suchte ich Schopenhauer am 1. Mai 1858 um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr in seiner Wohnung auf. Ich fand ihn unverändert wie vor zwei Jahren, rüstig und wohlaussehend.

²⁴⁹ Vgl. Schopenhauers Brief an Asher vom 24. Juni 1858: „Einen höchst interessanten Aufsatz über meine Phil: enthält die „Wiener Zeitung“ vom 8ten Mai . . . Es füllt 8 große Folio-Spalten, enthält Gutes, Schlimmes, Wahres und Grund-Falsches: gar toll. Es ist die Oesterreich'sche officiële Staats-Zeitung. Ich hab' es kommen lassen . . .“

„Guten Tag, Herr Bähr“, begrüßte er mich, „was haben Sie so lange gemacht? Sie wollten schon um Ostern kommen.“

Wir setzten uns.

Ich erwiderte, daß ich nach beendeten juristischen Studien meinen Aceß bei einem Advocaten in Leipzig gemacht habe und dort bis jetzt beschäftigt gewesen sei.

„Hm, schön daß Sie mir das sagen, das wollte ich wissen. Sie haben ausstudirt. Das dachte ich mir.“

„Seit Weihnachten.“

„Sie sagen leider?“

„Seit Weihnachten“, wiederholte ich.

„Wenn Ihnen, wie mir, das Glück zutheil geworden wäre, angeerbtes Vermögen zu besitzen, so würde ich Ihnen sagen: werden Sie Professor der Philosophie.“

Er hatte meine Druckschrift kürzlich von neuem durchgelesen und lobte darin besonders die Darstellung der Kantischen Grundlage seiner Philosophie auf den ersten zwanzig Seiten. Er müsse, sagte er, beim Lesen dieser Schrift immer über meine Befähigung zur subtilen Abstraction erstaunen.

Ich bemerkte, die Klarheit dieser Darlegung sei wol hauptsächlich seiner „Vierfachen Wurzel“ zu danken.

Er habe nachgesehen, ob wol etwas darin vorkomme, jedoch nichts daraus entlehnt gefunden.

Ich corrigirte mich: mein Verständniß der Kantischen Philosophie sei durch seine Kritik derselben und jene erkenntnißtheoretische Abhandlung wesentlich gefördert worden, wobei ich beiläufig fragte, ob er nicht einen separaten Abdruck seiner Kritik der Kantischen Philosophie veranstalten wolle.

Er schüttelte hierzu den Kopf: er liebe nicht das Zerstückeln, seine Schriften bildeten ein innig zusammenhängendes Ganzes, dabei seien sie ja so wenig umfänglich, daß man seine gesammten Werke, die Arbeit seines Lebens, der-einst in fünf Bände zusammenfassen könne.

Er fragte mich nach meinem Alter und schien gewissermaßen beruhigt, als er hörte, daß ich 25 Jahre alt sei. Aus seiner Ideenassociation war zu entnehmen, daß er mich vorläufig in der Kategorie der Wunderkinder untergebracht

hatte. Denn er kam sogleich auf den Professor Witte in Halle, das ehemalige Wunderkind, zu sprechen, mit welchem er gleichzeitig in Göttingen studirt hatte. Witte war damals noch so klein gewesen, daß sein Vater, ein „speculativer“ Pfarrer, ihn im Collegium auf die Bank hatte heben müssen. Schopenhauer war dann später mit Witte in Italien zusammengetroffen, wohin dieser mit Hülfe der ihm vom König von Preußen dazu gewährten Mittel gereist war. In der Gemäldesammlung des Vaticans war er ihm begegnet und hatte mit Verwunderung bemerkt, wie Witte in einer halben Stunde mit der ganzen Sammlung fertig war, während er kaum erst die Bilder zu betrachten angefangen. „Aber es war auch darnach.“ Witte sei, als er das erste mal docirend aufgetreten, von den Studenten ausgetrommelt worden, weil diese von einem Jüngern als sie selbst nicht hätten belehrt sein wollen. In Italien habe Witte für Lappalien viel Geld ausgegeben und sei deshalb von ihm zu größerer Sparsamkeit ermahnt worden. Jetzt höre man wenig mehr von ihm, als daß er dann und wann ein Buch über den Dante edire.

Auf meine Schrift zurückkommend, wiederholte er die Bemerkung, daß mein Vortrag darin sehr trocken und abstract sei.

Als ich, der Erstlingsarbeiten Fichte's gedenkend, die Meinung äußerte, daß man wol in der Jugend zur Bearbeitung erkenntnißtheoretischer Fragen vorzugsweise befähigt sei, wollte er davon nichts wissen: in der Jugend habe man Anschauungen.

„Seh'n Sie da den Frauenstädt“, fuhr er fort, nach einer Ecke des Zimmers deutend, wo eine Gipsbüste stand. Ich wandte mein Gesicht unwillkürlich dorthin, seiner Handbewegung folgend. „Nein“, sagte er lachend, „dort ist er nicht. Sie sehen, ich habe alles gleich anschaulich vor mir. Ja, nehmen Sie das Buch von Frauenstädt: es enthält nichts als meine eigenen Worte.“

„Frauenstädt hatte wol auch nur die Absicht, Sie selbst reden zu lassen.“

„Ja, und es ist gut, daß er es gethan hat, denn meine Worte wirken mächtig auf das Publikum und sind das beste

Hilfsmittel zur Verbreitung meiner Schriften. Sie aber haben meine Philosophie gründlich verdaut und frei reproducirt. Es ist mir oft ganz befremdlich, wenn ich in Ihren ganz anders klingenden Sätzen mich wiedererkennen soll. Es ist mir, als ob ich meine Philosophie noch einmal vor mir sähe, aber als Leiche, eingetrocknet zur Mumie.“

Er sagte dies mit einem Tone, der mir beinahe ein Gruseln vor mir selbst einflößte. War ich mir doch selbst des Mangels an Anschaulichkeit und Wärme des Vortrags in meiner Schrift nur zu lebhaft bewußt.

* Er pflegte sich in alle Bücher, die er besaß, gewisse Zeichen zu machen, die Beifall oder Tadel in verschiedenen Abstufungen bedeuteten. Ein Zickzack mit Bleistift drückte Mißbilligung aus: da schlug der Blitz seines Unwillens ein. Ein Strich war Beifall, zwei Striche lebhafter Beifall. — Mit einer solchen Zeichensprache war auch sein Exemplar meiner Schrift über seine Philosophie versehen, und an den vier Vormittagen, wo er die Güte hatte, dieselbe auf seinem Zimmer mit mir durchzusprechen, notirte ich mir in das von mir mitgebrachte Exemplar seine Zeichen. Zu einer eigentlichen Discussion kam es nur bei wenigen Stellen, doch erhielt ich von ihm verschiedene bedeutende Winke, die sich theils auf den Inhalt, theils auf das Stilistische bezogen.

Er nannte einen Docenten [G. W.] Körber an der Breslauer Universität, der vor einigen Jahren über seine Philosophie gelesen habe.²⁵⁰ Körber hatte ihn brieflich über mehrere Punkte um Aufschluß ersucht, er habe ihn in seiner Antwort einfach auf eine nochmalige Lektüre seiner Schriften verwiesen, in denen er alles finden könne, was zum Verständniß seiner Philosophie nothwendig sei.²⁵¹ Eine philosophische Correspondenz, bemerkte er, sei sehr beschwerlich. Er habe das selbst erfahren, als er einmal mit einem Juristen [J. A. Becker] in einem derartigen Briefwechsel ge-

²⁵⁰ Körber las zuerst im Sommersemester 1857: „*De philosophia Schopenhaueriana ejusque vi in scientiam naturalem.*“ Dieses Kolleg wiederholte er dann bis zu seinem Tode noch achtmal.

²⁵¹ Vgl. Körbers Brief vom 26. September 1857 und Schopenhauers Antwort vom 3. Oktober 1857.

standen habe. Als eine beachtenswerthe Erscheinung erwähnte er bei diesem Anlaß, daß seine Philosophie mehrfach gerade in katholischen Kreisen Aufnahme gefunden habe. So z. B. habe sie der vor mehrern Jahren verstorbene Professor Staudinger in Tübingen seinen Zuhörern empfohlen. Auch ein katholischer Docent in Bonn lese jetzt darüber.²⁵² Das komme daher, weil seine Philosophie dem Katholicismus weit mehr gerecht werde als irgendeine seit den Zeiten der Scholastiker, die ja doch nur halbe Philosophen, zur andern Hälfte Theologen gewesen seien. Die Lehre vom Erlöser trete im Katholicismus viel bedeutender und wesentlicher auf als der jüdische Jehova. Christus und Maria seien die eigentlich bedeutenden göttlich verehrten Gestalten; der Gott Schöpfer sitze nur oben in seinem Himmel still und undunthätig da und sehe mit Würde auf alles herunter, ohne actuellen Einfluß. Dem Katholicismus sei daher wol eine längere Dauer beschieden, als dem Protestantismus, der offenbar stark im Niedergang begriffen sei. Dieser habe einen Lebensnerv des Christenthums dadurch zerstört, daß er die Verdienstlichkeit des Cölibats bestritten, das in der katholischen Kirche noch einen sichtbaren Ausdruck in den Klöstern habe. Daß Luther damals in den Stand der Ehe getreten sei, daß er behauptet habe, man könne nicht *caste vivere* außerhalb der Ehe, das habe die Sache entschieden. „Wart', hast Du das gesagt? . . . Das bricht Dir den Hals!“ In einen mildern Ton einlenkend, gab er zu, Luther sei ein großer Mann, ein gewaltiger tiefsinniger Denker gewesen; er sei aber durch die Zeitumstände zu weitgehenden Zugeständnissen gedrängt worden.

„Meine Philosophie“, wiederholte er, „ist die erste, welche der Ascese ihr Recht widerfahren läßt.“ Er griff hierbei nach einem kleinen Buch, das auf seinem Pulte lag, und sagte lebhaft: „Ich muß Ihnen gleich etwas zeigen, das mir in meinen Ansichten recht gelegen kommt.“ Ich glaubte natürlich, es handle sich um eine ganz neue Erscheinung der

²⁵² Prof. Knoodt, der im Sommersemester 1857 ein Kolleg *de philosophia Schopenhaueriana* las (vgl. Schopenhauers Brief an Körber vom 3. Oktober 1857).

theologischen Literatur, als ich auf dem Titel die Worte las: „Deutsche Theologie“ usw. „Kennen Sie das Buch?“ — „Nein!“ — Darauf fing er an, mir zu erzählen:

„Sehen Sie dort drüben in Sachsenhausen das alte graue Haus, worin jetzt der Maler meines Porträts, Luntenschütz, sein Atelier aufgeschlagen hat? Dort lebte im 13. Jahrhundert ein Ritter, der zuerst die Verneinung des Willens lehrte. Sein Buch wurde vielfach herumgeworfen und kam zufällig in ein altes Kloster, wo man, da es in deutscher Sprache verfaßt war, verächtlich darauf schrieb: «Teutsche Theologie von an Frankforter». Das Büchlein erlebte verschiedene mehr oder weniger entstellende Verdolmetschungen. Ich selbst habe es, ungefähr in Ihrem Alter, das erste mal in einer solchen Uebersetzung gelesen, die trotz ihrer Mängel einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Im Urtext ist es schwer zu verstehen für denjenigen, der nicht, wie ich, ein gründlicher Kenner des Englischen ist, weil das Englische aus der deutschen Sprache des 6. Jahrhunderts entstanden ist. Die Ausgabe, die mir hier zu Handen, ist im Jahr 1851 in 250 Exemplaren gedruckt worden. Später wurde es noch einmal herausgegeben mit einer beigedruckten Uebersetzung ins Neuhochdeutsche. — Ja, das sind meine Geistesgenossen, dieser und Eckhart und Tauler, nur daß unser Verfasser seine Ansichten in ein kleines Buch zusammenfaßte, während jene dickleibige Bände von Predigten schrieben.“

Er erwähnte noch, wie er in dem alten Deutschen Hause drüben jeden Winkel durchsucht und jeden Stein besichtigt habe, um vielleicht noch eine Erinnerung, ein Epitaph oder sonst irgend welche Spur seines Vorgängers zu finden, — doch vergeblich. Er sprach mit so tiefer Bewegung, als ob er diesen ehrwürdigen Mann lebend gekannt hätte.

Jetzt trat die Haushälterin ins Zimmer und sagte: „Herr Doctor, es ist 12 Uhr.“

Ich wollte aufstehen; er hieß mich aber bleiben, da wir noch eine Viertelstunde Zeit hätten.

Ich fragte ihn, ob er etwas von dem akademischen Preisausschreiben auf eine Widerlegung der Indischen Weis-

heitslehre nach den Voraussetzungen des orthodoxen Glaubens gehört habe. Er kannte nur die vor zwei Jahren ausgeschriebene ähnliche Preisaufgabe. Meine Frage veranlaßte ihn aber zu einigen Bemerkungen über die indischen Lehren, namentlich über den Unterschied von Brahm und Brahma. Brahm bedeute etwas Aehnliches wie Gott, es bedeute aber auch Mensch, Thier und Pflanze. Brahm seien wir alle. Indra sei der eigentliche Jehova oder Jupiter der Inder, nur habe er vor jenem dies voraus, daß er sich nicht anmaße, die Welt aus nichts geschaffen zu haben, und obendrein sein Opus kindisch beklatsche. (Er begleitete die letzten Worte mit der entsprechenden Pantomime.) Indra sei, wie Jupiter, ehrlicher Leute Kind. Jupiter sei bekanntlich Sohn des Saturnus, und dieser Kind des Himmels und der Erde. — Er verbreitete sich noch weiter über die Grundlehren des Buddhismus, wobei er durch den Ausdruck „wir Buddhisten“ zu erkennen gab, daß er sich selbst zu dessen Bekennern zähle. Auch zeigte er mir seinen „jetzt vergoldeten“ Buddha, den er mir schon vor zwei Jahren, doch damals noch unvergoldet, vorgestellt hatte.

Er fragte nun, ob ich im Englischen Hofe abgestiegen sei, und als er hörte, daß ich ein Privatlogis am Goetheplatz bezogen, wie lange ich mich in Frankfurt aufhalten werde. Dann stand er auf und sagte: „Ich würde Sie auffordern, mit mir um 4 Uhr spazieren zu gehen, aber das Wetter ist heut zu schlecht; falls es noch besser werden sollte und Sie ein so starker Fußgänger sind wie ich, so kommen Sie doch um 4 Uhr wieder.“

Vor meiner Verabschiedung fragte ich ihn noch, wo der Maler seines Porträts, Luntenschütz, wohne, und er beschrieb mir, indem er mich ans Fenster führte, genau dessen Atelier im gegenüberliegenden Deutschen Hause, woselbst ich ihn vermuthlich gerade um diese Stunde antreffen werde; denn nur in seinem Atelier könne ich ihn finden, in seiner Wohnung, in die er selbst nie gekommen, halte er sich wol nur auf, um zu schlafen.

Er gab mir endlich noch Auskunft über seine beiden angefangenen Porträts von Luntenschütz und Göbel, die beide

zeither unvollendet geblieben waren. Darauf ging ich, denn es war höchste Zeit. Er erinnerte mich nochmals, bei gutem Wetter um 4 Uhr wieder zu kommen, und rieth mir, mich bis zur Thüre begleitend, mit halb ungeduldigem, halb bedauerndem Achselzucken, ihn das nächste mal doch früher zu besuchen, da, wie ich sähe, die jetzige Stunde sehr mißlich sei, denn er habe sich anzukleiden.

Zusammentreffen am 3. Mai 1858.

An dem Tage, an welchem unsere erstmalige Unterredung in seiner Wohnung über meine Schrift stattgefunden hatte, traf ich abends wieder im Englischen Hofe mit ihm zusammen. Ich meldete ihm meinen Besuch für den folgenden Tag an, um diese Unterredung mit ihm fortzusetzen. Da erklärte er mir, unter einer nicht mißzuverstehenden Hindeutung auf seine Rangstellung im Reiche der Geister, daß das nicht so *sans façon* angehe: diese Besuche dürften nur jeden zweiten Tag stattfinden. Denn seine Einsamkeit sei seine Geliebte. Auch gebe es nur Ein Ding, das er täglich treiben könne: dies sei das Essen. — Am folgenden Tage machte ich einen Ausflug nach Hanau und Nauheim und suchte ihn erst wieder am zweitfolgenden, einem Sonntag, abends im Englischen Hofe auf. Ich fand ihn allein in dem großen Gastzimmer sitzend, das ehrwürdige weiße Haupt von der Thüre abgewendet. Als ich auf ihn zutrat, begrüßte er mich mit besonderer Herzlichkeit und Wärme, als ob er die etwas schroffe Aeußerung von vorgestern, die ich ihm doch durchaus nicht übel genommen hatte, wieder gut machen wollte. Er sagte, er sei um mich recht besorgt gewesen, er habe gefürchtet, ich möchte vielleicht in eine der Spielbanken der Frankfurt benachbarten Badeorte, Homburg, Wiesbaden oder Nauheim, hineingerathen sein und mein Geld verspielt haben. Schon mancher Frankfurter Haussohn sei von ländlichen Ausflügen dorthin gerupft heimgekehrt. Ich konnte ihn in dieser Hinsicht meinetswegen beruhigen.

Zusammentreffen am 9. Mai 1858.

Aus dem Lesemuseum im Bürgerverein kommend, wo ich mich mit einer Karte von ihm eingeführt hatte, traf ich Schopenhauer abends $\frac{3}{4}$ Uhr im Englischen Hofe. Er führte dort mit mir $1\frac{3}{4}$ Stunden lang ein lebhaftes Gespräch bei einem Schoppen Ingelheimer. Diesen Wein pflegte er gewöhnlich zu trinken, weil er ganz in der Nähe, bei Mainz, wachse und es sich nicht der Mühe verlohne, das billige heimische Gewächs zu fälschen. (Einmal reichte mir der Kellner, als ich mir diesen Wein bestellte, eine halbe Flasche, die schon entkorkt, wahrscheinlich von Mittag her, hinten auf dem Buffet gestanden hatte. Schopenhauer bemerkte dies und verwies dem Kellner scharf diese Ungehörigkeit, der mir darauf sofort frischen Wein bringen mußte.) Ich theilte ihm mit, daß ich in den Zeitungen ein neues Buch von Witte in Halle, eine Reisebeschreibung über Italien und die Schweiz, erwähnt gefunden habe. „Solcher Reisebeschreibungen“, sagte er, „gibt es mehr als genug, man weiß nicht, wohin damit. Michelet aus Berlin, den ich so abgekanzelt habe (Sie wissen, in meiner Vorrede zur zweiten Auflage des «Willens in der Natur»), hat neulich gar innerhalb sechs Wochen eine Reise von Berlin durch Italien bis Neapel und wieder zurück gemacht und auch noch eine Reisebeschreibung dazu geschrieben. Da der Mann nun natürlich wenig selbst gesehen haben konnte, so mußte er die Erfahrungen anderer statt eigener auftischen. So hat er unter anderm auch meines Gutachtens über den Laokoon erwähnt, warum dieser nicht schreit, und so gewissermaßen feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Er mußte es freilich wol, um sein Buch zu füllen.“²⁵³ Es gehöre, fuhr Schopenhauer fort, in der That viel Courage dazu, in sechs Wochen Italien zu bereisen und obendrein noch ein Buch darüber zu schreiben. Man brauche nur an die Strapazen einer solchen Reise zu denken, und wie wenig man davon habe, wenn man sich nicht an einem Orte länger aufhalte. Er erzählte, wie er selbst mit drei Engländern die Reise

²⁵³ Vgl. auch Gespräch mit Becker, S. 70.

nach Rom gemacht habe, beschrieb mir genau die Pflichten des Vetturino, ohne welchen man in Italien nicht fortkomme, und schilderte seine und seiner Reisegefährten begeisterte Stimmung vor den Thoren der ewigen Stadt. Beim Antritt der letzten Tagereise hatten sie einstimmig jubelnd „Roma, Roma!“ ausgerufen. Ich fragte, wie oft er Italien bereist habe und wie lange er sich dort aufgehalten. „Zweimal, je elf Monate, und beide mal zufällig nicht im Juli.“ Das zweite mal war er nur bis Florenz gekommen und hatte dort dreiviertel Jahr lang in vornehmer Gesellschaft gelebt. Er verkehrte fast nur mit Lords und that nichts weiter als den Homer lesen. „Immerhin“, bemerkte er lächelnd, „eine bessere Lektüre als Hegel's Leibbuch, «Sophiens Reise».“²⁵⁴

Auf den Laokoon zurückkommend, sagte er: Auch in dieser an sich untergeordneten Frage habe sein treffendes Urtheil sich bewährt, sodaß ihm schon im Jahre 1820 ein Gelehrter das Zeugniß gegeben, daß er diese Frage endgültig entschieden habe. Pustkuchen's Erklärung: Laokoon schreie nicht, weil es sonst aussehen würde, als ob einer gähne und die Arme dabei recke, sei ihm nicht bekannt gewesen. Noch erwähnte er des Aremberg'schen Kopfes des Laokoon, der in Brüssel aufbewahrt werde, wohin sein Eigenthümer, der ihm persönlich bekannte Fürst Aremberg, ihn vor dem Harpax Bonaparte I. gerettet. Ein Abguß davon befinde sich im Städel'schen Museum. Er halte diesen Kopf für schöner als den von der Gruppe. —

„Ich wollte Ihnen heute etwas vom Orang-Utang sagen. Der Orang-Utang und noch zwei andere sehr menschenähnliche Affen heißen allein *Simiae*. Die Affen zu Benares (bemerkte er auf eine Zwischenfrage von mir) gehören einer ganz andern Gattung an. Ich hatte mich ein ganzes Leben gesehnt, einen lebenden Orang-Utang zu sehen, und erst auf

²⁵⁴ „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, Roman von J. T. Hermes. Schopenhauer bezieht sich hier auf eine Notiz bei Rosenkranz, Hegels Leben, 1844, 446, wonach im Tagebuch des sechzehnjährigen Hegel verzeichnet ist, daß ihn „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, worin er eines Nachmittags „nur Einiges“ lesen wollte, „bis an den Abend“ gefesselt habe.

der Michaelismesse zu Frankfurt 1856 wurde dieser Wunsch mir erfüllt. Als ich der Frau an der Kasse das Eintrittsgeld von 24 Kreuzern hinzählte, sagte ich: «Hier habt Ihr Euer Geld; aber das sage ich Euch, für 24 Kreuzer zeigt Ihr mir keinen echten Orang-Utang.» «O mein Herr», gab sie zur Antwort, «gehen Sie nur hinein, Sie werden schon sehen!» — Und richtig, er war es! Ich sehe einen, der eben gefüttert wird und der wie ein Mensch mit dem Löffel zum Munde fährt, und wie ich näher komme, — umarmt er mich! (Hierzu die entsprechende Geberde.) O, ich kannte den Orang-Utang aus hundert Abbildungen und hatte ihn ausgestopft gesehen. Glauben Sie mir, der Orang-Utang erkennt im Menschen seinen edleren Anverwandten. Er ist der einzige Affe, der nicht widerlich aussieht, nicht Fratzen schneidet und beißt, auch der einzige, der keinen Schwanz hat.“²⁵⁵

Ich befragte ihn um seine Ansicht über einige andere wunderbare Geschöpfe, die damals in mehrern deutschen Städten gezeigt worden waren, namentlich über die Miß Pastrana und die Azteken. Er hatte sie nicht gesehen. Von den Azteken sprach er mit Grauen. „Wenn ein solcher unerwartet in mein Zimmer träte, — er ist kein Thier und auch kein Mensch! — zu dem würde ich sagen: bleibe fern von mir, Satan!“ Dergleichen seltene Naturerscheinungen würden übrigens in Frankfurt a./M. immer zuerst gezeigt. Frankfurt sei der eigentliche Mittelpunkt von Europa. Darum habe auch Karl der Große hier residirt, Frankfurt sei seine Winterresidenz gewesen. Karl der Große habe wahrscheinlich an derselben Stelle residirt, wo jetzt der „Römer“ stehe, dessen Alter kein Mensch kenne.

Ich bemerkte, der „Römer“ sei ein puritanisch kahles Gebäude.

„Ja, ein geschmackloser gothischer Bau.“ Dennoch habe es jemand nachgeahmt und ein ganz ähnliches Ding in die Nähe des Bahnhofs gesetzt. Es sei überhaupt nichts mit dem gothischen Stil. Kölner Dom, Frankfurter Dom, Nikolaikirche (Spitze von Eisen). Er habe einmal eine Samm-

²⁵⁵ Vgl. auch Gespräche mit Gwinner, S. 386 f.

lung von Modellen gothischer Baukunst gesehen und darunter zufällig das eines griechischen Tempels angetroffen. Bei dessen Anblick sei ihm ordentlich wohl geworden, er habe darin den Accord auf so viel Dissonanzen gefunden.

Ich warf ein, ein gothisches Bauwerk vertrage keine Verkleinerung.

„Glauben Sie, daß ein Tempel von Pästum sie verträgt? Man muß natürlich im Auge behalten, daß man Modelle vor sich hat.“

Ich bemerkte, daß der gothische Baustil wol dem Norden und seinen Witterungsverhältnissen mehr entspreche.

„So kriecht doch lieber gleich unter die Erde! Dort fühlt Ihr Euch am sichersten. Nein, es ist nichts mit dem gothischen Stil.“

Er führte diese Ansicht noch weiter aus und schloß mit der Bemerkung: Das einzige geschmackvolle Gebäude in Frankfurt sei die Bibliothek mit ihrer höchst unlateinischen Inschrift.²⁵⁶

„Was halten Sie von dem Marmorbildniß Goethe's von Marchesi im Vestibule der Bibliothek?“

„Das ist sehr schön, in antiker Tracht und sitzend, wie sich's gebührt. Feldherrn und Eroberer mögen sie aufrecht darstellen, der Gelehrte und Schriftsteller soll sitzen. Ich bin mit Goethe's Schwiegertochter Ottilie dort gewesen.²⁵⁷ Wir waren beide tief ergriffen beim Anblick des Bildnisses. Sie sagte: «Ja, das ist er wirklich, es ist der Vater!»²⁵⁸ Das Denkmal Schwanthaler's gibt dagegen nur den Herrn Geheimrath. Alle sind mit diesem Goethe unzufrieden, sogar mein Schneider, welcher ganz richtig bemerkt hat, daß der Rock verkehrt geknüpft ist. Man kann dieses für einen Witz des Künstlers halten. Schriftsteller haben nämlich oft Geld-

²⁵⁶ Vgl. Schopenhauers Kritik in seinem Schreiben an das Comité für ein Goethe-Denkmal in Frankfurt vom 5. Mai 1837, D XIV, 489.

²⁵⁷ Vermutlich 1849; vgl. S. 54.

²⁵⁸ Nach (unglaubwürdiger) briefl. Mitteilung Hüffers an Prof. Schemann vom 23. August 1889 hätte sich Schopenhauer gegenüber Nicolovius über die Statue lustig gemacht, „die, wie er sagte, Portierdienste verrichten müsse“.

mangel und lassen sich darum einen alten Rock wenden. Da kommen denn die Knöpfe verkehrt zu sitzen.“

Ich meinte, der Kopf des Schwanthaler'schen Goethe sei doch schön.

„Hm, s'ist der Geheimrath. Dazu die störende Bronze und die übergroße Höhe des Sockels. In Italien stehen alle Statuen niedrig. Hier aber ist es recht darauf abgesehen, nichts daran zu erkennen.“

Ich erwähnte das neue Schiller-Goethe-Denkmal in Weimar von Rietschel.

„Es ist auch in Hosen?“, fragte er.

„Allerdings, in moderner Tracht, die aber hier künstlerisch bezwungen erscheint. Sie sollten das Denkmal einmal sehen. Es ist schön.“

„Aber doch Hose“, gab er zurück. „Hos' oder Nicht-hos', das ist hier die Frage. Ob's besser ist, (halbblaut:) im bloßen zu gehen! — Dazu haben sie die Dummheit begangen, den Wieland nicht mit darauf zu stellen, der sich mit Beiden duzte!“

Ich sprach ihm wiederholt den Wunsch aus, daß Launitz seine Porträtbüste anfertigen möchte. Er hatte diesen Bildhauer, einen gebornen Livländer und Freund meines Vaters, zeither noch nicht in seinem Atelier aufgesucht, bezeugte auch keine Lust dazu, obwol Launitz diese kleine Aufmerksamkeit von ihm erwartete. Er wollte vielmehr nach dem Spruche verfahren: wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so kommt der Prophet zum Berge.²⁵⁹ Er schätzte Launitz als Künstler nicht besonders hoch, weil er dessen Leistungsfähigkeit nach dem allerdings sehr langweiligen Gutenberg-Denkmal in Frankfurt beurtheilte, während die stärkere Seite seines Talents gerade die Porträtirkunst war. Leider hat die bloße Etikettefrage, welcher von beiden dem andern den ersten Besuch schuldig sei, den Künstler abgehalten, durch ein würdiges plastisches Bildniß seines großen Zeitgenossen und Mitbürgers sich den Dank der Nachwelt zu verdienen.

²⁵⁹ Vgl. Gespräche mit Hebler, S. 192, und mit Johann Karl Bähr, S. 204.

Besuch am 14. Mai 1858.

Bei Rückgabe eines mir geliehenen Heftes der „*Revue Française*“²⁶⁰ rügte er, daß ich damit nicht behutsam umgegangen sei. Dann erkundigte er sich, an welcher Stelle der Pandekten ein ihm bei einer frühern Unterredung von mir citirter Ausspruch Ulpian's über die Philosophie-Professoren anzutreffen sei. Ich bezeichnete ihm die Stelle, die er sich für die dritte [so!] Auflage seiner „*Parerga*“ vormerkte.²⁶¹

Er empfahl mir, in dem letzten Artikel von [Jürgen] B[ona] M[eyer] die Aeußerung Taine's über die Universitätsphilosophie nachzulesen. Da ich von B. M. noch nichts gehört hatte, so theilte er mir mit, daß der Träger dieses Namens (nicht, wie ich nach dem Vornamen vermuthet, ein Weib, sondern ein junger Docent der Philosophie) sich ihm durch eine Abhandlung über die Willensfreiheit so wenig empfohlen, daß er vor einiger Zeit einen ihm von diesem jungen Manne zugedachten Besuch abgelehnt habe. Denn, wen er sich versucht fühle ins Gesicht einen . . . zu nennen, den lasse er grundsätzlich nicht vor sich. Darum stehe außen an der Thüre seines Zimmers geschrieben: „Man beliebe an der hintersten Thüre zu schellen.“ Als B. M. sich bei ihm anmelden lassen wollte, habe er sich zufällig in seinem Bibliothekzimmer befunden, und M. habe ihn im Rücken sehen können, als er von dort über die Flur in sein Studirzimmer gegangen. Seine Haushälterin habe sich vergeblich bei ihm für M. verwandt, dessen Jugend sie sehr gerührt zu haben schien; sie habe ihm aber melden müssen, daß er beschäftigt sei. Darob erzürnt, habe M. seine Visitenkarte mit Wohnungsangabe zurückgelassen und später den Vorfall dem Dr. Frauenstädt erzählt, der einen sehr angenehmen Menschen in ihm gefunden habe.²⁶²

²⁶⁰ Das Heft vom 10. Dezember 1857, in dem Stücke der Abhandlung über das Fundament der Moral in der Übersetzung Alexandre Weills erschienen waren.

²⁶¹ Die Stelle ist *Lex. I, § 4, Dig. de extraord. cognit.*, L. 13, und wird zitiert *Parerga I, D IV, 175.*

²⁶² Vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 31. Oktober 1856. Meyer rächte sich für die Zurückweisung seines Besuchs später durch ein Pamphlet „Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker“ (Berlin 1872).

Noch in anderer Beziehung war es Herrn B. M. in Frankfurt übel ergangen. Er war als Verächter der somnambulen Erscheinungen bekannt. In einem Cirkel, dem Schopenhauer angehörte, ließ sich der französische Magnetiseur Dupotet sehen. M. hatte sich eine Eintrittskarte zu verschaffen gewünscht; aber der französische Consul, der mit der Abnahme der Eintrittskarten beauftragt war, zerriß die seinige und verstattete ihm keinen Eintritt.

Wie mir Schopenhauer bei diesem Anlaß mittheilte, gehörte er schon seit Jahren einer kleinen, aber eifrigen Gemeinde von Frankfurtern an, welche das Studium der somnambulen Erscheinungen cultivirte, die neuen Erfahrungen auf diesem Gebiete sammelte und der geringschätzigen Behandlung des Somnambulismus und Mesmerismus von seiten der Aerzte mit Entschiedenheit entgegentrat. Er erzählte mir, wie früh er angefangen, sich mit dem animalischen Magnetismus zu befassen. Schon als Privatdocent in Berlin war er von dem dortigen Professor Dr. Wohlfahrt in die Schlafsäle der Somnambulen eingeführt worden. Mit einer vierzigjährigen Somnambule hatte er dort lange Gespräche geführt. Eine andere Somnambule hatte dadurch, daß er sie angeblickt, Krämpfe bekommen.

„Wenn eine solche Somnambule“, sagte er, „im Schlafe daliegt und hellsehend wird, so bekommen ihre Gesichtszüge eine Erhabenheit, ihre Sprache wird edler, als sie sonst ist. Man steht vor ihr, wie vor der Natur selbst; denn sie antwortet nur, wenn man fragt, und bloß, was zur Sache ist. Ich habe selbst einmal von einer Somnambule mir eine Zeit festsetzen lassen, wo ich fragen durfte. Sie hatte die Zeit vier Wochen vorher bestimmt und dabei ausgemacht, daß ich meine goldene Brille ablegen müsse und daß ihr auf jedes Auge ein Blatt gelegt werde. Als die Stunde da war, konnte ich meine Fragen nicht lange fortsetzen, weil ich verabsäumt hatte, mir vorher die Gegenstände zu überlegen, über die ich fragen wollte.“

Er rühmte Professor Wohlfahrt's Gefälligkeit und gedachte eines galanten Abenteuers dieses Arztes mit einer schlafenden Somnambule, das nicht ohne Folgen geblieben

war. „Ihr fettes Wesen gefiel ihm“, sagte er mit Anspielung auf eine Stelle in Goethe's „Reineke Fuchs“ (VIII. Gesang, Vers 96) und schloß diesen Excurs mit den Worten: „Er war ein guter Kerl, der Wohlfahrt, er trug wie Wieland den großen russischen Annenorden.“

Diese Erwähnung Wieland's, dessen Büste in Schopenhauers Zimmer stand, gab mir Anlaß zu der Frage, ob er diesen Dichter näher gekannt habe. Darauf erzählte er mir von seinem Besuche bei Wieland im Jahre 1811 und der nachherigen Begegnung des Dichters mit seiner Mutter bei einer herzoglichen Cour im Residenzschlosse zu Weimar. [Hier folgt der S. 14 f. stehende Bericht.]

Ueber dem Sopha, auf dem ich neben Schopenhauer saß, hing ein Oelporträt Goethe's, eine von Fräulein Bardua, einer natürlichen Tochter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, angefertigte verkleinerte Copie nach dem Bildniß, das Kügelgen im Jahre 1808 nach dem Leben gemalt hatte.

Die Mutter der Malerin, die frühere Geliebte des Herzogs, hatte später einen Kammerdiener desselben geheirathet, was, wie Schopenhauer bemerkte, zu mehrfachen scherzhaften Verwechslungen der beiden Väter, des „Papa Fürst“ und „Papa Kammerdiener“, Anlaß gegeben habe. In dem Porträt Kügelgen's solle Goethe übrigens etwas geschmeichelt sein. Goethe selbst habe einmal beim Anblick des Bildes zu den Seinigen geäußert: „Sagt mir einmal, Kinder, ob ich wirklich so ein Maul habe.“ — Kügelgen habe in Dresden als ein wenig aufrichtiger Charakter, aber als ein schöner Mann gegolten. Seine Ermordung falle in die Zeit, da er, Schopenhauer in Italien war.²⁶³

Aus seiner Göttinger Studienzeit gedachte Schopenhauer mir gegenüber noch besonders seines Verhältnisses zu Christian Karl Josias Bunsen, dem nachmaligen preußischen Gesandten in London. Dieser hatte auf ihn früh den Eindruck eines Genies gemacht, von welcher Auffassung er freilich später zurückgekommen war. Er war mit ihm in vertrauten Verkehr getreten und hatte ihn im Jahre 1811 auf seiner

²⁶³ Gerhard v. Kügelgen wurde am 27. März 1820 ermordet.

Ferienreise nach Weimar als seinen Leibgesellschafter mitgenommen und in die Salons seiner Mutter eingeführt, wo er Goethe und Wieland kennen lernte. Dankbar hatte Bunsen, was mir Schopenhauer als einen liebenswürdigen Zug von ihm rühmte, ein Menschenalter später, da er als berühmte Excellenz seinen alten Studiengenossen in Frankfurt a. M. besuchte, ihm gegenüber anerkannt, daß er durch ihn zum ersten mal in die große Welt eingeführt worden und daß Schopenhauer damals jeden Abend einen Parketplatz im Weimarischen Theater für ihn bezahlt habe.

Am Schlusse unserer heutigen Unterredung zeigte mir Schopenhauer eine Reliquie von Kant, nämlich dessen Handexemplar der „Kritik der praktischen Vernunft“, das durch verschiedene Hände in seinen Besitz gekommen war.²⁶⁴ Die früheren Eigenthümer hatten auf dem weißen Blatt hinter dem Deckel ihre Namen eingeschrieben, er selbst aber hinter dem letzten Namen die Worte: „*A quo accepi: Arthur Schopenhauer.*“ In einem halb geheimnißvollen Tone überlieferte er mir hierbei eine ungedruckte Aeußerung Kant's: „Das Beten ist eine Handlung, bei der jeder sich schämt, betroffen zu werden.“

Zuletzt kam die Haushälterin mit dem Rasirbecken.

Zusammensein am 15. Mai 1858.

An diesem Abend waren wir im Englischen Hof von $\frac{3}{4}$ 9 bis nach 11 Uhr, — der schönste Abend, den ich mit Schopenhauer verlebt habe. Er war heute besonders zur Mittheilung aufgelegt und guter Stimmung, seine Rede geistprühend, voll wunderbarer Lebendigkeit. Leider habe ich mir zumeist nur die Stichworte aus dem Gespräch notirt und kann daher dessen Inhalt auch nicht annähernd vollständig wiedergeben. Wo mich mein Gedächtniß verlassen hat, werde ich im Nachstehenden wenigstens diese Stichworte wiedergeben, um den reichen Inhalt und die ungefähre Gedankenfolge des Gesprächs anzudeuten.

Ein Theil des Gesprächs bezog sich auf das Verhältniß zu seinem Vater. Dieser hatte ihn auf den Namen Arthur

²⁶⁴ Vgl. Gespräch mit Eduard Crüger, S. 186.

taufen lassen, weil die Schreibweise dieses Namens in allen Sprachen die gleiche ist. Ein schwindelhafter Kaufmann in Danzig hatte nämlich die mehrsprachige Verschiedenheit seines Vornamens Jakob, James, Jacques, zu Betrügereien benutzt und falsche Wechsel ausgestellt. Die künftige Firma seines Sohnes sollte gegen solche Eventualitäten gesichert sein.

Er rühmte die Sorgfalt seines Vaters, der ihn schon im Kindesalter mit sich auf Reisen genommen und, als ob er seine wahre Bestimmung vorausgeahnt, gesagt hatte: „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen.“ (Schopenhauer citirte diese Worte mit dem Zusatze: „So sagte mein Vater, der Kaufmann.“) „Nicht Jünglinge dürfen reisen“, bemerkte Schopenhauer, „für sie ist das Reisen gefährlich, wohl aber Kinder und weltkundige Männer.“ Er erzählte, wie er als 9¹/₂jähriger Knabe im Jahre 1797 bei dem Correspondenten seines Vaters zu Havre in Pension gegeben und mit dessen Sohn erzogen worden. Diesen Gefährten seiner Kindheit habe er vor einigen Jahren in Deutschland wiedergesehen und in ihm einen wenig genießbaren Alten gefunden. „Man divergirt immer mehr, je älter man wird, zuletzt steht man ganz allein.“²⁶⁵

Zweijährige Reise des Sechzehnjährigen mit seinen Eltern durch England und Frankreich.

Einiges über seine spätern Reisen. Sein Aufenthalt in Rom. Der Papst im Vatican. Die Schweizer. Nur Ketzer, meist Deutsche und Engländer, haben ungehinderten Zutritt und „dürfen den Papst als servirenden Kellner sehen“. Der Papst in der Peterskirche *urbi et orbi* den Segen ertheilend. Prinz Max von Sachsen. „Das kleine Nest von Ketzern im Seitenchor.“ —

„Der Gott von Oxford und von Cambridge“, — eine treffende Bezeichnung Arnold Ruge's für das englische Hochkirchentum. —

„Elias im feurigen Wagen“ — „ein Wunder, daß er sich nicht die Hosen verbrennt.“ — Der Esel „von Osten“.

²⁶⁵ Anthime Grégoire de Blésimaire suchte Schopenhauer im Juli 1845 auf.

„Lucinde“ von Schlegel. Schleiermacher. Gutzkow. Zerwürfniß Schlegel's mit Tieck.²⁶⁶

Gustav Schilling's Erzählungen „Die Abendgenossen“, von Schopenhauer wegen ihres frischen Humors gerühmt.

Gutzkow's damals eben erschienenenes Buch „Die kleine Narrenwelt“ war ihm ein Beleg deutscher Schriftsteller-Ehrlichkeit, sofern dem Publikum, welches das Buch in der Meinung kaufe, unter diesem Titel etwas Neues für sein Geld zu bekommen, darin nur ältere Aufsätze desselben Schriftstellers aus den „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ aufgetischt würden.²⁶⁷ — Sprachschnitzer Gutzkows in dem Titel seines letzten Romans „Der Zauberer von Rom“. Statt dessen müsse es heißen: Der Zauberer aus Rom.²⁶⁸

Die väterliche Bibliothek. Als 14jähriger Knabe hatte er daraus mit Hülfe seines Kommodenschlüssels den Roman „*Faublas*“ entführt und nachts auf seinem Bette sitzend sich in dessen Lektüre vertieft. Da war sein Vater unversehens, in einer conjugalen Absicht, durch das Zimmer gegangen. „Ein gegenseitiges Ertappen!“

Der Roman „*Faublas*“ veranlaßte durch den Gleichklang des Namens die Erwähnung des „*Gil Blas*“ von Lesage. Schopenhauer wunderte sich, daß ich dieses Buch nicht gelesen habe. „Bald wollte ich schon zu Ihnen sagen, was Goethe zu mir sagte, als ich ihn das vorletzte mal besuchte, — ich glaube es war 1814. Er sagte: «Wie alt sind Sie?» — «Sechszwanzig Jahr!» — «So jung und schon so reich an Erfahrung! Wie viel hätte ich schaffen wollen, wenn ich schon in ihrem Alter so reiche Kenntnisse gehabt hätte.»“ — Schopenhauer bezeichnete mir nun kurz den Inhalt dieses Romans und den Charakter seines Verfassers, und bemerkte, daß dieser mit andern großen Schriftstellern das Schicksal

²⁶⁶ Sollte sich diese Notiz nicht vielmehr auf Schopenhauers Zerwürfniß mit Tieck wegen der von Gwinner berichteten Äußerung über Schlegel beziehen? (Vgl. Gespräche mit Tieck, S. 43.)

²⁶⁷ Ähnlich absprechend beurteilt Schopenhauer das Buch schon im Brief an Frauenstädt vom 31. Oktober 1856.

²⁶⁸ Vgl. die Rüge dieses falschen „von“ in der Abhandlung „Ueber die Verhuzung der deutschen Sprache“, D VI, 466.

gemein gehabt habe, während seines Lebens kein Günstling des Glücks zu sein und erst bei der Nachwelt die dankbare Anerkennung gefunden zu haben, die seine Werke so reichlich verdient hätten.

Dieses Schicksal des Lesage erinnerte ihn an „Künstlers Erdenwallen“ von Goethe und gab unserm Gespräche eine eigenthümliche Wendung, bei der sich mir sein Gemüthsleben so tief und mächtig wie sonst bei keinem andern Anlaß offenbarte. Mit der innigsten Rührung sprach er von der Dichtung, die in zwei bedeutungsvollen Scenen den Künstler einmal in der Bedürftigkeit und Enge seines Erden-schicksals, das andere mal in seiner glänzenden Apotheose im Gedächtniß der Nachwelt schildert. In kurzen Zügen, aber vollständig und mit höchster Anschaulichkeit, erzählte er mir, da ich ihm gestehen mußte, auch diese Dichtung leider noch nicht zu kennen, die darin vorgeführte Begebenheit. Geradezu herzergreifend war seine Recitation des Verses:

Ein Freund, der sich mit mir ergetzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.²⁶⁹

Er wiederholte diesen Vers im Laufe des Gesprächs noch einmal, indem er dabei besonders die letzten zwei Zeilen Wort für Wort mit Nachdruck betonte. Es bedurfte keiner Aussprache zwischen uns darüber, was sein Ton und seine Mienen mir so rührend sagten: daß er sein eigenes Erdenlos mit dem des Goethe'schen Künstlers verglich und es diesem ähnlich fand, zwar nicht in Hinsicht auf die Ar-muth, die jenen Künstler drückte, aber in Hinsicht auf seine Verkennung und Vergessenheit, seine freudlose Verein-samung, deren Stachel er während eines arbeitsvollen, auf das höchste denkbare Ziel des Menschengeistes gerichteten Strebens jahrzehntelang aufs bitterste empfunden. Die

²⁶⁹ Vgl. Parerga II, D V, 96. Auch im Gespräch mit Julius Hamel kommt Schopenhauer auf das Gedicht; vgl. S. 268.

herbste und zugleich gerechteste Anklage gegen seine Zeitgenossen legte er in diese Goethe'schen Worte.

Den Contrast zwischen dem Künstler, wie er einerseits in seiner irdischen Bedürftigkeit erscheint und andererseits im Gedächtniß der Nachwelt sich darstellt, konnte er mir nicht eindringlich genug hervorheben. In diesem Zusammenhange führte er mir noch eine andere Scene vor, so lebendig, daß ich heute nicht mehr sagen kann, ob er sie mir als ein Selbsterlebtes, oder als ein ihm durch Lektüre oder Erzählung eines andern Ueberkommenes geschildert habe:

In einem Theater zu Florenz wird ein Schauspiel aufgeführt. Eine Scene stellt dem Zuschauer ein schönes Gelände vor Augen. Die verklärten Gestalten der großen Dichter und Künstler Italiens begrüßen sich im Elysium. Man hört da die Namen eines Tasso, Dante, Petrarca nennen, die sich begegnen und freudig grüßen. Unter andern wird aber auch der eines noch lebenden Dichters, Metastasio, genannt.

Da erhebt sich aus dem Publikum mitten im Parterre ein alter Mann in grauem Kittel und ruft, indem er mit einem Stock mehrmals auf den Boden stößt, mit zorniger Stimme: „*Io sono Metastasio! io sono Metastasio!*“ Es war der angerufene Dichter selbst, der hier, gegenüber seiner vorzeitigen Apotheose auf der Bühne, seine ärmliche Wirklichkeit in Erinnerung brachte und für diese das Mitleid der Versammlung in Anspruch nahm.

„Ja“, sagte Schopenhauer mit Wehmuth, „so sehen die aus, unscheinbar und bedürftig und oftmals bedrückt durch Armuth und Sorge, die Ihr dereinst als die Genien der Menschheit preiset und beinahe vergöttert. Seht sie an, das sind sie! Das ist Künstlers Erdenwallen! Kommt nicht erst mit Eurer Anerkennung und Theilnahme, wenn sie im Grabe liegen, sondern helft ihnen, solange sie einen hungrigen Magen haben und einen Mund zum Küssen!“ —

„Wünschenswerthe Alternative für den Künstler und Schriftsteller: entweder angeerbtes Vermögen oder ein Mäcen. Dr. Frauenstädt habe Gelegenheit gehabt, eines Mäcens theilhaft zu werden, wenn auch nur eines Miniaturmäcens, und zwar in der Person des Für-

sten von Ratibor, der für seine Büchersammlung einen Bibliothekar habe anstellen wollen. Er habe Frauenstädt seiner Zeit gerathen, sich um diese Stelle, als eine Sinecure, die ihm volle Muße zu seinen schriftstellerischen Arbeiten verstattet hätte, zu bewerben, Frauenstädt aber habe die Großstadt Berlin nicht aufgeben wollen.

Seine streng conservative politische Gesinnung. Um sich diese durch einen recht drastischen Ausdruck zu vergegenwärtigen, pflege er immer von sich zu sagen: „Ich bin ein alter fürstlicher Kammerdiener.“

Robert Blum. Ohne es zu wissen und zu wollen, sei er mit ihm einmal in Berührung gekommen. An seinen Tisch im Englischen Hofe habe sich nämlich im Jahre 1848 einmal abends ein ihm unbekannter bärtiger Mann gesetzt, dessen Aussehen und ganze Atmosphäre ihn so wenig angemuthet, daß er dem Kellner alsbald gewinkt habe, ihm an einem andern Tische zu serviren, der ihm „besser decorirt“ geschienen. Nachher habe er erfahren, daß dieser Unbekannte Robert Blum gewesen.²⁷⁰

Kant in seinen letzten Lebensjahren. Mit Bezug auf seinen Brief an Professor Rosenkranz, der sich auf die spätern Auflagen der „Kritik der reinen Vernunft“ bezog, befragte ich Schopenhauer, ob er annehme, daß Kant im Alter einen „Knick“ bekommen habe. Schopenhauer antwortete: „Ja, er hatte einen Knick. Simplicissimus²⁷¹ braucht aber einmal in seiner Kritik meiner Ethik von mir einen sehr treffenden Ausdruck, er sagt, ich sei «ungebrochen». Das ist sehr wahr.“

Abschied am 21. Mai 1858.

Am Abende des 21. Mai war ich das letzte mal im Englischen Hofe mit Schopenhauer zusammen. Ich begleitete ihn beim Nachhausegehen bis an die Ecke der Weißadlergasse, um hier, schweren Herzens, von ihm Abschied zu nehmen. Er fragte mich, wann ich morgen wieder in Leip-

²⁷⁰ Vgl. Gespräche mit Hornstein, S. 216.

²⁷¹ Der jüngere Fichte, den Schopenhauer mit diesem akademischen Spitznamen zu bezeichnen pflegte. Vgl. Gespräch mit Hebler, S. 195.

zig sein werde, und als ich ihm die Stunde, 6 Uhr nachmittags, nannte, rief er erstaunt aus: „Unglaublich! Sehn Sie, in der Hinsicht bin ich ein *quasi modo genitus*. Ich kann mich noch immer nicht an die Schnelligkeit gewöhnen, mit der Menschen und Briefe transportirt werden.“ Seine letzten Worte beim Abschied waren: (langsam) „Also, mein liebster Herr Bähr, wir sehn uns jetzt (zögernd:) zum letzten mal? (schnell) O wir werden uns schon wieder sehn! Grüßen Sie Ihren Herrn Vater! (im Abgehen, den Hut lüftend:) Gute Nacht!“

Man lächle nicht darüber, daß ich diese Abschiedsworte mir so genau gemerkt und mir sogar die eigenthümlichen Intervalle, Hebungen und Dehnungen des Tons, womit er sie gesprochen, wie im Vorstehenden bezeichnet habe. Mußte ich mir doch sagen, daß es vielleicht die letzten Worte waren, die der Lebende zu mir gesprochen. Sie sind es in der That gewesen.

Undatirtes.

Da Schopenhauer mir, dem so viel Jüngern, gegenüber, den er scherzhaft bisweilen „*quasi modo genite!*“ anredete, in der Regel den Gegenstand des Gesprächs bestimmte, so mußte ich, um ihn auf irgend ein Thema zu bringen, erst warten, bis er durch eine Gedankenverbindung demselben nahe geführt wurde. Ich wurde sonst schwer von ihm verstanden. So wenigstens bei den ernsteren Unterredungen, welche in seiner Wohnung stattfanden. Anders bei den Tischgesprächen, wo er sich leichter gab und man daher ein freieres Spiel mit ihm hatte.

Sein schlechtes Gehör verschanzte ihn gegen Vorstellungen, die ihm nicht homogen waren. Wenn man dagegen auf etwas ihm Willkommenes und Geläufiges anspielte, brauchte man nur ein paar Worte zu sagen, und er errieth den ganzen Satz.

Es war die Rede von dem Beweis des Causalitätsgesetzes. Er bemerkte, ich habe in meiner Schrift seinen

Beweis nicht klar genug dargestellt, ich müsse mir überhaupt über die Natur der Empfindung noch klarer werden. Ich bat, ihm meine Gedanken über diesen Gegenstand schriftlich vorlegen zu dürfen. Er verlangte aber, daß die Discussion mündlich stattfinde.

Ich erkundigte mich bei ihm, was er gegenwärtig schreibe. Die Zahl seiner Werke will er nicht vermehren, wohl aber denkt er, in einer zweiten Auflage die „Parerga“ mit sehr viel Neuem zu bereichern. Die Aufforderung zu einer dritten Auflage seines Hauptwerks, die schon längst vorbereitet ist, erwartet er von Brockhaus jede Messe.²⁷²

Seine Eristik, die er in den „Parerga“ nur auszugsweise gegeben, wünschten mehrere seiner Verehrer vollständig gedruckt zu sehen. Insbesondere hatten ihm einige Juristen diesen Wunsch mitgetheilt. Er lehnte die Veröffentlichung ab. Der Aufsatz liege, sagte er mir, in einem Couvert versiegelt in seinem Pult. „Wenn ich einmal todt bin, mag er mitschwimmen als *opus posthumum*, da mag er zusehen, wie er mit den andern fortkommt. Das Leben ist eine Reise, auf der man möglichst wenig Gepäck mitnehmen soll.“

Es kam die Rede auf die sächsische Mundart oder vielmehr auf den sächsischen Accent. Schopenhauer, der fünf Jahre in Dresden gelebt, behauptete, daß in keinem Theile Deutschlands von dem gemeinen Volke ein so reines Hochdeutsch gesprochen werde als in Sachsen. Anderwärts sei die Sprache der Bauern meist platt und daher dem Gebildeten schwer verständlich. Als er einmal auf einem Spaziergange zwischen Dresden und Meißen einen Landmann nach dem Weg gefragt habe, sei er erstaunt gewesen über dessen klare hochdeutsche Ausdrucksweise. Dies ist das ein-

²⁷² Auf ein Gespräch über die 3. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung verweist Bähr auch in seinem Dankschreiben für die Übersendung des Werkes vom 28. November 1859: „Das Erste, was ich natürlich sofort darin nachgeschlagen und mit Begierde gelesen habe, ist der Anfang zum Kapitel über die Geschlechtsliebe, auf welchen Sie mich und andere im voraus aufmerksam gemacht hatten.“

zige Land, habe er zu sich selbst gesagt, wo man deine Sprache redet. Ich wendete ein, daß man den Sachsen ihre singende Sprechweise vorwerfe, aber gerade diese fand er richtig, weil sie die Unterscheidung zwischen kurzen und langen Silben zulasse, die fast überall in Deutschland sonst verloren gehe. Die Verwechslung des d und t entschuldigte er freilich nicht, hielt sie aber auch für den einzigen Makel. Er citirte bei dem Anlaß das Selbstlob der Elbe in dem bekannten Distichon Schiller's:

All' ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwälsch — unter den Flüssen Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, Deutsch.

„Wenn mich so ein Mensch einmal recht geärgert hat, so denke ich: ach, wie bald wird der auch todt sein. Es ist unglaublich, wie rasch die Menschen sterben, nicht blos alte, sondern auch junge. Wie viele habe ich schon vor mir sterben sehen! Sie fallen wie die Fliegen.“

Ich sagte: „Und Sie bleiben dabei so ruhig wie die Natur selbst.“ Diese Aeußerung schien ihm zu gefallen. Er lachte in einer eigenthümlichen Weise, indem er den Kopf tief senkte und ihn dann energisch wieder empor warf.

Ich citirte ihm eine cynische Ausdrucksweise, die ein französischer Schriftsteller in einer Zeitschrift gebraucht hatte: „*Ces messieurs se sont noyés dans leurs crachats.*“

Er bemerkte: „Die Deutschen sind sonst wahrlich von allen Grazien verlassen, aber solcher Cynismen sind sie im schriftlichen Ausdrücke nicht fähig.“

Von seiner Haushälterin rühmte er, daß sie gewitzigt sei, seine Gewohnheiten genau kenne und Bescheid wisse, welche Besuche er gern empfangen, welche nicht. Bisweilen mochte sie wol durch sein ungestümes Wesen zu leiden haben und von ihm etwas barsche Zurechtweisungen erfahren. Nach einer solchen äußerte sie einmal in ihrem Unmuth zu ihm: „Ich weiß nit, Herr Doctor, was die Leut' immer an Ihne habe, daß sie hierher komme und Sie sehe wolle; ich hab' genug an Ihne!“ —

— Als ich bei einem Tischgespräch ihm sagte, daß die Art und Weise, wie Asher für seine Philosophie Proselyten mache, mir nicht recht gefalle, antwortete er: „Liebes Kind, lassen Sie doch jeden nach seiner Weise für mich Proselyten machen.“

Er erzählte, wie er einmal in einer italienischen Stadt zwischen zwei Dominicanern im Gespräch gegangen sei und dabei sich gedacht habe, daß, wenn er 200 Jahre früher gelebt hätte, er wol auch in ihrer Mitte einhergeschritten wäre, selbst mit der Kutte angethan, — aber mit der spitzen Papiermütze auf dem Kopfe, auf dem Wege zum Scheiterhaufen! Er habe dabei an Giordano Bruno denken müssen.²⁷³ Er sagte das mit der ihm eigenen ekstatischen Aufwallung und fügte übrigens hinzu, daß er mit Geistlichen jeder Art und aus aller Herren Ländern sich stets sehr gut vertragen, nur mit den englischen Reverends sei ihm ein Verkehr nicht möglich.

Einmal saß uns ein Herr an der Table d'hôte gegenüber, den er, das Gespräch mit mir plötzlich abbrechend, sehr aufmerksam eine Weile fixirte. Dann stieß er mich an und flüsterte mir geheimnißvoll zu, es sei wol ein Reverend.

Genie und Wahnsinn. „Es gibt genug Menschen“, äußerte er einmal zu mir, „die eine gewisse Superiorität der geistigen Kräfte haben, bei denen es aber nun auch schon rappelt. Es ist das hohe Vorrecht des Genies, daß bei ihm, vermöge seiner souveränen Besonnenheit, die Grenze nicht aufgehoben wird, die es vom Wahnsinn trennt.“

Quelle: Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr, herausgegeben von L. Schemann (Leipzig 1894), 3 und 9 ff. Die mit * bezeichneten Absätze (S. 238, 238 f., 239, 242) sind für sich stehende Aufzeichnungen aus der Abtheilung „Undatirtes“, die hier nach dem Zusammenhang eingereiht sind.

Es folgen in Bährs Aufzeichnungen noch das Gespräch mit Goethe 1814 (siehe S. 28) und die Disputation *pro venia legendi* (siehe S. 38),

²⁷³ Vgl. Schopenhauers Brief an Osann vom 29. Oktober 1822: „Ich belächle mich selbst, wenn ich mit einem weißen Dominikaner im Boboli promenire u. den Verfall der Klöster beseufzen helfe.“ (D XIV, 353.)

Auf die letzte Notiz „Genie und Wahnsinn“ bezieht sich eine stenographische Eintragung vom 29. Mai 1858 in Bährs Handexemplar seiner Schrift „Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen“ (1857), die Franz Mockrauer im Beiheft zur Schopenhauer-Mappe, 17 wiedergibt²⁷⁴:

„Es giebt viele Menschen, die eine geringe Superiorität geistiger Kräfte haben, die aber dabei schon r a p p e l n. — Das Genie hat jederzeit eine Beimischung von *insania*, doch darin eben liegt das Wunderbare, das Außerordentliche desselben, daß es sich vom Wahnsinn frei erhält.« Als Beispiel eines solchen Rappelkopfs führt Schopenhauer einen englischen Lord an (mit spanischem Mantel), den er in Italien gekannt (Lord Dillon). —“

Lord Dillon ist in einem Verzeichnis der in Florenz gemachten Bekanntschaften im Manuskriptbuch „Brieftasche“ aufgeführt.

Über C. G. Bähr (1833—1893) vgl. die Einleitung Schemanns in seiner Ausgabe der Gespräche und des Briefwechsels.

Mit Jeanne Marie v. Gayette

Anfang Mai 1856.

Jeanne Marie v. Gayette, später Gattin des Begründers einer Erziehungsanstalt für schwachsinnige Kinder bei Wien, Dr. Georgens, hatte Schopenhauer am 13. August 1855 ein Huldigungsgedicht „Der Fremdling in seinem Vaterlande“ übersandt (vgl. Schopenhauer an v. Doß, 27. Februar 1856), das schließlich im „Stuttgarter Morgenblatt“ erschien.

Die Fräulein v. Gayette ist bei mir gewesen, aber nur auf eine Viertelstunde, durch die Umstände gedrängt. Sie reist mit einem Dr. Georgens, mit welchem sie ein pädagogisches Journal „Der Arbeiter auf dem Erziehungsfelde“ herausgibt, davon sie mir ein Pack gelassen: in Einem Stück werde ich angeführt: aber da läßt sie mich das Gegenteil von dem, was ich gesagt habe, sagen.

Schopenhauer an Frauenstädt, 13. Mai 1856.

²⁷⁴ In dem von Mockrauer besorgten Neudruck der Schrift mit den teilweise auf mündliche Bemerkungen Schopenhauers zurückgehenden Randnotizen des Verfassers, XVIII. Jahrb. 1931, 1 ff. fehlt die Stelle.

Im Mai 1856, besuchte ich Schopenhauer in Frankfurt bei meiner Durchreise . . . In dem Hause an der „Schönen Aussicht“ wurden gerade Restaurationen vorgenommen, und auch Schopenhauers Wohnung wurde „geweißt“; er war deshalb mit allen seinen Effecten nur auf das eine Zimmer, seine Bibliothek, beschränkt. Ich traf ihn im Schlafrock und in bester Laune trotz der Unruhen und Demolirungen . . . Er räumte die Bücher vom Sofa, um mir Platz zum Sitzen zu schaffen, denn er selber schien diesen nicht zu bedürfen, sondern befand sich im Herumgehen. . . . Der Philosoph sprach von seiner Vereinsamung seit dem Tode seiner heißgeliebten Schwester Adele, der Malerin, die bei ihm wohnte und ihm einen häuslichen Comfort bereitete.²⁷⁵ Seit ihrem Tode war er entschlossen, allein zu bleiben. Von Hunden oder dem vorzugsweise geliebten vererbten Pudel sah ich damals nichts. Es war eben die Stunde, in der Schopenhauer Toilette zu machen gewohnt war; denn seine Zeit hatte er genau eingetheilt, wie er sagte, und von seinen bestimmten nach der Meile berechneten täglichen Spaziergängen ließ er sich nichts streichen. Bei diesen Spaziergängen lief er dann so rasch, daß niemand Schritt mit ihm zu halten vermöchte, sähe niemand an, grüßte niemand und kenne niemand.²⁷⁶ Die Toilette ging dem Mittagessen kurz voran. Schopenhauer dinirte Tag für Tag in demselben Hotel an der Table-d'hôte. Dort hörte er mit Vergnügen alle Neuigkeiten der Stadt erzählen, nahm am Unbedeutendsten theil, zeigte sich immer als guter Gesellschafter, und gleich nach genossener Mahlzeit trat er seine Wanderungen an, die den Charakter eines Curlaufens hatten. Seine Unterhaltung war darum so angenehm, weil er auf jeden Gesprächsgegenstand mit Theilnahme und Lebhaftigkeit einging, dabei humoristisch und herzlich blieb und etwas antik Einfaches in Wesen, Wort und Geberde hatte.

Quelle: Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, Neue Folge, 5. Bd. 1860, 924 ff.

²⁷⁵ Irrtum. Schopenhauer hat nie mit seiner Schwester zusammengelebt, er hat sie in der ganzen Frankfurter Zeit nur ein einziges mal, im März 1849, gesehen. Vgl. S. 40.

²⁷⁶ Wenn diese Worte gefallen sind, so müssen sie den Zweck

Mit Julius Hamel

Mai — August 1856.

Der Geheime Rath Crüger . . . will mich jetzt abermals malen lassen, vom Maler Hammel, in Oel, halbe Lebensgröße, als Pendant zum Bilde des Justinus Kerner, vom selben Maler, welches schon 3 Wochen bei mir hängt. Diese Woche soll das Sitzen losgehn.²⁷⁷

Schopenhauer an Frauenstädt, 13. Mai 1856.

. . . Während der ersten Sitzung frug ihn Schopenhauer, was er für sein Porträt bekomme. Hamel nannte einen sehr bescheidenen Preis. Schopenhauer schüttelte unwillig den Kopf, und wie er oft laut zu denken pflegte und jedenfalls in der Meinung, nicht verstanden zu werden, brummte er vor sich hin: „Unsinn beschränkter Kopf, versteht nicht seinen Vorthail, einfältiger Mensch!“ Hameln, der natürlich alles hörte, lief es kalt und warm über den Rücken. Als nun die Sitzung beendet war, sprach er zu ihm: „Ein Maler muß seinen Werth zu schätzen wissen, er darf seine Werke nicht wegschleudern, wie verdorb'ne Krämerwaare. Der Künstler muß den Menschen Respekt vor seiner Persönlichkeit einzuflößen wissen und darf sich nicht scheuen den Preis zu fordern, den sein Werk werth ist. Ihr Preis ist viel zu niedrig, den mag ein Pfuscher fordern.“ Nach der ersten Sitzung war er mit dem Bilde noch recht zufrieden und lobte das schöne Colorit und die sorgfältige Behandlung, aber als er es nach der zweiten Sitzung betrachtete, rief er entrüstet aus: „Das Bild ist erschreckend ähnlich, ist trefflich gemalt; — aber ich bin es nicht. Das ist ein beschränkter Dorfschulze. Merken Sie sich, junger Mann, das Porträt soll kein Spiegelbild sein, das liefert das Daguerrotyp besser. Das Porträt muß ein lyri-

gehabt haben, der Besucherin die Lust zur Begleitung bei einem solchen Spaziergang zu verleiden. Den Tatsachen entsprechen sie nicht; vgl. Gwinner, 3. Aufl., 327.

²⁷⁷ Eine ähnliche Mitteilung in Schopenhauers Brief an Pfarrer Grimm vom 11. Mai 1856.

sches Gedicht sein, aus dem uns eine ganze Persönlichkeit, mit ihrem ganzen Denken, Fühlen und Wollen entgegen spricht. Ueberhaupt muß jedes gute Bild poetisch empfunden sein und poetisch auf uns wirken, ja es muß sich in Poesie übersetzen lassen; denn die Poesie ist die Mutter aller Künste. Haben Sie schon über Ihre Kunst nachgedacht? denn der wahre Künstler muß sich seines Wollens und Schaffens auch bewußt sein. Kennen Sie schon Goethes Künstlers Erdenwallen und seine Apotheose?“ — Als Hamel es verneinte, sagte er zu ihm: „Dann lesen Sie es, Sie werden viel treffliches und besonders für Sie zu beherzigendes darin finden.“²⁷⁸

Quelle: Grisebach, Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche, 1. Aufl. 1898, 68 ff., nach Mitteilung von C. G. Beck an Grisebach.

Einen weiteren Bericht hat Hamel Direktor Arthur v. Gwinner gegeben, als dieser ein Porträt Schopenhauers bei ihm bestellte:

[Das Bild] stellt Schopenhauer im Profil dar, in die Sophaecke gelehnt, das Ohr dem Beschauer zudrängend, welchen der geistreiche Blick fixirt: eben in dieser Stellung sah der Künstler den damals schon sehr schwerhörigen Philosophen vor sich. Aber Schopenhauer war mit dieser Darstellung einer zufälligen Situation nicht zufrieden; er belehrte den jüngeren Künstler, daß ein Porträt statuarisch sein solle, wie des Näheren aus Winckelmann zu ersehen sei. Plötzlich fragte er: „Was bekommen Sie für das Bild?“ Auf Hamel's Antwort, daran habe er kaum gedacht, die Ehre, Schopenhauer zu malen, sei ihm Belohnung genug, erwiderte der Skeptiker: jedes Thier nehme eine umso höhere Stufe ein, je stärker sein Selbsterhaltungstrieb entwickelt sei. Dann citirte Schopenhauer aus Künstler's Apotheose:

„Es glückt Dir schon und wird noch besser glücken;

Allein — Du übst die Hand,

Du übst den Blick; nun üb' auch den Verstand.“

Hamel kannte die Goethe'schen Verse nicht; fast unwillig frug Schopenhauer: „Wer war Ihr Lehrer? Dieses Gedicht sollte ein junger Künstler auswendig wissen!“

Quelle: Arthur v. Gwinner, Nationalzeitung (Berlin), 24. April 1891.

²⁷⁸ Vgl. hierzu Gespräche mit Carl Bähr, S. 258.

Auch P. J. Möbius gegenüber hat sich Hamel über seine Arbeit geäußert. Möbius schreibt:

Im Jahre 1879 besuchte ich einmal den Frankfurter Maler Julius Hamel und fragte ihn nach dem Schopenhauer-Bilde. Er erzählte, er habe Schopenhauer mit geneigtem Kopfe, wie mit dem guten Ohre lauschend, aufgefaßt und anfangs sei die Sache ganz gut gegangen. Eines Tages aber sei Schopenhauer vor das Bild hingetreten und habe eine große Strafpredigt begonnen, habe ihn, den Maler, heruntergeputzt wie einen dummen Jungen. Da habe ihn der Zorn überwältigt, er habe das Bild von der Staffelei genommen und wüthend in die Zimmerecke geworfen. Schopenhauer habe ihn einen Moment starr angesehen, sei dann langsam nach dem Bilde gegangen, habe es aufgenommen und auf die Staffelei zurückgebracht. Nun habe er gesagt: Erstens, mein lieber Herr Hamel, war es nicht so böß gemeint, und dann dürfen Sie nicht vergessen, daß das Bild immerhin mich darstellt. Er habe eine Erzählung von einem römischen Bilde angeschlossen, dessen Urbild erklärte, man müsse sein Portrait, auch wenn es unvollkommen sei, respektiren.

Quelle: P. J. Möbius, Über Schopenhauer, Leipzig 1899, 120.

Schopenhauer selbst berichtet verschiedentlich in Briefen an Frauenstädt über das Bild und die Sitzungen:

Das zweite Bild ist schlecht ausgefallen, eine Art Karikatur, hab's dem Maler gesagt, und nun scheint es, daß er es nicht vollenden will.

Schopenhauer an Frauenstädt, 28. Juni 1856.

Das zweite Bild soll doch vollendet werden, weil der Besteller es vortrefflich findet.

Schopenhauer an Frauenstädt, 11. Juli 1856.

Hammels Bild ist eine Karikatur, hab's ihm tüchtig gesagt; er ist desperat, wagt nicht es auszustellen.²⁷⁹

Schopenhauer an Frauenstädt, 14. August 1856.

Vgl. auch Schopenhauers Äußerungen zu Beck, S. 294 f.

Über Julius Hamel (1834—1907) vgl. Kunst und Künstler in Frankfurt am Main im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1909, 51 (wo auch weitere Literaturangaben).

Mit einem Architekten

Juni[?] 1856.

Als er gegen die Säulen vor dem neuen Bethmann'schen Ariadneum ein Mißtrauensvotum ausgesprochen hatte und der Architect ihm versicherte, daß sie rein nach der Antike copirt seien, zog er dasselbe zurück.

Gwinner, 1. Aufl., 96 (111).

Das Ariadneum, d. h. das Bethmannsche Museum neben dem alten Landhause wurde am 28. Mai 1856 eröffnet. (Vgl. Frankfurter Museum, II. Jg., Nr. 22, 31. Mai 1856.)

Mit Dr. Adolf Leonard Nordwall

Ende Juli 1856.

Hier gewesen ist Wiesike und Dr. Nordwall: dieser 2 Tage hier gewesen und 2 Mal bei mir, jedesmal 2 Stunden.

Schopenhauer an Frauenstädt, 30. Juli 1856.

Vermutlich bezieht sich auf einen dieser Besuche ein handschriftlicher Zusatz Schopenhauers im Handexemplar der „Ethik“ von 1841 (vor dem Titelblatt):

Dr. Nordwall aus Upsala sagt, daß der eigentliche Richter meiner Abhandlung in Kopenhagen nach aller Wahrscheinlichkeit gewesen ist *Martensen, academicus* und später Bischoff: ein Hegelianer und Verfasser einer Hegelianischen Moral.

Quelle: D III, 832.

Nordwall war durch einen Aufsatz Frauenstädt's auf Schopenhauer geführt worden. Als er Frauenstädt 1852 in Berlin aufsuchte, äußerte er

²⁷⁹ Hamel blieb im Besitz des Bildes; später schenkte er es der Frankfurter Künstlergesellschaft.

die Absicht, Schopenhauer im folgenden Sommer in Frankfurt zu besuchen; er fürchte nur, ihn dann nicht mehr am Leben zu treffen. Darüber vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 6. August 1852. Schopenhauer kommt auf den erst 1856 ausgeführten Besuch außer in dem oben zitierten Brief vom 30. Juli 1856 auch noch an zwei Stellen des Briefes vom 14. August 1856 zurück (über eine Unterhaltung mit Emden — vgl. S. 61 — und über den Ankauf von zwei Photographien Schopenhauers). Zu der unrichtigen Auskunft über Dr. G. Martensen vgl. Gespräche mit Gwinner, S. 383.

Adolf Leonard Nordwall (Nordvall), 1824—1892, Dozent für Ethik in Upsala 1852, Lektor für Philosophie in Strängnäs 1853, 1858—1865 Expeditionssekretär und Bürochef im Stockholmer Kultusministerium, dann wieder in Strängnäs, wo er 1870 den ersten wirklichen Tierschutzverein in Schweden gründete. (Vgl. *Nordisk Familjebok och Realencyklopedi* und Rudolf Borch, XIV. Jahrb. 1927, 264 f.)

Mit Dr. Julius Bahnsen

8. August 1856 und Herbst 1857.

Für den frischgebackenen jungen Doctor war auf der Heimreise der als „grimmig“ unhöflich verschrieene Menschenfeind und Pudelfreund doch zu sehr noch „bloße Curiosität“ gewesen, als daß er sich — Mai 1853 — hätte ein Herz fassen mögen, die Schwelle des Hauses Schöne Aussicht No. 17 zu überschreiten. Als aber denselben im Sommer 1856²⁸⁰ in nur vierzehntägigen Ferien ein tiefgewurztes schwäbisches Heimweh von Altona gen Süden getrieben hatte, da fühlte er sich durch das inzwischen Erlebte schon mehr geweiht, um solcher Adeptenschaft sich nicht ganz unwürdig zu wissen, und so schrieb ich getrost jene Zeilen, die mir den Zutritt zu dem gestrengen Herrn erschließen sollten.^{280a} Mir war dabei zu Mute wie im Vorzimmer eines Weltpotentaten — und aus demselben Gefühl heraus äußerte ich 3¼ Jahre später, als mir das, nach aber-

²⁸⁰ Schopenhauer erwähnt den Besuch in seinem Brief an Frauenstädt vom 14. August 1856: „Voll Enthusiasmus; hatte vor 3 Monat meine Person im Traum gesehn, und sie sei richtig ausgefallen. —“

^{280a} Diese Zeilen, vom 8. August 1856, ermöglichen die genaue Datierung des Besuchs. Eine Bestätigung dafür gibt Bahnsens Brief vom 14. Dezember 1856.

mals 12 Jahren durch Diebstahl abhanden gekommene Velin-papierexemplar der dritten Auflage als *donum auctoris* zugesandt worden war: solche Freude könnte mir die Verleihung keines Ordens bereiten.

Die Aufnahme, welche ich als „gänzlich Unbekannter“ fand, war freundlich genug, um mir aus diesem klaren Feldherrnauge die Innigkeit menschlichen Wohlwollens entgegenstrahlen zu lassen — und zu einer, ich möchte sagen, mädchenhaften Wärme sah ich es erglänzen, wie er, als Priester seiner letzten „Glaubens“-Lehre vor mir stehend, das Wort des Augustin: *utinam fiat, ut completus sit numerus sanctorum!* mit wahrer Inbrunst wiederholte.

Ich zog von dannen mit dem Bewußtsein, nicht nur einen Genius des Denkens, sondern auch einen Charakter echtster Erhabenheit von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben.^{280b}

Jetzt galt es, all die theoretischen Voraussetzungen dieser hochgespannten Verneinungsdoktrin sich anzueignen Langsam genug ging es vorwärts. Dafür aber hatte ich die Genugtuung, daß beim nächsten Wiedersehen — nach 14 Monaten — der Meister im Bescheidwissen in seinen Werken mich dem einzigen Frauenstädt verglich; — aber ich hatte mir auch gleichzeitig ein durch zwei Bände geführtes Gesamtregister zu seinen Schriften angelegt.

^{280b} Einige Hinweise auf diesen ersten Besuch finden sich in Briefen Bahnsens an Schopenhauer: „. . . daß ich mich Ihrer Aeußerung erinnerte, wie u. A. Prof. Frauenstädt im Besitz der Abschrift eines einst von Ihnen geführten philosophischen Briefwechsels sei.“ (14. Dezember 1856.) — den Wunsch nach einer Abschrift dieser Korrespondenz bittet Schopenhauer in seiner Antwort vom 22. Dezember 1856 aufzugeben —; „. . . eingedenk einer mündlichen Aeußerung von Ihnen, nach welcher in Zürich an Begründung eines Lehrstuhls für Ihre Philosophie gedacht worden wäre . . .“ (20. Februar 1859); „Wie wenig ich die Gefahren verkenne, welche der durchgreifenden Herrschaft eines Gedankenganzen aus unzeitiger Verflachung und Abstumpfung in der Darlegung einzelner Systemfragmente entstehen können, das durfte ich Ihnen schon aussprechen in der ersten Unterredung, welche mir mit Ihnen zu Theil ward.“ (20. Februar 1859).

Quelle: Julius Bahnsen, Die Stunden bei Schopenhauer. Aus dem Nachlaß des Philosophen mitgeteilt von Rudolf Louis. Märzheft 1904 der Süddeutschen Monatshefte, 228 f. (Später mit einigen offenbar vom Herausgeber stammenden stilistischen Änderungen übergegangen in die Nachlaßpublikation „Wie ich wurde, was ich ward“ von Julius Bahnsen, herausgegeben von Rudolf Louis, München 1905, 46 ff.; jetzt in der Neuausgabe von Anselm Ruest, Leipzig 1931, 46 ff.)

Wenn Sie aber nach der letzten Unterredung, die ich mit Ihnen zu haben das Glück genoß, annehmen mußten, ich würde wenigstens wieder einen kleinen Anlauf zu apostolischer Thätigkeit in weitem Kreisen nehmen, so darf ich mich auf Ihr herrliches Trostwort berufen: der ächte Wahrheitsforscher denkt zunächst nur für sich und nicht für Andere, und da darf ich mir das Zeugniß geben, nicht ganz läßig gewesen zu sein

Daß inzwischen die *Becker'schen* Aufsätze über Mathematik²⁸¹ in *Sönksen's* Schulzeitung abgedruckt sind, werden Sie erfahren haben²⁸²

Was ich über Pläne zu kleineren Arbeiten Ihnen sagte, — (zu einer Erläuterung von Göthe's Faust im Sinne Ihrer Philosophie und zu einer Besprechung der Schriften von *Bähr* und *Seydel*) habe ich seitdem aufgegeben. . . .

Bahnsen an Schopenhauer, 21. Februar 1858.

Über Julius Bahnsen (1830—1881) vgl. Schemann, 449 ff., wo auch ein Verzeichnis der Werke Bahnsens gegeben ist; jetzt auch: Anselm Ruest, Julius Bahnsen. Zur Scheidung des Schopenhauerschülers und des Selbstdenkens. Nach bisher unbekanntem Quellen der Frühzeit, XIX. Jahrb. 1932, 165 ff. Über die Neuausgabe der Schriften Bahnsens XIX. Jahrb. 1932, 309 und 332 ff.

²⁸¹ J. C. Beckers Beiträge „Über Begründung und systematische Entwicklung der geometrischen Wahrheiten“, erschienen in der erwähnten Schulzeitung Nr. 14, 15 vom 2. und 9. Januar 1858.

²⁸² Daß diese Aufsätze Gesprächsgegenstand waren, ergibt sich aus Beckers Brief an Schopenhauer vom 6. März 1858: „Mein Sohn hatte die Absicht, ihn zu veröffentlichen, bereits aufgegeben, entschloß sich aber dazu in Folge einer Aufforderung des H Dr. Bahnsen, welchem Sie davon gesprochen hatten.“

Mit Friedrich Stoltze

Um 1856.

Schopenhauer war auf dem ganzen Röderberg eine bekannte Persönlichkeit, weniger seiner äußeren Erscheinung wegen . . . als wie seines tragikomischen Mienenspiels und der heftigen Gesticulationen halber, womit er seine lauten Selbstgespräche begleitete, die immer von den Worten durchflochten waren: „Hätt' ich doch vor 25 Jahren die Jungfer Steitz geheirathet!“²⁸³ Fatal war mir sein brauner Pudel, der an jedem Garten seine Visitenkarte abgab, was ihm einmal am Schweizerhaus des Herrn J. übel bekam. Dort hatte eines schönen Tages der seinem Herrn vorausgesprungene „Mensch“ an der Gartenthüre seine Visitenkarte abgegeben und war dann auf die im Garten befindliche Ruhebänk gesprungen.

„Ah, mein lieber Mensch, da liegst da ja wie eine auf ihrem Sockel ausgestreckte Sphinx!“ rief der Herr Professor seinem Pudel zu. Aber kaum hatte er diesen Zuruf vollbracht, so sprang auch schon Atma mit einem lauten Aufschrei von der Bank herunter und flüchtete sich heulend zu seinem Herrn.

Der Gärtner des Herrn J. hatte mit einer langen Bohnenstange und zwischen den Latten des Zaunes hindurch

²⁸³ Die Tochter des Frankfurter Apothekers Lorenz Friedrich Steitz, der 1831 ein unfehlbares Vorbeugungsmittel gegen die Cholera vertrieb. Moritz Werner in seiner Kritik der Mitteilungen Stoltzes, Frankfurter Zeitung vom 16. Mai 1913, 1. M.-Bl., Nr. 134, mitteilt, war sie damals nicht viel mehr als ein Jahr alt, ein Beweis für die Unglaubwürdigkeit dieser „Erinnerungen“ des bekannten Frankfurter Dialektdichters. Werner macht auch darauf aufmerksam, daß Schopenhauer sich die Anrede Professor kaum so gleichmütig hätte gefallen lassen, wie Stoltze es im folgenden dargestellt. Dagegen hat der Bruder der Jungfer Steitz, Georg August Steitz, Gymnasialprofessor und Liebhaber naturwissenschaftlicher Studien, nach Werner zu den vorübergehenden Bekanntschaften des Philosophen gehört: „Auf einer seiner Exkursionen trat Schopenhauer an ihn heran, und als ihm die Unterhaltung offenbart hatte, daß der emsige Naturforscher von Haus aus klassischer Philologe sei, trennte er sich von ihm mit den Worten, «er freue sich, Jemandem begegnet zu sein, der Sinn für Wissenschaft habe».“

dem vierbeinigen Visitenkartenabgeber einen nicht ganz gelinden Stoß versetzt . . .

„Sie Bauernbengel!“ rief ihm der Herr Professor zu. Dieser aber . . überschüttete nun den Weisen von Frankfurt mit dem ganzen Komplimentirbuch von Hibb und Dribb der Bach und warf dann, zum Beschluß, dem Herrn Professor noch einen Siebensortenflegel an den Kopf. Siebensortenflegel. Dieses vielversprechende Wort imponirte Schopenhauer, aber nicht in unfreundlicher Weise. Er hatte es noch nie gehört und er lächelte. Mich hatte das Geschrei des Gärtners herbeigelockt und der Herr Professor frug mich:

„Sagen Sie, was versteht man unter Siebensortenflegel? Es muß, dem Worte nach, also sieben Sorten von Flegeln geben?“

„Allerdings, Herr Professor. So gut es Sieben Weisen von Griechenland, Sieben gegen Theben, Sieben Meister, Sieben Wunder der Welt und Sieben Todsünden giebt, giebt es auch Sieben Flegel.“

„Und die sind?“

„Erstens: der Urflegel; zweitens: der geborene Flegel; drittens: der Hauptflegel; viertens: der Erzflegel mit der Unterabtheilung: Grob wie Packtuch; fünftens: der Universalflegel mit der Unterabtheilung: Grob wie Saubohnenstroh; sechstens: der Mordsflegel und siebentens: der göttliche Flegel. Derjenige nun, welcher alle diese sieben Sorten von Flegeln in seiner Person vereinigt, ist ein Siebensortenflegel.“ —

Schopenhauer lachte laut auf und sagte: „Nun so weit habe ich's noch nicht gebracht.“ Der Gärtner aber, den der „Bauernbengel“ immer noch wurmte, rief über den Gartenzaun dem Herrn Professor zu: „Wann Se Hund fihrn wolle, so fihrn Se se nach Enkebach; hi iwern Röderberg geht der Weg nach Bernem!“

Nach diesem kleinen Auftritt ließ sich Schopenhauer acht Tage lang nicht mehr auf dem Röderberg sehen. Dann kam er wieder, und gleich beim ersten Male passirte ihm wieder mit seinem „Mensch“ etwas, aber etwas ganz Un-

menschliches und zwar in meinem Garten . . . Ich hatte mir, um den „Mensch“ aus dem unteren Garten zu verjagen, wo er unter meinen Hühnern und Enten Unheil anrichten konnte, eine Peitsche geholt und knallte damit schon im oberen Garten. Schopenhauer eilte herbei, kam an den Garten und frug mich, ob sein Hund noch immer im Garten sei.

„Freilich, Herr Professor“, sagte ich, und dachte dabei: Na warte, er soll sobald nicht wiederkommen! „Freilich, Herr Professor, und leider, denn im unteren Garten, wo er sich befindet, ist Gift gelegt für die Marder, denn neulich erst war einer im Hühnerhaus, im Entenhaus und im Taubenschlag.“

„Gift? Um Gotteswillen! Atma! Atma! Atma! Atma komm hier! Willst du gleich kommen!“ rief der Professor in den unteren Garten hinab.

Atma kam, und man sah es seiner Schnauze an, daß er etwas gefressen hatte.

„Da haben wir's!“ sagte ich, „da haben wir's! Er hat richtig von dem Gift gefressen. Ich seh es an dem Stückchen Papier, das ihm noch an dem Maule klebt. In solches Papier war das mit Arsenik vergiftete rohe Fleisch gewickelt!“

„Arsenik?“ Armer Atma! Haben Sie für Geld und gute Worte keine Milch, so viel als Sie im Hause haben!“

„Gewiß, Herr Professor. Es geschieht aus Menschenpflicht.“

Er lächelte schmal. Ich aber rief meiner Frau: „Mary, bringe doch gleich einen Kumpen voll Milch!“

Meine Frau brachte einen Kumpen voll Milch.

„Der Hund des Herrn Professor hat Gift gefressen“, sagte ich.

„Gift? Danach sieht der Hund aber gar nicht aus; er ist ja ganz vergnügt und munter. Wo soll er denn das Gift gefressen haben?“

„Da unten im Garten“, sagte der Herr Professor ganz tonlos.

Meine Frau sah mich an und schüttelte den Kopf. Mittlerweile hatte der Pudel mit großer Begierde und mit

fortwährendem Schwänzeln den Kumpen schon halb leer gesoffen. Da zog ich erschrocken den Kumpen weg, schütete ihn aus und sagte zu meiner Frau: „Mary, du hast dich vergriffen! Du hast Kalkmilch¹ gebracht, Kalkbrühe, mit welcher ich die Obstbaumstämme anstreichen wollte, die so von den Raupen heimgesucht werden!“

„Kalkbrühe!“ rief der Professor. „Auch das noch! Haus des Unglücks! Garten der Hölle! Fort, Atma, fort!“

Und fort eilte er zum Garten hinaus und sein Pudel sprang munter neben ihm her.

Quelle: Friedrich Stoltze, Gesammelte Werke, herausgegeben von Otto Hörth, 5. Bd., Frankfurt a. M. 1903, 203, 207—211.

Über Fr. Stoltze (1816—1891) vgl. die Monographie von Johannes Proell, Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. 1905.

Mit Wilhelm Jordan

Um 1856.

Die ungefähre Datierung des folgenden Gesprächs ergibt sich aus der Erwähnung der beiden Lustspiele „Die Liebesleugner“ (Uraufführung 26. Januar 1855) und „Tausch enttäuscht“ (Uraufführung 14. Januar 1856). Vielleicht hätte das genaue Datum der Übersiedlung der Frankfurter Kasinogesellschaft vom Roßmarkt in das Eckhaus Große Gallus-Neue Mainzer Straße²⁸⁴ noch eine genauere Fixierung ermöglicht: Doch haben, wie die Anmerkung auf Seite 279 f. zeigt, alle diese Datierungsversuche nur den Wert einer philologischen Spielerei.

Bis über die Mitte der fünfziger Jahre hatte die Frankfurter Kasinogesellschaft den ersten Stock des Eckhauses am Roßmarkt inne, das mit der einen Front nach der Hauptwache schaute, mit der anderen größeren nach dem schrägüberliegenden Englischen Hofe, jetzt aber verschwunden ist und seinen Platz dem Prachtpallast der Stettiner Germania eingeräumt hat. In den Nachmittagsstunden pflegten die weiten Räume unbesucht zu bleiben. So konnte ich dann im wohlversehenen großen Lesesaal eben so einsam, ungestört und behaglich bei der Lecture sitzen oder liegen,

²⁸⁴ Die Übersiedlung erfolgte nach einer Mitteilung von Direktor Hans Heinrich Hauck, Frankfurt a. M., im Jahre 1856.

wie in meinem Arbeitszimmer. Höchstens Eduard Rüppell, der berühmte Afrikareisende²⁸⁵, erschien zuweilen, zog sich aber mit der Zeitschrift „Ausland“ stets in einen der anderen Säle zurück. So oft sich indeß meine Sitzung bei anziehendem Lesestoff beträchtlich über vier Uhr hinaus verlängerte, fand sich ein mir unbekannter, sorgfältig und sauber, aber etwas unmodisch gekleideter alter Herr ein . . . Er gab sich keine Mühe, den Verdruß darüber zu verbergen, daß auch ein anderer die concurrenzfreien Stunden des Lesesaals entdeckt hatte und benutzte . . . Die buschigen, damals noch mit etwas Grau untermischten Brauen senkten sich über die glänzenden hellblauen Augen, und ein stechender Seitenblick ließ errathen, daß der breitgezogene große Mund die Unterlippe unter der Oberlippe wol nur verbarg, um dem Gedanken keinen Laut zu geben, der den Concurrenten hinwegwünschte. Zuweilen aber wurde seine Mißstimmung auch hörbar als ein halb innerliches Knurren. Eines Tages steigerte sich dies bis zu sehr vernehmlichem Grunzton des Unwillens, den er, in raschem Vorübergehen einen Augenblick stutzend, ausstieß, als er in meiner Hand die „Times“ gewahrte; denn nach dieser pflegte er immer zuerst zu greifen. Ich fühlte mich nicht bewogen, seinem unarticulirt angedeuteten Wunsch Folge zu geben; denn ich wußte noch immer nicht, wer der Mann sei. Aber es veranlaßte mich zu einer Erkundigung

Nicht lange darauf kaufte und bezog das Casino das Eckhaus an der großen Gallus- und Neuen Mainzer Straße. Hier war der Lesesaal bei weitem kleiner. Schopenhauer und ich mußten einander in unseren Nachmittagsstunden um die Hälfte näher sitzen, obwohl er fortfuhr, stets am entgegengesetzten Ende des grünen Tisches Platz zu nehmen, und ich, wenn ich einmal später kam als er, sein Beispiel mit strengster Gewissenhaftigkeit nachahmte.

Diese meine Zurückhaltung schien ihm zu behagen. Allmählig entwickelte sich zwischen uns eine stumme Höflichkeit. Er machte den Anfang mit der Gewohnheit einer

²⁸⁵ Vgl. über ihn die Mitteilungen Foucher de Careils, S. 365.

leichten Verbeugung, die dann auch ich, wenn ich ihn schon vorfand, niemals unterließ. Demnächst erfolgte ein Fortschritt meinerseits. Traf er mich bei der „Times“, so stand ich auf und legte sie mit einem Bückling, aber lautlos vor ihm auf den Tisch. Als dies zum erstenmale geschah, war sein dankendes, doch ebenfalls stummes Kopfnicken begleitet von einem Blick, der mir die großen Strahlenaugen auch schön erscheinen ließ. Das vergalt er mir etliche Tage später, indem er sich in gleicher Weise in der Lecture der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ unterbrach, um sie mir einzuhändigen, da er meine Gewohnheit bemerkt hatte, dies Blatt zuerst vorzunehmen.

Ich kann mich der Zeit nicht mehr genau entsinnen; aber anderthalb Jahre mindestens verflossen, bevor wir dazu kamen, ein Wort mit einander zu wechseln, obwol wir dreibis viermal wöchentlich so beisammen saßen, und zuletzt nicht mehr durch die Länge, sondern meistens nur noch durch die Breite des Tisches von einander getrennt . . .

Es hat des großen Chemikers Liebig bedurft, um uns heteronome Naturen für einander aufzuschließen. Die zweite Reihe der weltbekannten Chemischen Briefe erschien in der Augsburger Allgemeinen.²⁸⁶ Wenn meine Erinnerung mich

²⁸⁶ Brief XXXII ff. erschienen vom 18. Juni 1857 ab in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Da Jordan (unten S. 298 ff.) seinen gemeinsamen Besuch mit Hebbel bei Schopenhauer (4. Mai 1857) als ein geraume Zeit nach seinem Bekanntwerden mit dem Philosophen erfolgtes Ereignis behandelt, fällt sein ganzer Bericht in sich zusammen. Man müßte, um ihn zu retten, einen Erinnerungsfehler annehmen und für die zweite Reihe der Chemischen Briefe den Bericht über einen Vortrag Liebigs über anorganische Natur und organisches Leben in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 24. und 25. Januar 1856 (Nr. 24 und 25) einsetzen, der aber noch wesentlich dürftigere Anklänge an den von Jordan oben wiedergegebenen Gedankengang enthält. Nach der Kritik Eduard Sacks, Frankfurter Zeitung, 10. Mai 1893, läge die Sache für Jordan noch ungünstiger. Sack bezieht, sicher mit Unrecht, das Zitat der Chemischen Briefe auf eine Neue Folge vom 8. und 9. Dezember 1859 (Sack schreibt ungenau „Sommer 1859“). Gegen Jordans Glaubwürdigkeit spricht übrigens auch die Selbstgefälligkeit, mit der er sein eigenes Schaffen durch Schopenhauer spiegeln läßt, und vor allem seine Unzuverlässigkeit in den Angaben über den Besuch Hebbels, S. 298 ff. Nach Hebbels

nicht täuscht, war es der erste Brief dieser zweiten Serie, den ich gerade zu lesen begann, während Schopenhauer mir schrägüber saß, vertieft in seine Times. Da stieß ich schon in den Eingangsworten auf eine Stelle ungefähr folgenden Inhalts: Die der chemischen Analyse bisher zugänglichen Prozesse in der Pflanze seien nicht ausreichend, auch die je nach der Art besonderen Erscheinungen ihres Lebens alle zu erklären; vielmehr bleibe noch ein dunkler Rest und man könne nicht umhin, jeder Species etwas wie eigenthümliche Neigung, Wahl oder Willen zuzugestehen.

Von Schopenhauers „Wille in der Natur“ hatte ich mittelbar genug verlauten gehört, um in seinem Sinne von dieser Stelle frappirt zu sein. Unter diesem Impulse vergaß ich die jahrelang beobachtete Zurückhaltung. Ich stand auf, reichte ihm das Blatt und rief:

— Herr Schopenhauer, da erleben Sie einen großen Triumph. Lesen Sie, wie sich Liebig Ihnen zuwendet, vielleicht ohne Sie zu kennen, und Sie werden diese etwas stiltwirdrige Unterbrechung entschuldigen.

Auf den momentanen Ausdruck des Befremdens über den unerwarteten Bruch unserer gewohnten Etikette folgte in seinem Gesicht ein verklärender Sonnenaufgang. Er schaute mich groß an, als ob er sich früge: sollte ich wirklich einen unverhofften Fund gemacht haben? Dann las er . . .

— Ja, sie kommen, rief er darauf, sie kommen mir alle, und Sie, Sie können das noch erleben! Aber — fuhr er fort — kennen Sie denn meine Philosophie?

— Ich bedauere, mit Nein antworten zu müssen, erwiderte ich. Citate ausgenommen habe ich von Ihnen selbst noch nichts gelesen. Aber seit einigen Jahren ist ja in den Zeitschriften öfters von Ihnen die Rede. Es scheint, daß die Belletristen anfangen, Ihre Barren zu Scheidemünze aus-

Brief an seine Gattin kannte Jordan zur Zeit des gemeinsamen Besuches bei Schopenhauer diesen noch gar nicht, eine Feststellung, die Jordan in seinem auch sonst unzureichenden Rechtfertigungsversuch in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 203 (168), 24. Juli 1893 mit dem Hinweis abfertigen zu dürfen glaubt, sie sei gekränkter Eitelkeit entsprungen.

zuprägen. Davon hab' ich denn gelegentlich Einiges eingeskelt und bilde mir ein, wenigstens den Angelpunkt Ihres Systems zu kennen. Auch kann ich nicht leugnen, daß dies Wenige mein Verlangen nach mehr so stark gereizt hat, daß ich mir die Befriedigung nicht ohne Selbstüberwindung habe versagen können.

— Das klingt ja wunderbar, versetzte er. Versagen mit Selbstüberwindung? Halten Sie denn meine Philosophie für Gift?

— Alle Philosophie für mich, wenn auch nicht gerade für Gift, so doch für eine Kost, welche mir die nothwendige Diät meines Berufes als erprobt unzutraglich verbietet. Ich bin nämlich Poet . . .

— Weiß es, weiß es, unterbrach er. Hab' Ihr Lustspiel „Die Liebesleugner“ gesehen; machte ja hier Furore, gefiel mir aber nur sehr stellenweise; weit, weit besser das andere, „Tausch enttäuscht“ hieß es ja wol, das denn der bipedischen Masse natürlich weniger schmecken wollte. Kenne auch Ihren „Demiurgos“ [erschieden 1852—54]. Viel Schönes darin, aber leider weit mehr unbegreiflicher, entsetzlicher Optimismus. Indeß hat mir eine Stelle viel Vergnügen gemacht. Sie steht in einer Art phantastischer Farce vom gefangenen Teufel zu Nirgendheim und verhöhnt einen Philosophen. Wissen Sie die vielleicht auswendig?

— Zu dienen, wie so ziemlich Alles, was ich in Versen geschrieben habe, gab ich zur Antwort, und citirte die Stelle, natürlich weit kürzer, als ich es hier thun muß, um verständlich zu sein.

Zu Nirgendheim hat sich durch Gefangensetzung des Teufels das Märchen vom Schlaraffenlande verwirklicht. Niemand wird krank, Niemand stirbt. Es regnet Dukaten; jedem steht ein Tischchendeckdich zur Verfügung; die Knaben schlagen Purzelbäume vom Kirchthurm herunter ohne sich zu beschädigen. Ein Fremder bittet einen Bürger um Erklärung dieser und anderer tollen Wunderdinge, wird aber an einen eben auftretenden Professor gewiesen. Der demonstrirt ihm:

Was wir als Wunsch im Herzen nähren —
Das ist in unserm Hirn vorhanden,
Das oft die tollsten Bilder sieht.
Hier nun, hier ist das derb entstanden,
Das ist der ganze Unterschied.
Der wicht'ge Schritt vom Nichts zum Sein
Durch's Thor des Werdens ist nur klein.
Das Nichts enthält bereits Essenzen,
Und Theorie und Praxis grenzen
Gewöhnlich so unmerkbar nah,
Daß, was man denkt, auch schon geschah.
Des Unsinn's wahres Element,
Das ist der Geist vom Leib getrennt;
Wenn drum der Unsinn sinnlich wird
In voller leiblicher Erscheinung,
So hat er sich zum Sinn entwirrt,
Und auf die hergebrachte Meinung
Dürft Ihr Euch da nicht länger steifen —
Nun, hoff' ich, werdet Ihr's begreifen.

— Eine köstliche Satire! meinte Schopenhauer.

— Das sagen Sie, der Philosoph? frag ich erstaunt.

— Ja wohl, ich der Philosoph, aber freilich kein Philosophieprofessor.

— Trotz dieser kleinen Rache an ihr, fuhr ich fort, ist mir eben mein Demiurgos selbst der beredteste Warner vor der Philosophie. Jetzt würde ich ihn ganz anders schreiben. Er krankt vornehmlich an den Nachwehen der Philosophie. Ich hatte sie weder zu verdauen noch, als ich ihn dichtete, schon zu völliger Katharsis auszuscheiden vermocht, obwol ich mir das einbildete. Seit ich das erkannt, hab' ich mir gelobt, mich nie wieder zu befassen, mit Ihrer sogenannten Wissenschaft.

— Ei, Herr, Sie werden grob! Aber ich bin darüber nicht böse, im Gegentheil! antwortete er mit einem Lächeln voll Siegeszuversicht.

— Verzeihung, entgegnete ich; mein Ausdruck war übereilt. Von Ihrer Wissenschaft zu reden hatte ich, bei gänzlichem Mangel directer Kenntniß kein Recht; obwol ich vermüthe, ja, nach meiner geringen Kunde aus zweiter Hand schon zu wissen glaube, daß Ihre wirklichen Leistun-

gen angewandte Wissenschaft, Ihre wirklich philosophischen aber ebenfalls unwissenschaftlich sein werden.

— Nur zu, nur zu! rief er, herzlich kichernd. Sie sonderbarer Antiphilosophus aus Philosophie, der Sie glauben mich anzugreifen indem Sie zu meiner Fahne schwören! Hier gilt *cum grano salis* der Spruch Goethes:

Den Teufel merkt das Völkchen nie
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

— Sie täuschen sich sehr! sprach ich weiter. Lange bevor ich von Ihrer Existenz gewußt, habe ich der Philosophie überhaupt den Krieg erklärt. Ich habe das gethan in einem im Herbst 1844 geschriebenen, im Mai 1845 im ersten Bande der Otto Wigandschen Vierteljahrsschrift gedruckten Aufsatz, betitelt: Philosophie und allgemeine Wissenschaft. Da hab' ich gezeigt, daß die Philosophie nur das bisherige Surrogat dieser allgemeinen Wissenschaft gewesen sei und sich zu dieser eben so verhalte, wie Astrologie zur Astronomie, Alchymie zur Chemie, wie die Theologie zur Geschichte der Kunst und Poesie. Die Cardinalstelle ist viel citirt worden, namentlich in naturwissenschaftlichen Schriften, so z. B. von dem Freiburger Geologen Bernhard Cotta in seinen Briefen über Humboldts Kosmos [1848 ff.] als „das Beste, was er gegen die Naturphilosophen zu sagen wisse“. Ich habe sie im Gedächtniß. Wollen Sie hören?

— Gern, antwortete Schopenhauer, bat mich aber, auf seine linke Seite zu kommen. Er habe zwar mit Vergnügen bemerkt, daß er von mir ausnahmsweise auch so jedes Wort verstehe; aber ich würde ihm das Hören dadurch doch bequemer machen, da sein rechtes Ohr stumpf zu werden anfangen.

Ich setzte mich also neben ihn und citirte:

„Das Unberechtigte aller Philosophie ist jener Uebermuth des Gedankens, mit dem er, seinen Ursprung vergessend, sich selbst für den Schöpfer der Welt hält und, auf diesen Glauben gestützt, sich seiner Schöpfung gleichsam zu erinnern, d. h. darzulegen versucht, wie aus ihm, dem Gedanken als dem Grundprincip, die ganze Unendlichkeit des Daseins nothwendig hervorgehe. Die Welt begreifen zu wollen indem man vom Gedanken ausgeht, heißt aber ein Gebäude von der Firste anstatt

vom Fundament aus zu bauen anfangen. Denn das Denken ist keinesweges etwas Ursprüngliches, Erstes, ein Urquell aller Dinge, sondern das letzte höchste Ergebnis, die Spitze der Naturentwicklung. Wer den Geist zum Vater aller Dinge macht, der hat von vorn herein darauf verzichtet, ihn zu erkennen, seine Geburt zu begreifen; denn er stellt ihn absichtlich in einen undurchsichtigen, geheimnißvollen Hintergrund. Damit tritt sogleich ein vollständiger Zwiespalt ein zwischen Seele und Leib, dessen Versöhnung unmöglich ist, so lange man dem Gedanken das Recht der Erstgeburt oder vielmehr Ungeborenheit zuspricht und mit Gewalt die Augen zukneift, um nicht zu bemerken, daß er in der That nichts ist, als das jüngste, letztgeborene Kind der Materie, dem alle anderen vorangegangen sein mußten, damit er zur Existenz kommen konnte.“

— *Macte virtute tuâ!* rief er mit schalkhaftem Lächeln und nicht ohne einen Oberton von Ironie, indem er mir auf die Achsel klopfte. Trotz Ihrem schrecklichen, fast muß ich sagen ruchlosen Optimismus im Demiurgos, deucht mir, sei mit Ihnen noch eine Strecke weit auszukommen. Nun aber bekennen Sie mir ehrlich: was hat Sie bewogen, die Philosophie für sich zu excommuniciren und diesen Aufsatz zu schreiben, den Sie in sonderbarer Verblendung für einen Absagebrief halten? Ich frage, wer war Ihr philosophischer Lehrmeister?

— Karl Rosenkranz, erwiderte ich. Die wunderbar fesselnden, durchaus frei vorgetragenen Collegien dieses meines hochverehrten Universitätslehrers hatten auch mich erfüllt mit starkem Glauben an die Hegelsche Philosophie, zu welcher er sich bekannte. So verfiel ich denn einer tiefen und schmerzlichen Verzweiflung an mir selbst, als ich mich an die Werke des Großmeisters machte. Einige seiner Betrachtungen über Geschichte und Kunst fand ich theilweise einleuchtend und mindestens imponirend. Weit aus das Meiste blieb mir aber so schlechterdings unverständlich, als wäre es nicht deutsch, sondern chinesisches geschrieben. Trotzdem habe ich dann ein schönes Jahr greulich verwüstet und mir auf lange Jahre hinaus das Gehirn seekrank gemacht mit Auswendiglernen der Logik Hegels, und zwar, weil das zum Doctorexamen unerläßlich war, in einer mehr als barbarischen lateinischen Uebersetzung, die ich mir selbst abquälte, ohne daß ich mir auch nur eine einzige Zeile des Originals

zu klarem Sinn zu bringen vermocht hätte. Spät ererntete ich von dieser Marterarbeit die heilsame Frucht der Erkenntniß, daß nicht Ich zu dumm sei, den Sinn zu fassen, sondern daß diese Taschenspielerei mit leeren Begriffen einen anderen Sinn überhaupt nicht habe, als höchstens etwaden einer allgemeinen Grammatik. Denn in einer solchen, sofern sie richtig wäre, würde sich allerdings auch ein Schatten vom Weltgesetz in so weit spiegeln müssen, als sich die Sprache nach den Erscheinungen der Welt gebildet hat; — ungefähr wie man, mit allerdings geringer Vernunft, aber doch ohne völlige Unvernunft, als noch höhere homöopathische Potenz der schon sehr mißlichen und fast nur von Charlatanen cultivirten Phrenologie, auch noch eine Hutologie — verzeihen Sie den spaßigen Zwitterbarbarismus — aufstellen könnte, weil erstens der Schädel einigermaßen das umschalte Gehirn nachbildet und zweitens ein guter Hutmacher wiederum den Hauptumkreis des Schädels nachformt.

Leise kichernd, sich die Hände reibend und zuweilen ein bravo, bravissimo, dazwischen murmelnd, hatte Schopenhauer nur mühsam an sich gehalten. Jetzt wieherte er förmlich vor Vergnügen.

— Wußt' ich es doch, rief er, sich erhebend, daß der Unsinnsschmierer und Köpfeverderber Hegel dahinter steckte! Machen Sie sich nun an meine Philosophie. Zur Hälfte haben Sie die schon, nur noch kraus und nicht ohne Trübung und Verkehrtheiten im Ausdruck. Sie wird Ihrer Poesie wahrlich keinen Eintrag thun, das dürfen Sie mir auf mein Wort glauben. Aber lassen Sie uns gehen. Draußen trampelt's die Stiege herauf, und Sie werden wissen: *odi profanum volgus et arceo*. Ich möchte bei Roeder ein Glas Eis nehmen. Haben Sie noch Zeit? Da könnten wir unser Gespräch noch ein halbes Stündchen fortsetzen . . .

Schon auf der Straße und mehr noch als wir bei Roeder im Seitenkabinet ungestört beisammen saßen, war mir keineswegs ganz wohl zumuthe . . . Meine Freude am eröffneten Verkehr mit einem eminenten Genie störte die Furcht, daß jeden Augenblick ein feindliches Widerein-

anderplätzen unserer grundverschiedenen Naturen zu gewärtigen sei . . .

Rührend hingegen und selbst ergreifend war mir der warme, unverhohlen entgegenkommende Eifer, mit dem dieser als menschenscheu und selbst menschenfeindlich verschrieene Greis mich damals wenig mehr als halb so alten Mann merken ließ, daß er in mir einen zum Umgang annähernd Ebenbürtigen . . . gefunden zu haben vermüthe; — was sich, beiläufig bemerkt, in einem freundlichen Lächeln und Kopfnicken jedesmal besonders deutlich verrieth, wenn ich Anlaß fand, eine lateinische oder griechische Sentenz einzuflechten . . .

Nachdem er von mir das Versprechen erlangt, daß ich mein selbstauerlegtes Fastengesetz gegen alle Philosophie zu seinen Gunsten übertreten und sein Hauptwerk, „Die Welt als Wille und Vorstellung“ studiren wolle, brachen wir auf.

Nach einem inzwischen gefallenem Schüttelregen hatte sich der Himmel wieder aufgeklärt. Auf dem Roßmarkt anlangend sahen wir ostwärts über den Dächern das oberste Segment eines ungewöhnlich farbenkräftigen Regenbogens. Schopenhauer wies mit dem Finger hin und blieb eine Weile beschauend stehen.

— Wenn Ihnen Goethes Farbenlehre vertraut ist, sagte er dann, sollten Sie sich auch mit meiner consequenteren und theilweise neuen Durchführung derselben vertraut machen. In der finden Sie den einzig richtigen Weg zur Erklärung aller Erscheinungen, obwol der alte Zeus in Weimar das nicht zugeben wollte und ich darüber mit ihm auseinander gekommen bin . . .

— Verzeihen Sie, erwiderte ich, wenn ich in der Naturwissenschaft die exacten Forscher vom Fach sowol dem großen Dichter, als dem großen Philosophen als Führer vorziehe. Wenn Sie in der Optik auf Goethes Fundamenten weiter gebaut haben, kann Ihr System nicht haltbar sein. Der Stil und die Vortragsweise seiner Farbenlehre sind mustergültig für wissenschaftliche Darstellung. Was er aber vorträgt ist gleichsam ein Wanderbericht über zielverken-

nende Irrgänge in einem Reich, dessen Erscheinungssprache Niemand verstehen kann ohne vertraut zu sein mit einer Fülle subtilster Instrumentalbeobachtungen, so namentlich der Interferenzphänomene, und ihrer streng mathematischen Analyse. Die physiologischen Räthsel unseres Farbensehens sind zur Zeit immer noch ziemlich dicht verschleiert und werden es vermuthlich bleiben, bis uns einst die Mikroskopie die Mechanik des Sehnervs und seiner Netzhautendungen verständlich macht. Was indeß Goethe in einer oft an's Kindische anstreifenden Aergertonart als „Newtonsche Mucken“ schmähte und verwarf, das ist nun längst, als richtiger Kern der Undulationstheorie, verlässliche und in allen Hauptsachen unumstößlich sichere Wissenschaft geworden. Wir wissen jetzt, daß wir jenes Roth im Regenbogen bei ungefähr vierhundert, jenes Violett bei siebenhundert Billionen in der Secunde von unserer Netzhaut empfundenen Aetherpulsen sehen. Für jede Nuance des prächtigen Farbenbandes dort sind wir im Stande, die betreffende Wellenlänge in Millimetermillionsteln anzugeben. Wer das noch bestreiten wollte würde von den Eingeweihten achselzuckend ebenso ausgelacht werden, wie jetzt von jedem nur einigermaßen Kalenderkundigen ein Leugner der Bewegungen der Erde nach Kopernikanischer Lehre.

— Das Lachen, junger Herr, erwiderte Schopenhauer mit grimmig gerunzelter Stirn und mürrisch höhrend, das Lachen geschieht meinerseits auf Ihre Kosten. Schade, schade, daß sich ein, wie es scheint, nicht unbegabter Mann die scharfen Augen zukleben läßt mit dem unerweislichen und abenteuerlichen Hundertbillionen-Unsinn vom Aethergespenst.

Dabei schritt er kräftig aus. Ich wollte ihn weiter begleiten und setzte an zu einer Antwort.

— Mit dem Zeuge lassen Sie mich ungeschoren! Adieu! knurrte er, winkte mir mit abweisender Handbewegung Entlassung und eilte fort.

Mit einer ähnlichen Krachdissonanz, die fast immer ein von mir erhobener naturwissenschaftlicher Einwand herbeiführte, sollten so ziemlich alle Unterhaltungen abbrechen,

die wir seitdem theils im Lesezimmer des Casinos, theils bei gelegentlicher Begegnung auf Spaziergängen mit einander hatten . . . Heute sei nur noch des einzigen Besuches Erwähnung gethan, den ich Schopenhauer in seiner Wohnung abgestattet habe. [Folgt der S. 298 ff. stehende Bericht über den gemeinsamen Besuch mit Friedrich Hebbel.]

Quelle: Wilhelm Jordan, Episteln und Vorträge, Frankfurt a. M. 1891, 1 ff.

Mit C. G. Beck

März 1857.

Professor Daumer (der Verfasser der „Religion des neuen Weltalters“ und Uebersetzer des Hafis), mit dem ich persönlich bekannt war, machte mich zuerst auf Schopenhauer aufmerksam und empfahl mir dessen Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ als die bedeutendste neuere Erscheinung auf dem Gebiet der philosophischen Litteratur. Ich begann in meinen Abendstunden diese Lektüre und war an sie so fest gebannt, daß ich die ganze Nacht nicht mehr zum Schlafe kam. Ich gerieth in einen Zustand der Begeisterung, wie ich ihn, in diesem Grade, seit meiner frühesten Jugend nicht mehr gefühlt hatte. Frühe schon hatte ich mich mit Philosophie beschäftigt und war mit den Werken Plato's und Kant's ziemlich vertraut, so daß ich, nach den Worten Schopenhauers, nicht unvorbereitet zum Verständniß seiner Werke kam.

Schopenhauer war, nach verschiedenen Anekdoten, die von ihm kursirten, als ein heftiger, unzugänglicher Mann bekannt. Mir war er schon in meiner Knabenzeit, ohne daß ich wußte wer er war, durch seinen bedeutenden Kopf mit den großen feurigen Augen aufgefallen. Er trug im Sommer stets einen schwarzen Frack, nach altem Schnitt, im Winter einen Mantel mit vielen kleinen Kragen, wie man ihn in der Kaiserzeit zu tragen pflegte. Der größte Theil des Publikums sah ihm kopfschüttelnd nach, wenn er in Begleitung seines Pudels hastig durch die Straßen schritt, auch bisweilen einen Moment stehen blieb und unverständliche

Worte vor sich hinmurmelte, oder sich mit seinem täglichen Begleiter unterhielt. Man hielt ihn für einen Menschen, in dessen Kopf es nicht recht klar ist, und wußte nicht, was man aus ihm machen sollte. In diesem räthselhaften Manne erkannte ich nun den Autor des vortrefflichen Werkes. Ich schwärmte um das Haus an der schönen Aussicht herum, um ihn wenigstens einen Moment am Fenster zu sehen, und beneidete fast den Pudel, der tagtäglich in seiner Nähe sein durfte. Zuletzt konnte ich dem heftigen Drang ihn persönlich kennen zu lernen nicht länger widerstehen. Am 21. Februar 1857 verfertigte ich ein kleines Gedicht, welches ich ihm am nächsten Tage, seinem 70. Geburtstag, mit einem Blumenstrauß übersendete. Ich hatte das Gedicht anonym an ihn gerichtet, aber der Maler Luntenschütz, dem ich meine Absicht mittheilte, verrieth ihm meinen Namen und so erhielt ich denn schon nach einigen Tagen, durch seine alte Köchin, die Einladung zu einem Besuch.²⁸⁷ Mit Herzklopfen betrat ich die Schwelle, welches noch gesteigert wurde, als eine Mannesstimme ein kräftiges „Herein“ donnerte. So stand ich denn endlich dem Hochverehrten gegenüber. Ich nannte ihm meinen Namen, er reichte mir seine Hand und forderte mich auf, mich neben ihn auf ein altes mit Leder bespanntes Sopha nieder zu setzen. „Ihr sehr schönes Gedicht und der Strauß, den Sie mir in dieser winterlichen Zeit schickten, hat mir sehr große Freude gemacht und ich sage ihnen dafür meinen besten Dank“, er sprach diese Worte in einem so herzlichen und warmen Ton, daß alle Angst und Befangenheit bei mir gänzlich verschwunden war. „Sie heißen Beck“, fuhr er dann fort. „Ich kannte in Weimar eine Schauspielerin gleichen Namens²⁸⁸, die, weil sie in den dreizehner Jahren die Bles-

²⁸⁷ Diese Einladung ist wohl erst in der zweiten Hälfte des März erfolgt, denn noch am 16. März 1857 schreibt Schopenhauer an Asher: „Noch ein anderes, recht gutes Gedicht habe ich an meinem Geburtstage, nebst einem prachtvollen Blumenstrauß (im Februar) erhalten, von unbekannter Hand . . .“

²⁸⁸ Louise Beck. Sie ist u. a. in den Tagebüchern der Adele Schopenhauer unter dem 17. Oktober 1816 erwähnt. 1825 verließ sie die Bühne; vgl. H. H. Houben, *Damals in Weimar*, 159, 339.

sirten pflegte, das Ehrenkreuz erhielt. Sie war nicht schön, aber eine recht tüchtige Schauspielerin. War dieselbe mit Ihrer Familie verwandt?“ Ich verneinte es und frug ihn, ob er den Aufführungen im Weimarischen Theater unter Goethes Leitung beigewohnt habe. „Ich war oft dort“, erwiderte er, „und sah treffliche Darstellungen. Aber die Dekorationen waren bisweilen recht mangelhaft. In der Zauberflöte, die ihres schönen Sujets und der trefflichen Musik wegen doch vor allen einer schönen Ausstattung würdig gewesen wäre, sah man, statt der reichen ägyptischen Tempelhalle, wie wir sie in Frankfurt zu sehen gewohnt sind, nur ganz stilllose Hütten, mit einer kolossalen Sphinx in der Mitte, und die Genien trugen Reifröcke, wie breite Glocken, statt sie als geflügelte Jünglinge erscheinen zu lassen. Ueberhaupt lag das Kostüm noch recht im Argen: Macbeth und Wallenstein waren mit dem selben Purpurmantel bekleidet. Andererseits hielt Goethe wieder strenge darauf, daß die Stücke im Kostüm ihrer Zeit zur Darstellung kamen. Die Schauspielerinnen waren damals, wie ja die Frauenzimmer überhaupt, voll dummer Eitelkeit und nur darauf bedacht, durch glänzende Toilette die Herzen der Männer zu erobern. So erschien einmal eine Schauspielerin, eine wunderschöne Blondine, für deren Reize Goethe nicht unempfindlich war, als Minna von Barnhelm in einem sehr kleidsamen Hütchen, wie sie gerade damals Mode waren. Goethe, der bei der Probe immer auf der vordersten Bank saß, um genau dem Spiele der Künstler zu folgen, stürzte wüthend auf die Bühne, riß ihr das Hütchen vom Kopf, warf es auf die Erde und schrie in höchster Entrüstung, indem er mit den Füßen auf dasselbe stampfte: «Steht Ihnen das Meisterwerk unseres Lesing nicht höher als Ihre verfluchte Eitelkeit!» Goethe herrschte überhaupt mit einer wahrhaft despotischen Strenge über seine Künstler. Er rügte jede Nachlässigkeit, jede falsche Auffassung oder Uebertreibung, manches Mal in recht derber Weise. Es wurde ihm aber auch oft schwer genug, sie von ihrem Dialekt und Naturalismus zu befreien und sie an das richtige Sprechen der Jamben, und das tragische Pathos, wie sie die jetzt zur Aufführung kommen-

den Werke forderten, zu gewöhnen, dafür war aber auch das Ensemble auf der Weimarer Bühne ein vortreffliches. Seine Schauspieler sprachen, trotz seiner oft gegen sie angewendeten maßlosen Strenge, stets mit der größten Hochachtung von seiner Bühnenleitung, und einer seiner Schüler, Laroche, der ja auch in Frankfurt gastirte, nimmt noch jetzt auf dem Wiener Hofburgtheater eine hervorragende Stelle ein.“^{288a}

Ich erzählte ihm nun, daß ich mich schon frühe philosophischen Studien hingegeben, daß besonders Schelling mich gefesselt und ich längere Zeit an den naturphilosophischen Schriften eines Oken und Steffens großes Wohlgefallen gefunden hätte; daß aber später Spinoza mich ganz in seinen Zauberkreis zog, bis ein Bekannter von mir, ein leidenschaftlicher Verehrer Hegels, mich auf die Werke dieses Mannes aufmerksam machte. „Hätten Sie dieselben ins Feuer geworfen, statt Ihre edle Zeit damit unnütz zu vergeuden, dieser Charlatan hat mit seinem Hexeneinmaleins das Hirn der ganzen deutschen Jugend vergiftet“, sprach er nun im heftigsten Ton, und seine Augen blitzten so unheimlich, daß man sich vor ihm hätte fürchten können. Als ich ihm aber sagte, daß ich mich aus dieser ungesunden Atmosphäre losgerungen und mich wieder in den sonnigen Gefilden Plato's gesund gebadet, daß ich dann Kant kennen gelernt, es mir da wie Schuppen von den Augen gefallen und eine ganz neue Weltanschauung in meinem Geiste siegend aufgegangen wäre, da nahmen seine Augen wieder den alten freundlichen Ausdruck an. „Ja, ja“, sagte er, „dieser Riesengeist fegt alle den Unsinn weg, den seine sogenannten Nachfolger die Frechheit hatten der Welt als Ergänzung und Erweiterung der Werke dieses unsterblichen Genies aufzutischen!“ Da, fuhr ich nun fort, kam Ihr Werk in meine Hände. Ich war wie berauscht von der mächtigen Wirkung, die es auf mich machte. Es ließ mich nicht mehr los; ich lebte und webte nur in dem Reichthum der neuen Ideen, die mir nun in einer so klaren und zugleich so blühenden, von einem Hauche der Poesie durchwehten Sprache geboten

^{288a} Karl Ritter v. La Roche (1794—1884), durch Iffland der Bühne zugeführt, seit 1823 in Weimar, 1833 Mitglied des Wiener Burgtheaters.

wurde[n]. Jetzt erst verstand ich das alles, was mir Anfangs noch dunkel in Kants Werken war, jetzt erst fand ich die Ergänzung zu dem Ding an sich, welches Kant als undurchdringliches, unlösbares Räthsel uns geboten hatte, denn in dem wunderbaren Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung“ war alles in überzeugendster, harmonischer Weise gelöst. Schopenhauer nickte wohlgefällig mit dem Kopfe. „Sie kamen gut vorbereitet an mein Werk. Ich habe weitergebaut an dem Riesenbau, welchen der geniale Kant für alle Ewigkeit gegründet hat, und glaube auch die Ideen des göttlichen Plato ins rechte Licht gebracht zu haben. Lernen Sie nun noch die wunderbaren Schriften indischer Weisheit kennen, die ich Ihnen dringend empfehle, so haben Sie alles kennen gelernt, was ich zum vollen Verständniß meiner Werke bei meinem Leser voraussetzen möchte.“ Ich erzählte ihm nun, daß ich mich eine Zeit lang mit den deutschen Mystikern beschäftigt und versucht hätte, die theilweise glänzenden, aber bisweilen doch recht dunkeln Aussprüche Jakob Böhme's zu verstehen; daß mir Meister Eckehardt, Tauler und die „Theologia Deutsch“ nicht fremd sei, daß ich die Lebensbeschreibungen der Madame Guion und der Bourignon gelesen hätte und in des Angelus Silesius cherubinischem Wandersmann manche echte Perle gefunden hätte. „Das ist alles recht schön und gut“, erwiderte er, „ich habe sie vielfach in meinen Schriften, besonders das treffliche Buch «Theologia Deutsch», erwähnt, aber die Herren sehen doch alle mehr oder weniger durch die Brille des christlichen Dogmas; in Indien aber ist das Auge noch frei. Ich empfehle Ihnen darum vor allem zu einem eingehenderen Studium das Werk der Upanischaden, welches Sie von Anquetil du Perron ins Lateinische übersetzt in unsrer Stadtbibliothek finden können. Sie werden keinen christlichen Heiligen, kein Crucifix bei mir finden, und doch habe auch ich meine Penaten. Ich habe mich lange bemüht einen alten Buddha zu erhalten, endlich hat der Geheimerath Crüger einen solchen, aus Tibet stammend, in Paris für mich erstanden. Er war ursprünglich schwarz lackirt, ich habe ihn aber bei Junge vergolden lassen und demselben strenge be-

fohlen, nur echtes Gold zu nehmen und daran nicht zu sparen.“ Er zeigte mir nun einen Buddha in sitzender Stellung, den er auf einem Konsol in der Ecke seines Zimmers angebracht hatte.

Nun hatte ich Gelegenheit mich in dem Zimmer umzusehen. Ueber dem Sopha hing ein Oelbild Goethe's, auf dem Schreibpult stand die Büste Kant's, viele Porträts, u. a. Shakespeare, Cartesius, Claudius mit Kant auf Einem Blatte, schmückten die Wände, auch waren einige Thierstücke im Kupferstich vorhanden, unter welchen ich einen Riedinger zu entdecken glaubte. Als er sah, daß ich sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, sagte er: „Ich besitze noch eine ganze Kollektion solcher Stiche, muß sie aber in Mappen aufbewahren. Goethe hatte in seinen Zimmern eine zweckmäßige Einrichtung getroffen. Er hatte große Rahmen angebracht, in welche sein Diener täglich neue Kunstwerke einschieben mußte, so daß sowohl für Goethe, als seine Besucher die Gelegenheit geboten war sie längere Zeit und mit größerer Aufmerksamkeit betrachten zu können. Auf dem Gebiet der Thiermalerei ist für einen tüchtigen Maler noch viel zu leisten. Aber er muß mit dem Auge des Künstlers die scharfe Beobachtungsgabe des Naturforschers verbinden. Er muß die Physiognomie des Thieres in aller Bestimmtheit erfassen, muß es verstehen, das Thier in seinen charakteristischen Situationen, die oft nur einen Moment währen, zu belauschen, in seiner Phantasie festzuhalten und dann in aller Treue wiederzugeben. Die Engländer, die auf andren Gebieten der bildenden Kunst wenig hervorragendes geleistet haben, sind hier, wie in der Karikatur, die ja oft an die Grimasse der Thiere, besonders des Affen, erinnert, Meister. Auch dem sogenannten Seelenleben der Thiere wendet man jetzt wieder eine größere Aufmerksamkeit zu. Welche interessante Beobachtung hat man bei den Ratten gemacht. Schon durch ihre klugen Augen bekunden sie einen ungewöhnlichen Intellekt. Von ihrer List und Schlaueheit weiß man viel zu erzählen. Mit welcher Klugheit wissen sie z. B. die Eier in ihre Löcher zu schaffen. Auch ihr Familienleben ist ein inniges. So sah man eine alte Ratte

ihr erblindetes Junges an einem Stocke weiter transportiren. Man ist nun endlich auch dem fabelhaften Rattenkönig auf die Spur gekommen. Er wird von einer Anzahl Ratten gebildet, die mit ihren Schwänzen zusammengewachsen sind, was vermuthlich bei einem engen Zusammenkauern, um sich vielleicht vor der Kälte zu schützen, geschehen sein mag.“ — An der Wand waren viele Daguerrotypen angeheftet, die Schopenhauer in den verschiedensten Stellungen seines Kopfes zeigten. „Sie sind nicht gelungen“, sagte er. „Der Verfertiger war ein Stümper, ich habe ihn aber auch abgefertigt. Diese da scheint mir und Andern, die sie gesehen, die gelungenste zu sein.“ — Als ich Kant's Büste betrachtete, sagte er: „Es ist ein gutes Werk und es ist mir eine Freude, die Büste des Mannes in meiner Nähe zu haben, der auf mein Leben und Denken einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hat. Ich besitze noch eine unschätzbare Reliquie von ihm“. Hierauf brachte er mir ein Buch: „Es ist Kant's Handexemplar der «Kritik der praktischen Vernunft», welches er bei seinen Vorlesungen benutzte, mit Randbemerkungen von seiner eigenen Hand. Ich verdanke diesen Schatz der Gefälligkeit eines Freundes, aber nur leihweise, denn ich mußte ihm versprechen, daß es, nach meinem Tode, wieder an ihn, den Eigenthümer, zurückgehen müsse.“ Er kam dann auf seine eigenen Werke und erzählte, ein Verehrer seiner Philosophie habe ihm geschrieben, er habe diese Werke stets bei sich, sogar auf seinem Nachttisch liegen, und verrichte an ihnen, wie der fromme Christ an der Bibel, seine Morgen- und Abendandacht. „Ueberhaupt“, sagte er mit einem triumphirenden Lächeln, „meine Zeit ist gekommen, die ich mit Ruhe und Zuversicht erwarten konnte und deren ich gewiß war. Die Herren Philosophieprofessoren können mich nicht länger todtschweigen oder hämisch begehren. In allen Kreisen werde ich gelesen und von allen Seiten wird mein Porträt verlangt. Suchsland will mich mit Kant als Pendant auf Einem Blatte stechen lassen.^{288a} Im Auftrag des Geheimerath Crüger hat mich Hamel

^{288a} Vgl. Schopenhauers Brief an van Eeden vom 4. März 1857: „*Mein hiesiger Verleger Suchsland will in München den aller-*

gemalt, ich kannte ihn durch das Porträt des Justinus Kerner. Aber mein Porträt ist schlecht gelungen. Es ist gut gemalt, der junge Mann hat Talent, aber es ist nicht ähnlich, ich gleiche eher einem Dorfschulzen.²⁸⁹ Crüger hat ihn, wie ich höre, schlecht bezahlt. Das ist ein Unrecht. Der Künstler soll sich nach dem Werth seines Bildes bezahlen lassen, das ist ein reeller Verdienst, nicht ein Schwindel wie die Börsenspielerei. Meissonier's kleines Bild: *les trois amies* kostete eine horrende Summe, aber man zahlte es gerne, denn es ist ein vortreffliches Bild. Den Geldprotzen gegenüber hatte Rembrandt vollkommen recht, sich für gestorben auszugeben, um den Werth seiner Werke zu erhöhen. Die Maler klagen über Mangel an Absatz, aber sie sind bisweilen auch zu faul, und dann sollten sie mit dem Preis doch auch ein wenig auf die Vermögensverhältnisse ihrer Käufer Rücksicht nehmen. —

Ich bin schwer zu malen, bin zu mobil. Der Künstler muß mich geistig aufzufassen wissen.

Auch Luntenschütz hat mich gemalt. Das Bild wird für gut gehalten, aber ich bin zu sehr idealisirt. Er wollte mir durchaus ein Buch in die Hand geben. Er malte es im Auftrage eines Gutsbesitzers Wiesike, der ihm 25 Louisd'or dafür bezahlte. Eine Copie will er für 20 Louisd'or liefern. In meiner Jugendzeit kostete ein Porträt durchgängig 10 Louisd'or; in Dresden forderte selbst ein vorzüglicher Maler nicht mehr als 12 Louisd'or. Nun will mich auch noch der Maler Göbel malen.²⁹⁰ Das verspricht etwas gutes zu werden. Ich kenne ein Bild von ihm, welches auf der Ausstellung war und sehr bewundert wurde: eine alte Bäuerin, die in einem Gebetbuch liest. Er ist ein Realist und scheint

geschicktesten Kupferstecher heraussuchen, um mein Bildnis in 8^o als Pendant zu einem bekannten Kupferstich Kants v. Bark . . . genau eben so machen zu lassen.“

²⁸⁹ Vgl. dieselbe Äußerung in dem Gespräch mit Hamel, S. 267.

²⁹⁰ In seinem Brief an F. W. van Eeden vom 4. März 1857 schreibt Schopenhauer: „Morgen will . . . Goebel mein Porträt in Oel anfangen.“ An Dr. Asher am 16. März 1857: „Ich bin jetzt von zweien Malern zugleich gemalt, von Luntenschütz . . . und von Göbel.“

sich Courbet zum Vorbild genommen zu haben. Courbet ist ein ganz vorzüglicher Künstler, aber das Socialistische, Aufstachelnde, welches er in seinen Bildern «Das Leichenbegängniß» und «Der Steinklopfer» zur Darstellung brachte, war mir zuwider, während sein Porträt eine ganz vorzügliche Leistung war.“ Ich frug ihn nun, ob er nicht auch aus seinen jüngeren Jahren ein Porträt besitze. Er zeigte mir nun ein Bild aus dem Mannesalter, das ihn in antikem Kostüm darstellte. Interessant wäre es, meinte ich, wenn Sie ein Bild aus Ihrer früheren Jugendzeit besitzen würden, etwa aus der Zeit, in welcher Sie „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ geschrieben haben. „Ich besitze ein solches“, erwiderte er mir, fast geheimnißvoll, „aber ich zeige es ungern, habe es überhaupt nur Wenigen gezeigt“. Dann will ich nicht unbescheiden sein und es zu sehen verlangen. „Ihnen zeige ich es“, sagte er darauf und brachte mir ein kleineres, aber sehr schön gemaltes Porträt.²⁹¹ Ich merkte, als ich dasselbe betrachtete, wie er mich mit seinen großen Augen forschend ansah, als ob er den Eindruck erkunden wollte, den es auf mich machte. „Sie sind frappirt, sind frappirt“, sagte er dann hastig, „ich weiß auch den Grund: die rothen Haare stören Sie“. Allerdings, da ich Sie nur mit weißen Haaren gekannt. „Ich habe nie rothe Haare gehabt, nie“, sprach er dann, fast etwas heftig. „Ich hatte ein eigenthümlich blondes Haar, welches der Maler nur durch ein rothes Untermalen herstellen konnte. Nun hatte ich das Bild während meines Aufenthaltes in Dresden²⁹² am Fenster hängen, durch welches die warmen Sonnenstrahlen fortwährend auf das Bild

²⁹¹ Es handelt sich um das von Karl Friedrich Kaaz im Sommer 1809 in Weimar gemalte Miniaturbildnis. Die Unterschrift Schopenhauers nur in lateinischer Sprache: *A. Schopenhauer aetatis anno vicesimo primo. Neutiquam habebam capillitium rubicundum, sed plane cinereum: emanit heic color viridis, qui rubicundo superinductus, cinereum exhibebat*, 1856.“ Vgl. H. H. Houben, XVI. Jahrb. 1929, 151 f.

²⁹² Es ist unwahrscheinlich, daß Schopenhauer das Bild, das später in Adelsens Händen war, noch in Dresden besessen hat; vgl. H. H. Houben, XVI. Jahrb. 1929, 151 f.

wirkten, und zuletzt die obere Lasur gänzlich wegleckten, so daß zuletzt nur das Roth übrig blieb. Das Bild wird auf die Nachwelt kommen, um nun dem Irrthum vorzubeugen, als hätte ich rothe Haare gehabt, schrieb ich auf die Hinterseite des Bildes, wie Sie sehen, in lateinischer, deutscher, französischer, englischer und italiänischer Sprache: «Ich habe nie rothe Haare gehabt.» — Welche Werke haben Sie von mir gelesen?“, frug er nun. Ich erwiderte: Vorerst nur „Die Welt als Wille und Vorstellung“. „Sie müssen alle meine Werke, ja jede Zeile lesen; ich habe mich nie wiederholt, wohl aber einen Gegenstand von den verschiedensten Seiten betrachtet und war immer bestrebt, meinen Lesern das Verständniß schwieriger metaphysischer Begriffe durch höchst mögliche Klarheit, oft auch durch Gleichnisse zu erleichtern.“ Unterdessen war die Zeit herangekommen, zu welcher er gewöhnlich zum Mittagstisch in den Englischen Hof zu gehen pflegte. Ich sah wie er auf seine Uhr blickte und sah dieses als ein Zeichen mich zu empfehlen an. Er reichte mir sehr freundlich die Hand, und ich dankte ihm aufs wärmste, daß er mir gestattet habe, ihn zu besuchen. Ich hatte noch so manche Frage auf dem Herzen und frug darum schüchtern, ob er mir erlaube, meinen Besuch zu wiederholen. „Gern“, erwiderte er, „aber ich bin morgens oft mit einer Arbeit oder Lektüre beschäftigt, und breche nur ungerne das Begonnene ab. Das Beste wäre dann, wenn Sie bei meiner Haushälterin nachfragen und sich bei mir melden lassen würden.“ Ich dankte ihm zum wiederholten Male und als ich das Zimmer verließ, fielen mir die Worte aus Goethes Götz ein: „Es ist eine Wollust einen großen Mann zu sehen!“

Quelle: E. Grisebach, Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche, 1. Aufl., 70 ff.; 2. Aufl., 93 ff. (nach schriftlicher Aufzeichnung Becks).

C. G. Beck, später Stadtrat in Frankfurt, hat seit diesem ersten Besuch in besonders freundlichem Verkehr mit Schopenhauer gestanden. Dieser schenkte ihm auch die Handschrift der Zusätze zur 3. Auflage des Hauptwerks (vgl. Grisebach, Schopenhauer, Berlin 1897, 258).

Mit Friedrich Hebbel

4. Mai 1857.

Am Montag erging es mir besser, ich suchte den *Dr. Jordan* auf, der in seinem *Demiurgos* die begeisterten Verse an mich dichtete und dieser ließ mich nicht wieder los . . . Er und ich gingen auch mit einander zu *Schoppenhauer*. Ich wäre lieber allein gegangen, aber er kannte den Philosophen auch noch nicht und ich konnte sein Anerbieten, mich zu begleiten, nicht ablehnen, obgleich es sich hier um ein *vis-à-vis* handelte. *Schoppenhauer* ist als grob und unzugänglich verrufen, wie ich es selbst bin. Das erfuhr ich schon in Berlin und *Jordan* bestätigte es mir nicht nur, sondern warnte mich auch. Doch ich wußte aus eigener Erfahrung zu gut, welches Gesindel dergleichen Gerüchte in Umlauf bringt, um mich abschrecken zu lassen; es sind jene hohlen Gesellen, die dem Mann von Geist eben so gut ihre ausgestopften Kleider schicken könnten und die, wenn er ihnen endlich die Thür weist, weil er vergebens irgend eine Lebensäußerung von ihnen erwartet hat, den Grund natürlich nicht in sich selbst, sondern in ihm suchen. Ich fand einen äußerst jovialen alten Herrn, der meinte, er sei mit einem Menschen zu vergleichen, der sich auf dem Theater hinter den Coulissen versäumt habe und nun der Vorhang aufgehe, ängstlich und beschämt davon laufe; die Komödie meines Rufes [Ruhmes?] fängt an — setzte er hinzu — was will der Graukopf noch dabei? Wir würden ohne Frage Freunde werden, wenn ich in Frankfurt lebte, dieß Mal wollte ich bloß eine Pflicht erfüllen, denn für einen Mann, der zu schreiben begann, als ich geboren wurde, bin ich der Herold der Nachwelt.“

Fr. Hebbel an Christine Hebbel, 6. Mai 1857.²⁹³

Der Ohrenzeuge bei Hebbels Besuch, *Wilhelm Jordan*, hat (in seinen Erinnerungen an *Schoppenhauer*) einen ausführlicheren Bericht gegeben:

Der mir befreundete Dichter *Friedrich Hebbel* . . . sprach den Wunsch aus, *Schoppenhauer* kennen zu lernen.

²⁹³ Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von *Felix Bamberg*. 2. Bd. Berlin 1892, 591.

— Das wird schwer halten! bemerkte ich, fügte aber sogleich hinzu: Vielleicht geht es doch.

Ich entsann mich nämlich einer höhnisch herausfordernden Aeußerung, mit der mir Schopenhauer etliche Monate vorher eine freilich sehr wunderliche Art von Einführungs-erlaubniß ertheilt hatte. Auf eine der fast stereotypen Bemerkungen seiner Menschenverachtung, ungefähr des Inhalts, daß es zwar Zweibeine ohne Federn millionenweise gebe, ein wirklicher Mensch aber unter denselben sehr selten zu finden sei — eine *rara avis*, wie er sich ausdrückte —, hatte ich erwidert, daß es ganz so schlimm damit denn doch nicht stehe; worauf er versetzt: wenn ich einmal einen wirklichen Menschen gefunden zu haben glaubte, möchte ich das Wunderthier ihm zuführen; er wolle dann examiniren, ob und wie weit ich recht hätte.

So wandte ich mich nun an Hebbel mit der etwas abrupten Frage: Sind Sie ein Mensch?

Sich im Stuhl aufrichtend konnte er trotz meines Lächelns eine Anwandlung von Empfindlichkeit nicht ganz verleugnen. Doch heiterte sein Gesicht sich rasch auf, als ich ihm die seltsame Apostrophe erklärte und hinzufügte, daß ich es mit gutem Gewissen glaube wagen zu dürfen, ihn sogar dem anspruchsvollen Philosophen für einen echten Menschen auszugeben.

Auf dem steinernen Vorsims des Fensters der ebenerdigen Wohnung Schopenhauers auf der „Schönen Aussicht“ sahen wir einen Pfeifenkopf aus Porzellan den von Tabakstheer starrenden Zapfen unappetitlich in die Luft strecken.²⁹⁴ Die öffnende alte Haushälterin führte uns in das Empfangszimmer, wo wir Platz nahmen auf einem sehr altmodischen, mit grauem und nicht eben sauberem Baumwollstoffe bezogenen Sofa, von unnachgiebigster Härte. Dieses Sofa, etliche Stühle und ein sehr gewöhnlicher mit

²⁹⁴ Ähnlich kennzeichnet auch Karl Altmüller bei seinem Besuch am 8. September 1860 die Situation: „In dem offenen Fenster, in welches die Septembersonne lustig hereinschien, als wolle sie den Pessimisten bekehren, standen etliche lange Pfeifen zum Trocknen der Schläuche.“ (Vgl. S. 371 ff.)

Wachstuch belegter Tisch an der Wand zwischen Fenster und Thür waren das ganze Mobiliar der bescheidenen Stube, der man höchstens etwa einen armen Studenten als Insassen zugetraut hätte. Unter jenem Tisch lag ein großer, schmutzig weißer, sicherlich seit Wochen nicht gewaschener Pudel^{294a}, der uns Zweibeine beim Eintreten kaum einer Erhebung des Kopfes gewürdigt hatte. Unter dem Tisch an der Wand hing eine Anzahl Daguerreotype, soviel ich mich entsinne, alle Schopenhauer selbst vorstellend. Aus der Wand der gewölbten Nische, in der ein hoher und schmaler Ofen stand, sah man einen plastisch und in Farben ziemlich naturgemäß imitirten halben Hund mit ausgestreckten Vorderpfoten hervorspringen, als wenn er auf den Wärmespender hinaufzusetzen beabsichtige. Ich habe nicht erfahren können, ob dies wunderliche Gebild ein vorgefundenes, oder vom Hundefreund Schopenhauer selbst, etwa zum Denkmal eines Vorgängers jenes Pudels bestelltes war. — In auffälligem Kontrast zu der ärmlichen Einrichtung stand eine reichvergoldete sitzende Buddhastatue auf einer zierlichen Console in der innersten Zimmerecke links vom Sofa.

— Herr Schopenhauer, nahm ich das Wort, als der Weise von Frankfurt erschien, ich mache Gebrauch von Ihrer Ermächtigung. Dies Exemplar unserer federlosen Zweibeinspecies behaupte ich Ihnen als einen wirklichen Menschen vorstellen zu dürfen. Nun sehen Sie nach, ob ich recht habe. Er heißt Friedrich Hebbel.

Ueber Schopenhauers bisher etwas mürrisches Gesicht flog etwas wie Annäherung an ein verbindliches Lächeln.

— Behalten Sie Platz, meine Herren, rief er, sich einen Stuhl neben uns rückend. Diesmal, fügte er mit einer leichten Verbeugung vor Hebbel hinzu, diesmal werd' ich vermuthlich einräumen müssen, daß sogar ein so unverbesserlicher Optimist wie Herr Jordan ausnahmsweise recht haben kann. Wenigstens spricht dafür ein Trauerspiel von Ihnen,

^{294a} Ein Erinnerungsfehler Jordans: Schopenhauers weißer Pudel ist i. J. 1849 gestorben (vgl. Brief an Frauenstädt vom 9. Dezember 1849); er erhielt einen braunen Nachfolger (vgl. Brief an Frauenstädt vom 16. Oktober 1850).

das ich mit mehr Vergnügen gelesen habe, als ein sehr überflüssiges Proömium mich erwarten ließ. Maria Magdalena ist es ja wol betitelt. Das hat Kern und Wahrheit, ob es gleich etwas groß ausgefallen ist und mir das Motiv einer Schwangerschaft ohne Verliebniß mehr als bedenklich und auf der Bühne unerträglich dünkt. Aber namentlich der alte Tischlermeister ist eine lebige Gestalt aus dem Vollen. Sie haben da in engem Rähmchen ein Kleinbild dieser verpfuschten, nur mit Bosheit einigermaßen haltbar aufgeleimten Welt geliefert, das treffender ist — hier warf er mir einen Seitenblick zu — als das kosmisch ausgereckte Kolossalgemälde Ihres Freundes Jordan in seinem Demiurgos. Denn da hat er viel Schönes jämmerlich verhunzt mit seinem jüdelnden Aberglauben; — demselben Aberglauben, welcher den schöpfernden Jahve nach dem Tagwerk selbstgefällig ausrufen läßt: *παντα κατα λιαν*. Aber sagen Sie, Herr Hebbel, fuhr er fort, den breiten Mund zu ironischem Grinsen verziehend, wie konnten Sie zu einem so guten Stück eine so schlechte, geradezu abschreckende Vorrede schreiben?

Darauf blieb Hebbel die Antwort eine Weile schuldig. Daß der berühmte alte Herr seiner Tragödie einen großen Vorzug zuerkannt vor dem Demiurgos, das hatte ihm um so größeren Eindruck gemacht, als er von meiner Dichtung eine hohe Meinung hegte, der ich mehrere eingehende Briefe und jetzt, wie er mir bei der Begrüßung bekannt, auch seinen Besuch verdankte. Nach solchem, wenn auch keineswegs unvermischem, aber aus diesem Munde doch sehr schmeichelhaftem und warmem Lobe unvermuthet einen Kübel Eiswasser über den Kopf gegossen zu bekommen, das hatte ihn außer Fassung gebracht.

Er stotterte einige nicht recht verständliche Sätze über die Absicht seiner Vorrede und fügte dann, allmählig in Fluß kommend, hinzu, daß sein Bedauern, mit seinen theoretischen Ausführungen über das moderne bürgerliche Trauerspiel einem so befugten Beurtheiler nicht genügt zu haben, weit aufgewogen werde von der Freude, als dramatischer Praktiker nicht nur schon gekannt, sondern auch anerkannt zu sein vom ersten unserer lebenden Philosophen.

Dann sprach er in Ausdrücken, welche seine noch immer nicht ganz überwundene Verlegenheit vielleicht etwas zu nahe an's Ueberschwängliche streifen ließ, von der Bewunderung, mit der ihn Schopenhauers Werke erfüllten, und schloß mit einer Versicherung, deren Widergabe ich als nahezu wortgetreu bezeichnen darf:

— Dieser Tag, lautete sie, wird einer der bedeutsamsten meines Lebens bleiben. Er hat mir den sehnlichsten Wunsch erfüllt, welcher mich zu dem weiten Umwege über Frankfurt bewogen: den großen Genius von Angesicht zu begrüßen, welcher eben jetzt den zwar späten, aber desto glanzvolleren Sonnenaufgang seines Ruhmes erleben darf.

Schopenhauer, sonst sehr empfänglich für Huldigungen, nach denen er mit dem begründeten Bewußtsein, sie längst verdient zu haben, mehr als ein Menschenleben hindurch vergeblich gelehzt hatte, begleitete diesen Dithyrambus mit einem Satyrlächeln.

— Mit meinem Ruhm, lieber Herr Hebbel, erwiderte er, ist das ein eigen Ding. Als dramatischer Dichter besuchen Sie gewiß oft das Theater. Da wird es vielleicht auch in Ihrer Gegenwart einmal vorgekommen sein, daß der Lampenputzer noch nicht ganz fertig war mit dem Anzünden der Podiumlichter, als schon der Vorhang in die Höhe ging. Unter lautem Gelächter und Geklatsche des verehrungswürdigen Publici raffte sich dann der überraschte Aufklärungsbesorger in komischer Hast auf, um so schnell als möglich hinter den Coulissen zu verschwinden. Sehn Sie — gerade so bin Ich auf der Bühne für tragische Possen, welche man die Welt nennt, in zufälliger Verspätung noch anwesend, während die Komödie meines Ruhmes aufgeführt wird.²⁹⁵

Quelle: Wilhelm Jordan, Episteln und Vorträge, Frankfurt a. M. 1891, 25 ff.

Dem Biographen Hebbels, Emil Kuh, hat Jordan schon früher Mit-

²⁹⁵ Das (abweichend vom Original) gesperrt Gedruckte sind Stichworte, die Jordan — nach späterer Angabe — bald nach Hebbels Abreise aufgezeichnet hat.

teilungen über den Besuch gemacht. Kuh berichtete darüber in der Neuen Freien Presse vom 17. November 1869 und nahm diesen Bericht dann auch in seine Biographie auf:

Schopenhauer kannte Judith und Maria Magdalena. Er entsann sich des Zuges in Maria Magdalena, wo der Bruder auf einen Griff den Schlüssel auf der alten Stelle findet, und rühmte gegen Hebbel die Wirksamkeit, den Kunstwerth solcher scheinbar unbedeutenden naiven Züge, deren er auch manchen andern bei Hebbel gefunden zu haben bekannte. Von einem Dichter, welcher deren fähig, habe es ihn aber umso mehr gewundert und bei ihm gestört, daß anderwärts umgestaltete Philosophie zurückgeblieben sei, man könne allenfalls sagen, *semen* zu dereinstigen Kindern, aber nur *potentia*, weil sie durchaus erst im *uterus* der schauenden und veranschaulichenden Poetenphantasie befleischt werden müßten zu ähnlich naivem Ausdruck. Am schärfsten verurteilte er die Vorrede zu Maria Magdalena, doch vielfach in der Weise, daß jeder Tadel zugleich ein Lob des Stückes einschloß. Es sei ihm ein psychologisches Problem, ja fast unbegreiflich, wie diese Vorrede und dieses Stück aus demselben Kopfe hätten entspringen können. Jedenfalls beweise Hebbels Poesie eine robuste Constitution, durch das Factum, daß sie im Ringen mit so raffinirter Reflexion nicht umgebracht worden sei, sondern nur hie und da blaue Flecke davongetragen habe. Schopenhauer halte es zwar für Selbsttäuschung, wenn Hebbel, wie es fast den Anschein habe, sich einbilde, aus Philosophie Poesie gebären zu können; denn seines Wissens sei der Verlauf allemal umgekehrt. Baue er aber wirklich in der wunderlichen Manier, daß er nicht erst am Gemäuer selbst, wann es über Mannsbereich dem Fundament entwachsen, das unerläßliche Gerüst zum Weiterarbeiten befestige, sondern nach Legung des ersten Steins das ganze Gerüst fertig aufführe, bis zur Höhe des obersten projectirten Dachfirstes, so mußte er, nach Anwurf der letzten Kelle Mörtel, nach dem letzten Strich des etwan tünchenden Pinsels, nichts Eiligeres und Angelegentlicheres zu thun haben, als dies ganze Gerüst nicht nur abzureißen, sondern sogar spurlos zu verbrennen, an-

statt es wohlconservirt vor dem fertigen Hause stehen zu lassen, wie das Vorwort vor der Maria Magdalena.²⁹⁵

Bei aller Geistes Kühnheit, bemerkte Jordan, lag in Hebbels Natur etwas jungfräulich Schüchternes. Er habe sich nicht sogleich finden können in den derben, zuweilen an's Cynische streifenden Ton Schopenhauers, der überhaupt eine lüsterne Vorliebe hatte für geschlechtliche, zuweilen obscöne Illustrationen seiner Gedanken. Allmählich aber sei doch auch Hebbel so warm geworden und so funkensprühend, als habe er den ersten herben Eindruck jener Einwürfe, die ihn allerdings auf eine Weile etwas stille und nachdenklich gemacht, völlig verwunden und als fühle er sich nun außerordentlich wohl in diesem Aufeinanderplatzen der Geister.

Quelle: Emil Kuh, Friedrich Hebbel, Wien 1877, Bd. II, 586 ff.

Eine wenig vertrauenswürdige Darstellung des Besuchs gibt Robert v. Hornstein:

[Hebbel] kam voller Enthusiasmus zu Schopenhauer nach Frankfurt. Er war gewiß, als kongenialer Dichter empfangen zu werden. Wie ein begossener Pudel stand er da, als Schopenhauer ihn frug, was er denn schon geschrieben habe. Hebbel kam nach Wien mit der Überzeugung zurück, Schopenhauer sei doch kein so großer Philosoph, wie er geglaubt habe.

Quelle: Robert v. Hornstein, Memoiren, herausgegeben von Ferdinand v. Hornstein. München 1908 (Verlag der Süddeutschen Monatshefte), 148.

²⁹⁵ In seinem Aufsatz „Hebbel bei Schopenhauer“, Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 203 (168), vom 24. Juli 1893 (vgl. Anm. 236) zitiert Jordan einen hier immerhin erwähnenswerten Brief, den Emil Kuh am 5. September 1866 ihm geschrieben hat: „Ein Herr Dr. B. erzählte einem meiner Bekannten, Schopenhauer habe sich in Frankfurt, wo er den Philosophen einmal gesprochen, über Hebbel dahin geäußert: es werde nichts von allem, was H. gedichtet, dauernd sein, es fehle ihm der naive Zug, ohne den kein Kunstwerk bleibenden Werth habe. Dieser B. ist aber kein unverfänglicher Gewährsmann, da er die wegwerfenden Urtheile H.s über seine Schriften erfahren und keine Gelegenheit versäumt hatte, den Dichter der Judith in den Augen der Leute zu verkleinern.“

Mit Dr. Friedrich Grävell

Anfang Juli 1857 — Juni 1858.

Aus der Unterredung mit Ihnen erinnere ich mich, daß Sie die von mir angedeuteten Züge von Hinterlist bei Newton allerdings für richtig erblicken. Bei Ihrer großen Belesenheit würde es Ihnen wahrscheinlich nicht schwer fallen, den entrüsteten Newtonianern die Beweise dafür zu citiren.

Grävell an Schopenhauer, 12. Dezember 1857.²⁹⁶

Grävell war kürzlich hier, und kommt nochmals her.

Schopenhauer an David Asher, 24. Juni 1858.

Dr. Grävell war wieder da: habe ihm den Aufsatz von Dr. Clemens im Archiv für physi. Pathologie gezeigt, darin dieser zu meiner und Göthe's Farbenlehre schwört, wider Newton.

Schopenhauer an David Asher, 2. Juli 1858.

Es würde vielleicht zweckmäßig sein, wenn ich mich in dieser [geplanten] Entgegnung²⁹⁷ auf die mir von Ihnen mitgetheilte Thatsache von *Seebeck's* Verleugnung der Goethe'schen Lehre gegen besseres Wißen berufen könnte, und hatte ich meinerseits Ihre Mittheilung so aufgefaßt, daß der Berufung hierauf nichts im Wege stände . . . [In diesem] Falle würde ich nochmals um die genaue Wiedergabe der Worte *Seebeck's* bitten, welche, so weit ich mich erinnere, waren: „Er hat Recht, aber man darf es nicht sagen, den akademischen Herren gegenüber.“

Grävell an Schopenhauer, 11. Juli 1858.

Friedrich Grävell (1819—1878) war Arzt in Berlin und als ärztlicher Schriftsteller bekannt. Schopenhauer erwähnt seine beiden Besuche auch im Brief an Joh. Carl Becker vom 7. Juli 1858: „Er ist vorigen u. diesen Sommer 2 Mal bei mir gewesen.“

²⁹⁶ Der in dieser Briefstelle erwähnte Besuch dürfte am 2. oder 3. Juli stattgefunden haben. Für diese Tage kündigt ihn Grävell in seinem Brief vom 18. Juni 1857 Schopenhauer an.

²⁹⁷ Auf eine Kritik von Grävells Schrift „Goethe im Recht gegen Newton“ (Berlin 1857) in der Heidelberger kritischen Zeitschrift für Chemie, Physik etc. von Kekulé, Eisenlohr u. a., Jg. 1858, H. 2 ff.

Mit Christian Carl Josias v. Bunsen

Oktober 1857.

Am 26. März 1857 benutzte der in Heidelberg lebende Diplomat und Gelehrte Chr. C. J. v. Bunsen (1791—1860) eine Reise seines Sohnes Theodor nach Frankfurt, um bei seinem Jugendfreunde Schopenhauer brieflich anzufragen, ob er ihn einmal aufsuchen dürfe. (Die letzte Begegnung hatte 1819 in Rom stattgefunden.) Schopenhauers zustimmende Antwort vom 28. März 1857, die an die gemeinsam verlebte Göttinger Zeit und den gemeinsamen Freund Astor erinnert, scheint die Hauptgrundlage für den folgenden Bericht Gwinners über den Besuch zu bilden, der übrigens erst im Oktober, gelegentlich der Rückreise Bunsens von der Zusammenkunft der Evangelischen Allianz in Berlin, erfolgte:

Sie sahen sich wieder und erneuerten zugleich das Andenken an den Dritten im Göttinger Bunde, den Sohn des 1763 in Walldorf bei Heidelberg geborenen, in Amerika emporgekommenen Johann Jakob Astor, den 1875 in Newyork als hundertfacher Millionär verstorbenen William Backhouse Astor. So weit, meinte Schopenhauer, sei der Lebenszweck von Dreien, die sich einst so nahe gestanden, auseinander gegangen: der Eine habe Rang, der Andere Reichthum, der Dritte — Weisheit erlangt.²⁹⁸ Daß er in Bunsen über dem Diplomaten den Gelehrten und Schriftsteller ignorirte, wird nach der Geistesrichtung beider niemand wundernehmen. So sagte er über Bunsens letzte literarische Phase: „Gott in der Geschichte“ [erschieden 1857/58] sei Bunsen in der Geschichte, und zur Bibelübersetzung²⁹⁹ gehöre ein besserer Hebräer. Das Resultat ihres Wiedersehens konnte hiernach beiderseits kein befriedigendes sein.

Quelle: Gwinner, 2. Aufl., 594 f.; 3. Aufl., 376.

Bunsens Name leuchtete längst im Glanze hoher Ehren; Schopenhauer, der damals berühmt zu werden begann, hielt das Ende seiner irdischen Laufbahn für den Anfang seines unvergänglichen Ruhmes und sagte zu Bunsen (wie dieser

²⁹⁸ Vgl. die ähnlichen Äußerungen gegenüber Becker, S. 72, und gegenüber Frauenstädt, S. 125.

²⁹⁹ Von Bunsens Bibelwerk erschien Ende 1857 das erste, 200 Seiten starke Probeheft; vgl. Frankfurter Museum, 7. November 1857. Es wurde aber schon am 28. März 1857 vom Frankfurter Museum angekündigt.

mir [Kuno Fischer] unmittelbar nachher erzählt hat): „Sie haben Ihren Lohn dahin!“

Quelle: Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, 8. Bd. Arthur Schopenhauer, Heidelberg 1893, 29.

Die ungefähre Datierung des Gesprächs ergibt sich aus dem Werk: Chr. C. J. Frhr. v. Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Herausgegeben von Fr. Nippold, Leipzig 1868. Hier heißt es Bd. 3, 485: „Bunsen wurde am 4. October von seinem Sohne Georg bis nach Frankfurt zurückbegleitet . . . Sein Wunsch, an diesem Orte noch einmal seinen lange im Andenken bewahrten Jugendfreund Schopenhauer wiederzusehen, wurde ihm gewährt; doch die Unterhaltung während des Mittagmahles fiel nicht eben erfreulich aus.“ — Vgl. übrigens auch Schopenhauers Mitteilungen über das Gespräch an Bähr, S. 254 f.

Über Bunsen vgl. ferner: Bähring, Chr. K. J. v. Bunsen, 1892.

Mit Alexandre Weill

1857.

Als ich ihn das letztmal sah, sprach er von meiner Uebersetzung seiner Philosophie der Magie in der *Revue Française*.³⁰⁰ Er beschuldigte mich zunächst, daß ich alle lateinischen Zitate unterdrückt hatte (überflüssige Zitate). Dann schickte er sich an, mir wirkliche Ungenauigkeiten nachzuweisen, wirkliche Verrate, wie er sie zu nennen liebte.

Da Sie so gut französisch können, antwortete ich ihm, warum schreiben Sie Ihre Bücher nicht französisch?

Das Französische, sagte er, ist eine Sprache des Gefühls, nicht der Begriffsentwicklung. Es erlaubt nicht, neue Worte für neue Gedanken zu schaffen. Es ist eine wunderbare Sprache, aber tatsächlich mehr eine Sprache der Weiber als der Männer, mehr eine Sprache der Diplomatie als der Philosophie.

Und Sie verlangen, daß man Sie buchstabengetreu übersetzt?

Dann erzählte er mir während eines zweistündigen Gesprächs unbekannte Anekdoten über Goethe, Schiller, Bür-

³⁰⁰ Die Bearbeitung des einschlägigen Kapitels aus dem „Willen in der Natur“, *Revue Française*, Dezember 1856, t. VII., p. 348 ff.; vgl. Schopenhauer Kritik im Gespräch mit Becker, S. 70.

ger, Kant, Schelling, Humboldt, die er alle persönlich gekannt hat.³⁰¹ Schopenhauer ist ebenso geistvoll in seiner Unterhaltung wie selbständig in seinen Schriften. Beim Abschied richtete ich folgende Worte an ihn, in der Absicht, sie an die Spitze der Uebersetzung einiger Kapitel seiner Ethik zu stellen:

Herr Schopenhauer, ich werde Sie weiter übersetzen: ich werde Ihre Abhandlung über die Moral übersetzen, als Tribut der Bewunderung für Ihr Genie und um den französischen Leser mit einigen Ihrer originellsten Gedanken bekannt zu machen. Aber ich werde Sie nicht nur nicht buchstabengetreu übersetzen, ich werde nicht nur die Wiederholungen weglassen, die Ausfälle gegen Ihre Gegner und einzelne unverständliche Stellen, sondern ich werde Ihnen auch, nach Wiedergabe ihrer Worte, an vielen Stellen widersprechen.³⁰² Fern davon zuzugeben, daß die französische Sprache der deutschen unterlegen sei, betrachte ich alles als falsch, was nicht ins Französische übersetzt werden kann, sodaß es für jedermann verständlich wird. Sie haben den Vorzug, klarer zu sein als viele Ihrer Vorgänger, und überall bedeutet die Klarheit das Licht, die Vernunft. Aber immer da, wo Sie sich auf syllogistische Absonderlichkeiten und auf Worterfindungen einlassen, sind Sie nicht mehr im Bereich der Wahrheit. Ich stimme durchaus nicht allen Ihren philosophischen Ergebnissen zu und werde es Ihnen beweisen. Ich werde Ihnen zwanglos auf Ihrer Reise durch die Moral folgen, wobei ich gleich Ihre Widerlegung der Kant'schen Ethik und die Beschimpfungen Fichtes weglassen, aber die Goldkörner und sogar die Goldkörnchen aufhebe, die Sie am Wege ausstreuen.

Quelle: Vorwort von A. Weills Übersetzung der Abhandlung „Ueber die Grundlage der Moral“ (*Base fondamentale de la morale*); *Revue française*, Dezember 1857, t. XI., p. 257 f.³⁰³

³⁰¹ Die Aufführung von Schiller, Bürger, Kant und Schelling in dieser Liste ist für die flüchtige Arbeitsweise A. Weills kennzeichnend.

³⁰² Diesen Widerspruch hat Weill in Fußnoten zu seiner Übersetzung zum Ausdruck gebracht.

³⁰³ Der französische Text des Gesprächs ist jetzt im XIX. Jahrb. 1932, 271 ff. nachgedruckt.

Vgl. hierzu Schopenhauers Brief an Asher vom 24. Juni 1858:

Ihrem Wunsch gemäß schicke ich heute, unter Kreuzkouvert, die Französische Bearbeitung meines Fundaments der Ethik an Sie ab. Weill hat solche auf $\frac{1}{10}$ des Umfangs reduciren müßen: Dies muß man berücksichtigen: und da hat er den Kern richtig gegeben: aber im Ganzen doch schlecht übersetzt; wie meine Randglossen bezeugen. Unverzeihlich aber ist, daß er *ex propria penna* hinzugethan hat, und zwar lauter judaisirendes Zeug, — zu meinem Aerger. — Der Dialog im Prolog ist nicht wahr.

Alexander (eigentlich Abraham) Weill (1811—1899), Verfasser von zahlreichen politischen, religiösen, historischen und belletristischen Schriften, u. a.: *République et monarchie* (1848), *Dix mois de révolution* (1868), *Ma jeunesse* (1870), *Ludovic Boerne* (1878), *Souvenirs intimes de Henri Heine* (1883), *Centenaire de l'émancipation des Juifs* (1888). Vgl. auch die biographischen Notizen von A. Baillet im XIX. Jahrb. 1932, 277 f.

Mit Carl Mylius

Anfang Februar 1858.

Vor ca. 3 Wochen kam der hiesige Photograph Mylius, mit einem Briefe der Illustrierten, und bat mich, infolge des Auftrags, ihm zu sitzen. Habe es getan. Er versprach, mir das Bild zu schicken zur Ansicht, sobald es fertig wäre: er hat nicht Wort gehalten. Aber Luntenschütz hat es gesehen, unähnlich und sehr schlecht befunden. Ich höre, daß dieser Milius in der Regel gar keine Porträts macht, sondern bloß leblose Gegenstände. Verdrießt mich, dem großen Publikum *en caricature* vorgezeigt zu werden.

Schopenhauer an David Asher, 25. Februar 1858.

Über die weitere Entwicklung der Angelegenheit vgl. Schopenhauers Briefe an Asher vom 13. April, 24. Juni, 2. Juli 1858 und 3. Januar 1859, ferner Briefe an Becker vom 1. März 1858, an v. Doß vom 14. März 1858, an Friedrichsen vom 27. Dezember 1858, an Brecht vom 8. Februar 1859.

Mylius selbst berichtet über seinen Besuch bei Schopenhauer:

[Arthur Schopenhauer war] nach langem Ringen zu großer Anerkennung gelangt. Ich kannte ihn nur vom An-

sehen, wenn er am Mainufer mit seinem Pudel dem Sonnenuntergang zuschaute. Die Leipziger [Illustrierte] Zeitung beauftragte mich, sein Bildnis mit dem dazugehörigen Text einzuschicken.

Schopenhauer wohnte damals an der schönen Aussicht No. 17. Mittags nach drei Uhr sagte mir die Aufwärterin: „Ich muß erst einmal nach ihm umsehen, er legt sich um diese Zeit etwas zur Seite.“ Ich bat dringend, ihn ja nicht zu stören, ich würde ein andermal kommen, aber schon war sie ins Zimmer gegangen. Es dauerte nicht lange, da gab es ein Gepolter, als rauften die zwei miteinander. Als ich die Schwelle überschritten, stand Schopenhauer mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt. Er hatte die Arme à la Napoleon zusammen geschlagen und das weiße Haar stand künstlich in die Höhe gestäubt. „Was wollen Sie von mir“, fuhr er mich an. „Vor allen Dingen um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie gestört habe. Ich komme im Auftrag der Leipziger Illustrierten, die Ihr Porträt wünschte und mich beauftragte, Sie darum zu bitten“. Als er den Brief gelesen, gab es eine Scene. Schopenhauer fuhr mit der Hand in die Haare und versuchte, sie noch mehr in die Höhe zu sträuben. Dies wiederholte sich vor einem Spiegel eine Zeit lang. Dabei schrie er: „Das verfluchte Publikum will mich sehen, das = Publikum.“ Dabei lachte er, daß sein Mund sich zu einer Grimasse verzog. „Wer will die Frechheit begehen, über mich zu schreiben?“ „Den Text“, sagte ich, „wird der *Dr. ph.* Hornfeck schreiben.“ Er unterbrach mich mit den Worten: „Hier schauen Sie her“, und legte mir einige Daguerrotypen auf das Fensterbrett. Dann sagte er mit großer Wichtigkeit: „Was sagen Sie zu diesen Augen?“ Ich wußte nicht, was er meinte. Er gab mir ein Vergrößerungsglas: „Sehn Sie diese Augen.“ Ich merkte wohl, was er meinte, tat ihm aber nicht den Gefallen. Da wies er auf eine ausgestopfte Eule mit großen Glasaugen: „Da sehen Sie her, das sind Augen.“

Ich stellte nun Tag und Stunde fest, wann er zu mir kommen wolle. Er kam auch mit der Minute angefahren, geriet aber sofort mit dem Kutscher in lauten Wortwechsel.

Ich nahm beide mit in den Hausgang, wo die Sache sehr schnell beigelegt wurde.

Schopenhauer stand im Glashaus vor dem Spiegel wieder wie zu Haus Gesichter schneidend und unbeschreibliche Worte gebrauchend. Er nahm seine Taschenuhr, ein wahres Monstrum, legte sie ziemlich unsanft neben sich auf den Tisch und sagte: „Ich gebe Ihnen 20 Minuten Zeit, wenn Sie dann nicht fertig sind, gehe ich fort, ich habe durchaus keine Zeit, länger zu warten.“

Die Aufnahmen erfolgten damals noch mit nassen Platten, die sofort zur Belichtung in den Apparat gebracht werden mußten, was aber hier nicht möglich war, da Schopenhauer sich gar nicht beruhigen konnte, immer noch Gesichter schnitt und gar nicht auf mich hörte. Die Sitzungszeit war $\frac{1}{2}$ Minute, aber er konnte sich solange nicht beherrschen und die Aufnahme fiel ungenügend aus. Er sah dies denn auch ein und hätte auf einmal Zeit für $\frac{1}{2}$ Dutzend Wiederholungen gehabt. Ich begnügte mich mit zwei Aufnahmen, da etwas besonderes doch nicht zu erwarten war.

Der Text war geschrieben und ich hätte mich nicht überreden lassen sollen, die Photographie einzuschicken. Durch die Uebertragung des Zeichners und Holzschneiders ward die geringe Aehnlichkeit auch nicht vermehrt.“

Quelle: Carl Gebhardt, Schopenhauer-Bilder. Grundlagen einer Ikonographie. Frankfurt a. M. 1913, 57 f.

Mit Frédéric Morin

Anfang März 1858.

An einem schönen Märztag suchte ich ihn [Schopenhauer] in Frankfurt auf, nachdem ich mich durch einen gemeinsamen Freund hatte anmelden lassen . . . Eine alte anmaßende Dienerin, begleitet von einem grämlichen Pudel, führte mich in ein großes, luftiges und gut eingerichtetes Arbeitszimmer, in dem alles von Sauberkeit und Sonne glänzte. Eine Goethebüste thronte über einer schönen Bi-

bliothek. Schopenhauer trat einige Minuten später ein. Er streckte mir mit liebenswürdiger Miene die Hand entgegen, warf aber aus seinem grauen Auge einen durchdringenden und etwas unruhigen Blick auf mich. Seine 68 Jahre³⁰⁴ waren seinem lebhaften, beweglichen, aber runzligen und eingetrockneten Gesicht reichlich anzumerken; und das unterdrückte Zittern seiner zugleich gebogenen und in einem beständigen mokanten Lächeln eingekniffenen Lippen hätte ihm das Aussehen eines aristokratischen Mephistopheles verliehen, wenn nicht seine große, rein durchgebildete Stirne Wohlwollen und sogar Offenheit ausgeprägt hätte. Er hielt den Brief unseres gemeinsamen Freundes in der Hand, und es entspann sich zwischen uns das folgende Gespräch:

Schopenhauer: Oh! Sie haben die deutschen Universitäten besucht! Die Franzosen sind sich alle gleich, sie glauben an das Deutschland der *Revue des deux Mondes*. Ich wette, daß Sie die Hegel'sche Philosophie ernst nehmen.

Ich: Ich bin kein Anhänger dieser Philosophie, aber ich sehe in ihr eine gewaltige Offenbarung des menschlichen Denkens und glaube sogar, daß sie noch im Sterben gewisse unsterbliche Theorien hinter sich lassen wird.

Schopenhauer: Nein, nein, es wird nichts von Hegel bleiben, absolut nichts, weil er nicht gedacht, sondern mit Formeln um sich geworfen hat. Hegel ein gewaltiger Philosoph! Merken Sie sich vor allem, daß es in der Welt nur drei Philosophen gegeben hat, die dieses Beiwort verdienen: Buddha, Platon und Kant. Aber er, er verdient nicht einmal in die Klasse der *Di Minores* der Philosophie eingereiht zu werden. Jawohl, ich als alter Deutscher sage Ihnen, daß in einem einzigen Vers von Lamartine, ja sogar in einem Scherzwort Ihres Chamfort mehr wahre Metaphysik steckt, als in der ganzen Phänomenologie einschließ- lich der dicken Kommentare von Michelet und Rosenkranz. Prüfen Sie einmal aufrichtig, wohin er mit seinem ganzen pedantischen und wortreichen Apparat gekommen ist. An

³⁰⁴ Schopenhauer war damals schon 70 Jahre alt.

die Stelle des gesunden Menschenverstandes, als welcher der Sohn des Charakters und der Vater der Erkenntnis ist, setzt er irgendeinen starren und unverständlichen Kult eines in der Entwicklung befindlichen großen Pan³⁰⁵, das sich wie ein Teufel unter der aufgeblasenen Logik des Seins, des Nichtseins und des Werdens abmüht und in seinem ermüdenden und vergeblichen Lauf, zu dem sein Erfinder ihn verdammt hat, nur dazu gut ist, die Eichhörnchen nach-zuäffen³⁰⁶ und die Droschkenkutscher in Träume zu wiegen. Hegel findet einen Gott, der sich selber sucht! *Risum teneatis, amici!* Bewundern Sie ihn nicht wegen dieses Schlusses? Recht schön; aber das System, über das er sich wie eine ungeheure Kuppel wölbt, ist noch viel ungeheuerlicher; denn schließlich gibt es einen gewissen Pantheismus, der es gutheißen kann. Wenn man als Philosoph ein wenig tiefer geht, so muß man wohl zu dem großen Abgrund, zur Einheit der Substanz kommen. Aber wo hat er diese Einheit gesucht? Er hat sie wie ein richtiger Schulmeister, der er war, in den leeren Begriffen des Denkens gesucht, in den hohlen Vorstellungen des Intellekts, weil er nicht imstande war zu verstehen, daß der Intellekt nur eine untergeordnete Möglichkeit des Lebens ist oder vielmehr die Bastardfrucht des Gehirns, die Seifenblase, die aus unseren Empfindungen aufsteigt, sich zum Himmel erhebt und sich von den Kindern bewundern läßt, aber dann zwischen ihren Händen zerplatzt.³⁰⁷ Doch glauben Sie nicht, daß ich ein vollkommener Schüler Condillacs³⁰⁸ bin. Nein, sondern ich denke, daß die

³⁰⁵ Gemeint ist der Hegelsche Panlogismus, der die Naturgesetze als logische Gesetze begreifen will. „Die Hegel'sche Weisheit kurz ausgedrückt ist, daß die Welt ein kristallisirter Syllogismus sei.“ (Gr. N. IV, 71.)

³⁰⁶ Ein ähnlicher Vergleich mit „dem Eichhörnchen, das im Rade läuft“: Handschriftl. Nachlaß, Die Genesis des Systems, I. Teil, D XI, 156.

³⁰⁷ Vgl. Schopenhauers Brief an Brockhaus vom 14. Juni 1843 (D XIV, 541): „Die große, aufgedunsene Seifenblase der Fichte-Schelling-Hegelschen Philosophie ist soeben im endlichen Platzen begriffen.“

³⁰⁸ Etienne Bonnot de Mably de Condillac (1715—1780), Schüler Lockes, dessen Lehre er für Frankreich bearbeitete, Begründer des französischen Sensualismus und Materialismus. Von Schopenhauer vielfach erwähnt.

Welt sich nur im Willen enthüllt, oder, wenn Sie wollen, im Herzen des guten, des opferfähigen Menschen. Die Welt, gesehen in dieser sogenannten Vernunft, um die man so viel Geheimnis macht und die nur ein Wechselbrief ist, gezogen auf die niedrigen Wahrnehmungen der Sinne³⁰⁹, die Welt gesehen im Intellekt und durch den Intellekt, ist nur der neckische Schatten, den diese Wahrnehmungen werfen, ein Widerschein unserer Phantasien, die Maja Indiens, ein Saturnalienfest von Erscheinungen, in deren Mitte man das Gesetz der Kausalität tanzen läßt, wie den Zauberbesen der Sage³¹⁰, eine ungeheure Arabeske, die man zeichnet und nach seiner Laune ausbildet. Der Entwurf dieser Arabeske kann ein Kunstwerk sein, aber er ist kein wissenschaftliches Werk. Hegel ist also weder ein Denker, noch ein Philosoph, nicht einmal ein Sophist. Ich erlaube den ganzen Pedanten an den deutschen Universitäten lediglich, ihn als Küstler zu bezeichnen, vorausgesetzt, daß sie hinzufügen, daß er ein Künstler der letzten Gattung und der vorletzte seiner Gattung ist: nach ihm gibt es noch seinen Schüler Rosenkranz.

Ich: Und die andern?

Schopenhauer: Die andern gibt's nicht.

Ich: Es fällt mir schwer, Sie zu verstehen. Wie! Eine Lehre, die Hegel'sche Lehre, erhebt sich seit mehr als 50 Jahren unter dem Beifall einer Elitejugend, denn zweifellos werden Sie diese Bezeichnung der tüchtigen Generation nicht verweigern, die in die Tiefen Kants hinabgestiegen war, die Fichte, Schelling, Jacob[i]³¹¹ gegeneinander gehalten hatte, die das Schwert Körners gesungen

³⁰⁹ Vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 76: Unser Intellekt gleicht „einer Zettelbank, die, wenn sie solide seyn soll, Kontanten in Kassa haben muß, um erforderlichenfalls alle ihre ausgestellten Noten einlösen zu können: die Anschauungen sind die Kontanten, die Begriffe die Zettel“.

³¹⁰ Vgl.: Das Gesetz der Kausalität gleicht „dem von Goethe's Zauberberlinge belebten Besen, der, einmal in Aktivität gesetzt, gar nicht wieder aufhört zu laufen und zu schöpfen“. (Satz vom Grunde, D III, 146); ähnlich Parerga I, D IV, 123.

³¹¹ Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), Dichter und Philosoph (Gegner Spinozas, Kants und Fichtes).

und geführt, die Gefühle, die Ideen, das Leben Schillers und Goethes gelebt, gedacht, gefühlt hatte. Nun also! Diese ganze bevorrechtete und kraftvolle Generation hat den Hegelianismus als ein gewaltiges System betrachtet, anfechtbar und sogar schädlich nach den einen, bewunderungswürdig in seiner Wahrheit und Klarheit nach den anderen, nach allen aber ein geniales Werk, eine Lehre erster Ordnung. Noch mehr, diese Lehre hat nicht nur das seltene Glück gehabt, Deutschland in einer seiner glänzendsten geistigen Epochen zu bezwingen, sie ist in Frankreich, Italien, Amerika und selbst in England eingedrungen; sie hat mehr oder minder glänzende Vertreter in der ganzen zivilisierten Welt gefunden; sie hat sie während mehr als 40 Jahren gehabt, und Sie sagen mir: sie ist immer nur ein Nichts gewesen! Sagen Sie mir, wenn Sie wollen, daß sie heute im Sterben liegt, sagen Sie mir sogar, daß sie tot ist und daß sie nicht zu leben verdiente! Sagen Sie mir, daß Sie sie im Zweikampf getötet haben, aber leugnen Sie nicht, daß sie gelebt hat. Ein reines Phantom bewegt die Geister und die Völker nicht während eines halben Jahrhunderts von einem Ende der Welt bis zum anderen.

Schopenhauer: Sie sind jung, lieber Herr, und wissen noch nicht, daß es schlechte Philosophien gibt, wie schlechte Regierungen; man lobt sie sogar mit Rücksicht auf ihre Fehler. Die schlechteste Regierung ist diejenige, von der man Gutes zu sagen gezwungen ist.

Ich: Sehr wohl! Aber eine Regierung wird uns auferlegt und eine Philosophie wird uns dargelegt. Hegel hatte keine Likatoren wie Nero, um sich Beifall zu erzwingen. Noch einmal, erklären Sie mir seinen allgemeinen und wunderbaren Erfolg!

Schopenhauer: Nichts leichter. Ich erkläre ihn durch eine spanische Erzählung, die ich immer mit unendlichem Vergnügen gelesen habe, als das vollkommenste Gleichnis der menschlichen Dummheit, und die ich Sie zu überdenken bitte, damit Sie sich überzeugen, daß der Erfolg auch in der Philosophie fast immer unrecht hat.

Ich: Und der Ruhm?

Schopenhauer: Der Ruhm ist der Lärm des Lebens, und das Leben ist die große Parodie des Willens, das heißt etwas, das noch lügenhafter ist als der Mensch. Aber kommen wir zu meinem Gleichnis.

Eines schönen Tages befand sich ein Charlatan (von Berlin oder von Paris, das sagt der Erzähler nicht) in recht übler Lage. Seine Hanswurstes hatten sich davongemacht; die seltensten Tiere seiner Menagerie waren tot: es blieb ihm nur ein armer hinkender Esel. Unser Mann aber, der in der Welt herumgekommen war, dachte nicht ganz mit Unrecht, daß er mit seinem Maulwerk und mit seinem Esel das Publikum genügend hinters Licht führen könne, um sein Gefallen zu erregen. Er trat also vor seine Bude und schrie: „Kommen Sie herein, meine Damen und Herren, kommen Sie herein in dieses unvergleichliche Zelt! Sie sehen hier einen der schönsten Adler, den die Welt jemals zu Gesicht bekommen hat, einen erstaunlichen Adler, den wunderbarsten aller Adler, denn er hat vom Himmel das unerhörte Vorrecht bekommen, daß seine Adlereigenschaften für den dummen Pöbel unsichtbar sind, für Personen von Verstand aber offen zutage liegen.“ Die neugierige Menge drängt sich heran und ist zunächst ein wenig verduzt, den dümmsten aller Vierfüßler vor sich zu haben. Aber da man ihr beigebracht hat, daß alle Leute von Verstand den Vogel des Jupiter sehen müssen, glaubt jeder durch laute Rufe der Bewunderung beweisen zu müssen, daß er dazu gehört; und schließlich ist man sogar ein wenig überzeugt davon. Die Begeisterung ist auf ihrem Gipfel. Nun wendet sich der Charlatan an die Versammlung: „Die Dummköpfe können auf dem Körper dieses edlen Tieres nur graue Haare wahrnehmen, die Leute von Verstand dagegen müssen prächtige falbe Federn unterscheiden; können Sie sie wohl unterscheiden?“ — „Jawohl! Jawohl!“ rufen hundert Stimmen. — „Erfreuen Sie sich an dem Schauspiel dieser mächtigen Krallen, deren Betrachtung der Menge nicht vergönnt ist?“ — „Vollkommen.“ — „Ist es nicht unbestreitbar für die ganze ehrenwerte Gesellschaft, daß dieses prächtige Tier Flügel von einer unermeßlichen Spannweite besitzt?“ —

„Unbestreitbar!“ Indessen war unter den Anwesenden ein Mann von Verstand, der abwechselnd den Esel, den Charlatan und die Menge betrachtete. Ganz plötzlich sagte er: „Ich bin gerne einverstanden, wenn Sie Wert darauf legen, daß Ihr Tier Flügel hat, aber man muß gestehen, daß sie recht klein sind.“ Alsogleich brach die Menge in ein fürchterliches Bravo aus. Der Bann war gebrochen, und der Charlatan wurde schimpflich aus der Stadt gejagt. Verstehen Sie? ³¹²

Ich: Ich glaube wohl, aber fahren Sie fort.

Schopenhauer: Nun gut! Die Geschichte, die ich Ihnen eben erzählt habe, ist genau die Geschichte von Ihrem Hegel und von Schopenhauer. Hegel ist nur ein vom Glück begünstigter Charlatan, der seinen Erfolg einer durchaus politischen List zu verdanken gehabt hat. Er hatte zehn Jahre gelehrt, ohne den mindesten Ruf in diesem armen Deutschland zu erlangen, wo jeder Professor so schnell eine Berühmtheit wird. Da kam es dem armen verkannten Schulmeister in seiner Verzweiflung in den Sinn, eine Staatstheorie zu machen, für den preußischen Staat. Nach der Wiederaufrichtung des preußischen Staates 1815 waren die Berliner Minister entzückt, unter der Hand einen Doktor zu finden, der allen ihren kleinen Bosheiten eine ontologische, unverständliche und folglich dreimal geheiligte Basis gab. Der Tugendbund grollte; die deutschen Völker gaben sich in ihrer Enttäuschung mit beunruhigenden Problemen über den Ursprung und die Grenzen der Gewalt ab. War es nicht ein gefundenes Fressen, daß gerade im rechten Augenblick ein Lehrmeister kam, der Philosoph geworden war und aus der unbeweglichen Bürokratie eine Offenbarung des in der Entwicklung befindlichen großen Pan machte? Die Minister gingen also in großem Pomp zu den finster servilen Vorlesungen Hegels. Natürlich wurde ein so erhabenes Beispiel bis zum letzten nachgeahmt, von den Abteilungsleitern, den

³¹² Die Geschichte ist eine Abwandlung der Erzählung in Baltazar Gracians Criticon, die Schopenhauer in der Vorrede zur 1. Auflage der „Beiden Grundprobleme der Ethik“, D III, 458 ff., in wörtlicher Übersetzung bringt.

Bürovorständen und ihren Stellvertretern, von den Geheimräten, von den hohen Polizeibeamten, von jedermann, der Grad, Titel, Amt, Pension hatte, und endlich von allen einfültigen und anmaßenden Bürgern Berlins. Da haben Sie das ganz einfache Geheimnis der abscheulichen Triumphe der Hegelei. Der metaphysische Charlatan hatte die politischen Charlatane zu Komplizen gehabt. Ich aber bin der Unerschrockene gewesen, der ausrief: „Nein, das ist kein Adler, was ihr da seht, seht euch doch seine Ohren an.“ Und nun bitte ich Sie, was ist heute aus dieser Philosophie der allgemeinen Schmeichelei geworden, die bestimmt war, alle Krämer Preußens um die Minister zu scharen? Wo sind ihre Schüler unter der Jugend? Man hat mir versichert, daß es in ganz Berlin mit Ausnahme von zwei oder drei Pedanten an der Universität nur einen Menschen gibt, der Hegel bewundert und liest: das ist der Barbier unter den Linden.

Ich: Ich käme übel an, wenn ich Hegel vor dem Manne verteidigen wollte, der so tatkräftig zur Vernichtung seiner umfassenden Theorien beigetragen hat. Ich sehe, daß sie bei den jetzt ins Leben tretenden Geschlechtern als unfruchtbar gelten und kaum mehr Anhänger finden. Aber meinen Sie, daß diese heftigen Reaktionen gegen die gestern noch herrschenden Lehren immer gerecht sind, und daß es billig ist, sich ihnen ohne Prüfung anzuschließen? Wenn wir diese jungen Geschlechter zum Schiedsrichter nehmen, deren Zeugnis Sie mit so großem Wohlgefallen anrufen, fürchten Sie da nicht, daß sie ganz allgemein geneigt sein könnten zu verdammen und nicht allein Hegel zum alten Eisen zu werfen, sondern überhaupt jede Metaphysik, jede Philosophie, einschließlich Ihrer eigenen?

Schopenhauer: Irrtum, mein lieber Herr, doppelter Irrtum! Sie haben sicher überall Erörterungen über den Fundamentalsatz meiner Philosophie gehört: Die Welt ist ein ungeheurer Wille, der in das Leben eingeht.³¹³ Sie

³¹³ In dieser ungenauen Form natürlich nirgends bei Schopenhauer. Eine ähnlich aphoristische Zusammenfassung findet sich überhaupt nur Gr. N. IV, § 638: „Die Welt ist die Selbsterkenntniß des Willens“ (aus dem Jahre 1817).

machen mir ein Zeichen, daß ich mich nicht täusche. Ich war dessen sicher. Passen Sie auf, gestern war mein Geburtstag.³¹⁴ Sehen Sie, was für einen reizenden Spielwarenladen von Erinnerungen man mir bei dieser Gelegenheit geschickt hat, aus allen Winkeln von Deutschland, sogar aus dem schrecklichen, durch Bürokratie und Universität verumpften Lande, das Preußen heißt. Dieser schöne Silberpokal kommt geradewegs von Berlin.³¹⁵ Möchte man nicht sagen: ein Kelch, aus dem ich mit Buddha kommunizieren könnte? Ich sage Ihnen in aller Unschuld, es gibt überall in der Welt gute Leute, die meinen Tod wünschen — um mich heilig sprechen zu können; und wenn es keine Friedhofspolizei gäbe, so wollte ich nicht dafür einstehen, daß man meine alten Knochen nicht zu Reliquien macht.

Ich: Diese Reliquien würden viele andere aufwiegen. Indessen, wenn Sie mir mit dem philosophischen Freimut zu sprechen erlauben, der den Weisen nie verletzt, so gestehe ich Ihnen, daß ich in Ihren Lehren viel Kostbares gefunden habe, aber ganz große Leidenschaft doch nur bei Spezialstudien und vor allem bei physiologischen Studien.

Schopenhauer: Um so besser. Das beweist, daß ich siegen werde. Deutschland muß Bichat³¹⁶ verstehen, um mich zu verstehen. Die Metaphysik scheint heute zu sterben; sie stirbt aber nicht, denn nichts stirbt — Geburt und Tod sind nur eine Illusion wie das Leben selbst —: sie stirbt nicht, sie mausert sich nur. Die wahre Metaphysik, die ich geahnt habe, als ich die Abgründe der absoluten Freiheit

³¹⁴ Danach hätte der Besuch am 23. Februar 1858 stattgefunden, was der eigenen Angabe Morins (März 1858) widerspricht.

³¹⁵ Es handelt sich um ein Geschenk C. F. Wiesikes (vgl. S. 168 f.) zum 70. Geburtstage. Der Pokal, auf dem Schopenhauers Name „und ein hoher Spruch zum Lob der Wahrheit und ihrer Kraft“ angebracht war (heute im Germanischen Museum zu Nürnberg), wird auch in Schopenhauers Brief an Becker vom 1. März 1858 als „eine Art Kommunionkelch“ bezeichnet.

³¹⁶ Marie François Xavier Bichat, französischer Anatom und Physiolog (1771—1802). Sein Gegensatz von organischem und animalischem Leben entspricht Schopenhauers Gegensatz von Willen und Intellekt. Vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 296 ff.

ausmaß, d. h. der Freiheit, die über jeder Kausalität schwebt, ist die Kette der inneren und äußeren Erfahrung, das tiefe Gefühl des unteilbaren, unzerstörbaren, unveränderlichen Willens, der sich selbst im Menschen erkennt, wenn der Mensch sich von dem sinnlosen Wirbelwind der Ursachen und Wirkungen abkehrt, und der auch das von Ihrem Geisteshelden geahnte Substrat aller physischen und physiologischen Phänomene ist. Die Experimentalwissenschaften müssen also zur Geltung kommen, damit meine Philosophie zur Geltung kommt.

Ich: Vielleicht steckt in Ihren eigenen Lehren mehr von Hegel als Sie denken, Sie reden über den Willen fast so, wie er über den Geist, und es scheint mir, daß die erste Grundlage Ihres Systems die metaphysische Lehre von Leibniz ist, die Lehre von der Kraft, und seine Kuppel ein Pantheismus, der sich nicht wesentlich von dem unterscheidet, den Sie kritisieren.

Schopenhauer: Bitte lieber Herr, vergleichen Sie mich nicht mit Hegel unter dem billigen Vorwand, daß wir alle beide Pantheisten sind. Im Grunde bin ich nicht Pantheist, sondern Buddhaist; auf alle Fälle ist Hegel nur der Pantheist des Intellekts, d. h. des Nichtigen. Ich bin der Pantheist des Herzens, d. h. der Philosoph des wahren Wesens, des ganzen und vollständigen Wesens. Was Leibniz betrifft, so gebe ich meine Beziehungen zu ihm zu; die Philosophie der Kraft ist die Vorgängerin meiner Philosophie des Willens: der Wille ist die Kraft, dort, wo sich jede Kraft offenbart, im stillen und ewig leuchtenden Grunde unserer Seele. Allein, wenn ich dem hervorragenden Vorgänger Kants seinen Begriff der Substanz zugebe, weiter gebe ich ihm nichts zu, und vor allem sein Optimismus setzt mich in Schrecken.

Ich: Beachten Sie aber, daß der Optimismus die direkte Folgerung aus dem Satz vom zureichenden Grunde ist und daß im System Leibnizens die Idee vom zureichenden Grunde und die Idee der Kraft nur eine und dieselbe Idee sind.

Schopenhauer: Sie erfassen ausgezeichnet die enge

Verbindung zwischen den verschiedenen Theorien, aus denen sich das System Leibnizens zusammensetzt, aber was Sie eben gesagt haben, beweist nur das eine, daß der Optimismus keine nichtige Einzelheit, keine unbedeutende Überschwängerung in diesem System ist. Er ist der souveräne Ausdruck desselben, und deshalb besteht trotz einiger gemeinsamer Gesichtspunkte im Grunde eine absolute Verschiedenheit zwischen Leibnitz, der seinem Wesen nach Optimist ist, und mir, der ich es mir zur Ehre anrechne, meinem Wesen nach Pessimist zu sein.

Ich: Sie haben also viel gegen den Menschen?

Schopenhauer: Gegen den Menschen nicht, aber gegen das Leben. Ich bin Pessimist, aber nicht Misanthrop; im Gegenteil, ich habe meinen ganzen Haß auf den Optimismus geworfen, weil er den Menschen entehrt und entnervt, indem er ihm beibringt, daß es nichts Schlimmes ist zu kämpfen, daß alles zu rechtfertigen, in der Ordnung und notwendig ist, alles, mit Ausnahme des Strebens, das der Anfang der Tugend ist, und des Opfers, das ihr die Weiße gibt. Der Mensch ist, wie Sie vorhin gesagt haben, vor allem mittelmäßig; aber beachten Sie, daß er damit zufrieden ist, schwach zu sein, sich den äußeren Einflüssen hinzugeben, dem Leben nachzugeben, mit einem Wort im düsteren Reich des Übels zu versinken. Das Leben also ist das Übel. Das Leben ist der Schleier, der das Sein verbirgt; das Gewicht, das den Willen hinabzieht. Das Leben ist die Erniedrigung, die große Erbsünde. Ein nur um wenig besseres Wesen als der Mensch würde nicht einen Augenblick imstande sein, das Elend, die Trübsal, die kleinen Widerwärtigkeiten zu ertragen. Aristoteles hat geschrieben: „Die Natur ist nicht göttlich, sie ist dämonisch.“³¹⁷ Wir könnten das heute übersetzen: „Die Hölle ist die Welt.“ Die alten heilig unbeweglichen Fakire Indiens wußten das wohl und die verehrungswürdig unbeirrten Mönche des Mittelalters ebenso. Diese verneinten das Leben so zielbewußt, daß die Sittenlehre sich in ihren Augen in einem einzigen Wort zusam-

³¹⁷ Dieses Zitat auch Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 399.

menfassen ließ: Abtötung. Die anderen handelten noch besser: sie lebten gleichsam leblos in der ruhigen und schweigsamen Beschaulichkeit des Nirwana, d. h. in der Ekstase der Vernichtung.

Ich: Ich verstehe jetzt, warum Sie so oft den Buddhismus und das Christentum verherrlicht haben.

Schopenhauer: Ja, der Buddhismus und das Christentum sind die beiden einzigen wirklich religiösen Religionen der Menschheit, denn beide haben den Kult des Leidens verherrlicht, beide haben den heiligen Schmerz, beide stellen Lehrsätze auf, die jedes Lebewesen schaudern lassen. Heute kratzen die abgeschmackten, vom spießbürgerlichen und verweichlichten Geist des Jahrhunderts verdorbenen Neochristen die alte geheiligte Farbe des Opfers wie Rost weg, um eine elende Verehrung der Liebe daraus zu machen; sie verzichten auf alles, was furchtbar und tief ist, auf die Prädestination, auf die Gnadenlehre, auf den teuflischen Charakter der Dinge; sie scheiden sich von dem großen aufrechten Luther, der selbst im Traum noch gegen den Engel des Bösen kämpfte; sie brauchen bigotte Zierereien und einen freundlichen Himmel, zu dem man auf bequemen Wegen kommt. Oh, diese Verfälscher! Wie viele Gewissen haben sie mit ihren scheinheiligen Idyllen verdorben! Sie haben alles um sich herum verloren, weil sie sich selbst verloren haben, nicht nur durch die falsche Sanftmut unserer weibischen Zeiten, sondern noch mehr durch ein seinem Wesen nach unseliges Buch, das Buch des höchsten Irrtums, das Buch der Juden. Die Juden! Verflucht sollen sie sein! Sie sind noch ärger als die Hegelianer!

Schopenhauer hatte die letzten Worte mit einer ganz eigentümlichen Betonung hervorgebracht, die meine Aufmerksamkeit stark erregte. Eine fast wilde Grimasse durchfurchte sein breites Gesicht. Ich mußte über den sonderbaren Ausbruch ein wenig lächeln und sagte ihm frei heraus: „Es scheint, daß die Philosophen hier wie die Bürger sind; sie lieben die Israeliten nicht.“ — Dieses Wort brachte seine Erbitterung auf den Gipfel: „Sie lieben die Israeliten nicht, sagen Sie, und sie haben tausendmal recht! Moses

hat die nach ihm überall wiederholte Phrase geprägt, daß Gott nach der Schöpfung einen Blick auf die Welt warf und fand, daß alles gut war. Παντακαλα. Oh, der gute alte Gott des Moses war gewiß nicht heikel!“ Er begann in seinem langen Schlafrock sein Zimmer zu durchmessen und murmelte zwischen seinen aufeinandergepreßten Zähnen: Παντακαλα! παντακαλα!³¹⁸ Dann wendete er sich mir zu und streckte die Hand aus mit einer Bewegung, die mich zu einer Antwort einlud:

„Sehen Sie! Sie zählen mindestens dreißig Jahre. Sie sind durch die Ereignisse und die Menschen mitten unter den Erschütterungen in Frankreich gegangen; Sie haben Hegelianer gesehen; Sie haben das Leben ertragen. Nun gut! Hand aufs Herz, sagen Sie mir, ob dieses παντακαλα Ihnen nicht als ein gräßlicher Spaß erscheint. Ist die Welt, mit allen ihren Bestandteilen, nach Ihrer Ansicht gut? Ist der Mensch gut? Antworten Sie ohne Phrasen, ja oder nein.“

Ich: Ich antworte ja, ohne Phrase; ja, er ist gut, denn er kann es werden. Wenn man nur die Gegenwart in Betracht zieht, so findet man zweifellos oben auf der Leiter etliche seltene und hervorragende Tugenden; unten abscheuliche Verderbtheiten; dazwischen etwas Unbestimmbares, Unmeßbares, Verfließendes, das keine Bezeichnung verdient. Aber dieses unbestimmbare Etwas, diese ungeheure Masse, die keine eigenen Merkmale hat, weil sie alle annehmen kann, ist der geistige und sittliche Stoff, den wir Philosophen, Gelehrten, Politiker nach dem Bild der ewigen Gerechtigkeit zu formen haben. Was mich betrifft, so rechtfertige ich die Verbrechen und Schwächen nicht unter dem Vorwand, daß der Fortschritt damit fertig werden wird; ich habe mehr als einmal gewisse Erscheinungen meiner Zeit verwünscht; aber ich sehe schon in gewisser Zukunft das Bild der gewandelten und durch das Bessere in ihr sozusagen neugeschaffenen Menschheit heraufkommen; und mit diesem Recht sage ich, daß es der Mühe wert ist,

³¹⁸ Vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 710 ff., und Schopenhauers Briefe an Frauenstädt vom 21. August und 12. Oktober 1852.

für sie zu leben; und mit diesem Recht empfinde ich auch, daß das menschliche Dasein sein Schönes hat, weil es Pflichten aufgibt.

Schopenhauer: Oh, ich sehe, daß Sie ein Mann von 1789 sind, wie man bei uns sagt; daß Sie ganz naiv an nationale Revolutionen glauben: wir werden einige Mühe haben uns zu verständigen. Ihre Revolution hat erhabene Antriebe gehabt, und deshalb vor allem ist sie fehlgeschlagen. Die Revolution, die wir hier versucht haben, vor zehn Jahren, war dumm und spießbürgerlich genug, denke ich, um zu gelingen, und doch ist das daraus geworden, was Sie wissen: die ganze Welt hat sich darüber lustig gemacht, sogar Herr von Manteuffel.³¹⁹ Der moralische Charakter der Individuen ändert sich niemals — wie sollte sich der der Völker ändern? Aber lassen wir die Hoffnungen auf die Menschheit beiseite, die den Vorteil haben, Ihnen ein Lebensmotiv zu verschaffen, und kommen wir auf etwas Ernsteres! Nehmen Sie mit Leibniz an, daß die wirkliche Welt die beste der möglichen Welten ist?

Ich: Ich habe schon Mühe genug, die wirkliche Welt einigermaßen zu verstehen, und habe nicht die Ehre, die möglichen Welten zu kennen. Also kann ich nicht wissen, ob wir in ihrer Rangordnung den ersten oder den zweiten Platz einnehmen, auch nicht, ob sie eine Rangordnung oder vielmehr eine Stufenleiter bilden, wie Leibniz sich das gedacht hat. Ich bin weder Optimist noch Pessimist; ich weiß nichts davon.

Schopenhauer: Gut! Ich bin weiter vorangekommen oder weniger zweifelsüchtig als Sie und erkläre ausdrücklich, daß unsere Welt die schlechteste der möglichen Welten ist.

Ich: Und Ihre Beweise, bitte?

Schopenhauer: Sie glauben, daß Sie mich in Verlegenheit setzen? Keineswegs — ich habe einen unwiderleglichen Beweis in Händen. Sehen Sie hier zum Fenster hinaus

³¹⁹ Otto Theodor Frhr. v. Manteuffel (1805—1882), seit 1845 Direktor im preußischen Innenministerium, 1847 Vorkämpfer gegen den konstitutionellen Liberalismus, seit November 1848 Innenminister.

auf den Kai: Sie sehen diese geschäftigen Bürger vorübergehen, diese Arbeiter, gebückt unter der Last ihrer Werkzeuge; sagen Sie mir, was alle diese Menschen im Grunde ihres düsteren Herzens bergen! Sie finden, daß meine Frage recht verwickelt ist. Mein Gott, nein! Sie wissen ebenso gut wie ich: die Sorge leitet diese Leute, die Sorge treibt sie zur Arbeit vom frühen Morgen an und hält sie noch in der Dämmerung angekettet, die Sorge peinigt ohne Unterlaß das Hirn . . ., wenigstens bei denen, die eines haben; es ist ganz einfach, ganz prosaisch die Sorge um das Leben. Jawohl, für ein Stück Brot strengen alle oder fast alle ihre Kräfte an, erschöpfen ihre besten Fähigkeiten. Sie haben mir eben von irgendeinem erhabenen Streben nach einem höchsten Ziel der Gerechtigkeit und Freiheit erzählt. Liebes Kind — lassen Sie mich Ihnen diesen Namen geben, da ich ja Ihr Großvater sein könnte, es geht bei den Menschen um eine Frage. Die allgemeine unerbittliche Frage, die sich von allen Seiten vor ihnen erhebt, ist diese: „Wie werde ich mich und die Meinigen ernähren?“

Wissenschaft, Politik, Industrie, Ackerbau, Krieg, Diplomatie — alles bezieht sich mehr oder weniger auf dieses zugleich vulgäre und furchtbare Ziel der Ernährung, fast hätte ich gesagt des Fressens. Die Menschheit kämpft mit ihren Millionen Armen, unterstützt von Millionen Maschinen, zu jeder Stunde, unter allen Himmelsstrichen gegen die widersetzliche Natur, um ihr das Futter zu entreißen, das nur mit genauer Not und auf elende Art für die Hälfte der ganzen Gattung genügt. Wenn aber dieses Futter da ist, stürzt sich der große Haufen begierig, wild und besinnungslos darauf, und jeder bedroht seinen schon allzu sehr bedrängten Nachbarn mit dem Messer. — „Mir diesen Fetzen, denn ich brauche zu essen“, schreit jede Nation, und da haben Sie den Krieg, den Sohn der Not, der ewig ist wie der Hunger; und inmitten jeder Nation sind die Provinzen, die Volksklassen, die Städte, die Familien, getrieben von dem nämlichen rohen Stachel des Hungers — *malesuada james* — sie möchten sich nach Art der Völker aufeinander stürzen, und da sie sich nicht offen töten können, im rich-

tigen Kampf, bringen sie sich sozusagen heimlich um durch eine wechselseitige Ausbeutung, bei der jeder auf Kosten der Substanz seines Nächsten zu leben sucht. „Und es gibt unter ihnen“, sagt die Schrift, „solche, die die Menschen verschlingen, so wie man Brot verschlingt“.³²⁰

Nehmen Sie jetzt das Tierreich, da finden Sie dasselbe schreckliche Gesetz. Das Dasein des Tieres besteht ganz und gar aus vier Dingen: Töten, fressen, verdauen und schlafen. Schlafen heißt seine Kräfte vom Tag vorher wieder herstellen, um am nächsten Tag zu töten. Was die Pflanze betrifft, so verhält es sich trotz ihrer scheinbaren Unschuld noch viel schlechter damit. Sie verändert ihren Standort nicht, sie vermag sich keiner Sinne zu bedienen, sie verbraucht ständig, sie frißt, d. h. sie zerstört unaufhörlich, denn sie hat nur eine einzige Funktion, eine Funktion, in der sie sich erschöpft, die der Ernährung, indem die Reproduktionskraft im Grunde eine Form der Ernährung ist.

Und nun glauben Sie nicht, mein lieber Herr, daß ich Ihnen alles das als eine Elegie vortrage. Ich stelle die allgemeine Ausbeutung fest, die Ausbeutung aller durch jeden und eines jeden durch alle, aber ich wettete nicht dagegen; nochmals, sie ist eine unausweichliche Folge der Natur der Dinge. Alle Gattungen von Tieren und Pflanzen, die Gattung Mensch eingeschlossen, sind so entblößt von Mitteln, sich selbst Genüge zu leisten, sie sind zu solchem Begehren und solcher Lebensmühe verurteilt, daß jedes Wesen gezwungenermaßen kämpft, um mit der Kralle oder mit dem Zahn seinen Fetzen zum Leben an sich zu reißen. Aber nicht allein der Mensch führt gegen den Menschen Krieg und das Tier gegen das Tier. Nein, im stillen Walde, der abseits zu träumen scheint, auf der Wiese, die den Blick des Dichters erfreut, ist alles innerer Krieg, unversöhnliche Ausrottung, von Baum zu Baum, von Grashalm zu Grashalm,

³²⁰ Ungenaues Zitat nach 4. Mosis 14, 9. Josue und Kaleb berichten von den Ergebnissen ihrer Rekognoszierung im Heiligen Land und sagen dann: „Fürchtet euch nicht vor dem Volke dieses Landes. Denn wie Brot, so können wir sie auffessen.“ (Luther: „Wir werden sie auffressen, wie man Brot ißt“.)

von Blume zu Blume. Jede Wurzel breitet sich still in der Dunkelheit aus, um ihrer Nachbarin den Nährstoff zu rauben. Das Moos und der Efeu schlingen sich um die Eiche, um ihr den Saft auszusaugen. Sehen Sie diese vertrocknete und blasse Pflanze an — sie ist erstickt, sie ist getötet worden von denen, die sie mit ihrer eifersüchtigen Menge umgaben. Die Pflanzen, mein lieber Herr, sind alle noch viel blutigieriger als die Menschen, und ich kann nicht ohne Schrecken durch den Wald gehen, es steigen Ausdünstungen von ständigen Morden in ihm auf.

Das sind feststehende Tatsachen. So denke ich über diese Dinge. Die Lebewesen müssen sich aller ihrer Fähigkeiten bedienen, um ihr Dasein zu erhalten, und sie vermögen es nur mit knapper Not und vermittelst eines allgemeinen Krieges; folglich: wenn ihre Kräfte nur um einen Grad geringer wären, so würden sie es nicht vermögen; folglich: wenn die Welt noch ein wenig unvollkommener wäre als sie ist, so könnte sie überhaupt nicht bestehen; folglich ist die Welt, die wir vor uns sehen, die schlechteste der möglichen Welten. Was sagen Sie zu dieser Beweisführung? ³²¹

Ich: Sie ist ausgezeichnet in der Form. Allein Ihre vorgeblichen feststehenden Tatsachen sind das Bestreitbarste, was es gibt. Ich leugne durchaus, daß die Sorge um das Leben die einzige Triebkraft für den Menschen sei. Ich glaube fest daran, daß die Sorge in revolutionären Zeiten nicht allein bei einigen Menschen, sondern bei einem ganzen Volk, das plötzlich von einem hohen Gedanken erfüllt ist, vergessen wird oder doch erst an zweiter Stelle in Betracht kommt. Haben Sie das Pariser Volk in diesen großen Zeiten studiert?

Schopenhauer: Nehmen Sie sich in acht, in diesem Augenblick spricht der Publizist aus Ihrem Munde, nicht mehr der Philosoph. Wenn man mir von Revolutionen spricht, so sage ich nichts mehr; Ihre Begeisterung und mein Abscheu würden sich nicht verständigen können. Sie

³²¹ Vgl. Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 667.

nehmen das Grundsätzliche meiner Ausführungen nicht an; das genügt; um sie zu beweisen, müßte ich meine ganze Psychologie wiederholen. Ich verweise Sie auf mein großes Buch. Aber Sie kennen nun mein Geheimnis und ich nicht das Ihrige. Ich wäre sehr neugierig, aus Ihrem Munde zu vernehmen, was Sie, nachdem Sie weder ein richtiger Hegelianer noch ein richtiger Antihegelianer sind, von dem System denken, das ich gestürzt habe, und von mir, der ich es gestürzt habe.

Ich: Nach meiner Meinung hat Kant für die Philosophie das geleistet, was die französische Revolution für die Politik geleistet hat. Die Revolution hat das ideale Recht freigemacht für alles, was nicht es selbst ist, um es zur Herrschaft über die menschliche Gesellschaft zu bringen; Kant hat die reine Vernunft freigemacht oder doch versucht es zu tun, für alles, was nicht sie selbst ist, um sie zur Herrschaft über das menschliche Wissen zu bringen.

Schopenhauer: Ausgezeichnet, aber ich verbessere: daß er die Wahrheit nicht richtig gesehen oder sie zum mindesten nur in der Ausgabe [der „Kritik der reinen Vernunft“] von 1781 richtig wiedergegeben hat.³²²

Ich: Das Wahre und Wesentliche in der Lehre Kants liegt in meinen Augen darin, daß die reine Vernunft durchaus nicht das Wesen der Dinge selbst erfaßt, wie Descartes geglaubt hat, daß sie vielmehr weder die Eigenschaften noch die Dinge an sich erfaßt.

Schopenhauer: Ausgezeichnet! *Optime!* Aber was ist daraus zu schließen?

Ich: Kant hätte daraus schließen müssen, daß die Vernunft einfache Beziehungen zum Gegenstande hat, aber Beziehungen einer besonderen Kategorie, notwendige und absolute Verhältnisse, und diese Entdeckung hätte ihn viel weiter gebracht, wenn ich mich nicht täusche.

Schopenhauer: In welcher Beziehung bitte?

Ich: Sie hätte ihn zu der Erkenntnis gebracht, daß die Prinzipien der reinen Vernunft, die nur Verhältnisse sind,

³²² Vgl. darüber Schopenhauers Brief an Rosenkranz vom 24. August 1837, D XIV, 472 ff.

in ihrer Erscheinung stets von der immer genaueren Erkenntnis der Grenzen abhängig sind, die von diesen Verhältnissen überbrückt werden. Diese Erkenntnis nun ist uns durch die innerste Erfahrung gegeben, durch das Bewußtsein unseres eigenen Seins. Wenn sich mithin das Bewußtsein selbst immer tiefer erforscht, so ist die reine Vernunft gar nichts durchaus Unwandelbares, wie die Cartesianer und ihre heutigen Schüler meinen, sie ist wesentlich fortschrittlich, gerade vermöge ihrer Funktion, oder vielmehr sie ist der notwendige Schauplatz einer ewigen Revolution.

Schopenhauer: Ja, einer ewigen Revolution und mithin einer ewigen Lüge; jawohl, ich nehme Ihre Voraussetzungen an, die Vernunft lebt, die Vernunft ist dem Gesetz der Verwandlung unterworfen, und sie verwandelt selbst. Nun ist das Leben nur eine Erscheinung; also ist die Vernunft nur eine Ausdrucksform der Erscheinung, sie gehört zum Reich der Maja: Der Wille weiß alles, der Wille ist alles!

Ich: Das ist der Schluß, den Sie aus meinen Voraussetzungen ziehen. Ich für meinen Teil ziehe einen anderen: Die Vernunft ist im Grunde einer Folge von Revolutionen unterworfen. Diese Revolutionen in der Tiefe unseres Wesens und sozusagen im Kern unseres Intellekts selbst müssen der vornehmste Gegenstand der Philosophie werden; die Philosophie hätte, diesem Gesichtspunkt zufolge, nicht nur eine große Anzahl von Lösungen näher zu bestimmen und ihre Methoden zu erweitern, sie hätte auch den Bestand ihrer Fragestellungen selbst zu ändern; und wenn sie die höchste Lehre des wirklichen Fortschritts würde, so würde sie wieder zu dem werden, was sie einst gewesen ist: das enzyklopädische Band der menschlichen Wissenschaften.

Schopenhauer: Ihr Plan hat etwas Großes, nur scheint er mir chimärisch; aber wo ist mein Platz und der Hegels inmitten Ihrer historischen Konstruktionen?

Ich: Passen Sie auf! Kant hat, getäuscht durch gewisse Vorurteile in den Einzelheiten, auf die ich nicht eingehen will, nicht die unmittelbare fruchtbare Schlußfolge

rung aus seinem eigenen System erkannt, ich will sagen, die Macht, welche die reine Vernunft als die große Umformerin aller Arten der menschlichen Tätigkeit besitzt, indem sie die Umformerin ihrer selbst ist, indem sie Zeiten über Zeiten mit neuen Axiomen schafft. Das wird nach meiner Ansicht der ewige Ruhmestitel Hegels sein, daß er bis zu einem gewissen Grade diese Schlußfolgerung gezogen hat.

Schopenhauer: Fahren Sie mit Ihrem Dithyrambus fort, ich bin geduldig, denn die Hegelei ist tot, das fühle ich; halten Sie ihre Grabrede, sie wird sie nicht wieder zum Leben erwecken.

Ich: Das hoffe ich. Der Hegelianismus muß zerfallen und sterben, um der Welt die Elemente der unsterblichen Wahrheit zu vermachen, die er neben zahllosen Irrtümern enthält. Sein Begründer hat recht gut gesehen, daß es in der Vernunft eine innere Bewegung gibt, eine beständige Fähigkeit, zu gewissen Zeiten aus sich selbst heraus die neuen Axiome hervorgehen zu lassen, von denen ich eben gesprochen habe und die ich mit Ihrem Einverständnis vermittelnde Axiome nennen möchte, um sie zu unterscheiden von den eigentlichen Axiomen, den großen leeren Formeln, die dem menschlichen Intellekt keine bestimmte Richtung geben, da sie sich in alle Richtungen schicken. Allein er hat sich vorgestellt, daß die aufeinanderfolgenden Ideen der Vernunft die einfache folgerichtige Entwicklung der einen aus den anderen sein müsse, er hat sie nicht in der Geschichte gesucht, die sie allein aufdecken kann, sondern in einer willkürlichen und hohlen Scholastik, die nur eine Art mit Worten zu spielen sein konnte.

Schopenhauer: Denken Sie Ihren Gedanken doch zu Ende! Sagen Sie doch, daß die Hegelei eine Philosophie des bloßen Wortkrams ist.

Ich: Man muß also die große Arbeit der Hegelianer über den inneren Fortschritt der reinen Vernunft wieder aufnehmen, aber man muß sie ganz von Neuem aufnehmen, unabhängig von ihren Einbildungen. Wenn die Vernunft eine Geschichte hat, die alle anderen Teile der Geschichte

erklärt, so muß man sie nicht in scholastischen *a priori* suchen, sondern in der Geschichte selbst. So wird nach meiner Meinung die Philosophie erneuert werden, und statt daß sie ein kleines psychologisches Sonderfach bleibt, wie sie es in Frankreich ist, oder ein scholastischer Pantheismus, wie sie es in Deutschland ist, wird sie endlich in ihrer wahren Rolle erscheinen als Führerin oder vielmehr als souveräne Lehrmeisterin des menschlichen Lebens. Sie haben sich gegen den Hegelianismus gewendet, sie haben zu seinem Tode beigetragen. Damit erlauben Sie den Menschen, das kostbare Vermächtnis aufzunehmen, das er hinterläßt. Das ist ein Dienst, für den wir Ihnen tiefe Dankbarkeit schulden. Sie haben geglaubt, Hegel auszustreichen; Sie haben zum mindesten gezeigt, daß er nur ein Vorwort zu einer neuen Philosophie ist; und die Grundidee dieser neuen Philosophie wird die Idee der Revolution sein.

Schopenhauer fuhr bei diesen Worten ein wenig von seinem Stuhl auf; dann strich er mit der Hand über die Stirn und dachte einige Minuten nach. Ich wollte die Unterhaltung nicht grenzenlos ausdehnen; ich dankte ihm für die Unterredung, die er mir freundlicherweise gewährt hatte; er antwortete mit einigen Höflichkeitsformeln, aber er schien, während er sprach, eine Art von innerem Dialog mit sich zu führen. Ich überschritt die Schwelle, als er mit einem Ton, der mich betroffen machte, zu mir sagte:

„Das was Sie die sekundären Axiome genannt haben, ist genial, und Ihre Gedanken schließen sich genau zusammen, obwohl sie der Wahrheit, so wie ich sie begreife, ganz entgegengesetzt sind. Jawohl, wenn das Leben nicht Widerstand und Entartung ist, so ist die Revolution alles, sie enthält alles, und sie kann zu einer großen Metaphysik werden. Wenn Sie Ihre Betrachtungen fortsetzen, vergessen Sie nur nicht mein letztes Wort: das große Problem ist nicht das des Guten, sondern das des Üblen. Mißtrauen Sie jeder süßlichen Metaphysik! Eine Philosophie, in der man zwischen den Seiten nicht die Tränen, das Heulen und Zähneklappern und das furchtbare Getöse des gegenseitigen allgemeinen Mordes hört, ist keine Philosophie.“

Quelle: *Une visite à Schopenhauer, Revue de Paris (Sec. Periode tom. VII 24e livraison, 1864)*. Übersetzung von Arthur Hübscher: Unbekannte Gespräche mit Arthur Schopenhauer aus seinen letzten Lebensjahren (Aprilheft 1930 der „Süddeutschen Monatshefte“: „Unbekanntes von Arthur Schopenhauer“, 441 ff.). Hier mit einigen Änderungen wiedergegeben.

Schopenhauer erwähnt den Besuch in seinem Briefe an v. Doß vom 14. März 1854: „Ein Hr: *Morin* von der *Revue de Paris*, reisend um die *littérature allemande* kennen zu lernen, war bei mir neulich.“

Frédéric Morin (1823—1874), Dozent an verschiedenen französischen Hochschulen, nach dem Staatsstreich 1852 in den Ruhestand versetzt, vertrat eine religiöse Philosophie, die christliche und demokratische Ideen zu verbinden suchte (vgl. *Nouvelle Biographie Générale*, Bd. 36, Paris 1861, 602). Vor seiner Deutschlandreise 1858 hatte er außer einer kleinen Arbeit über Franz von Assisi (1853) und einer Schrift *De la Genèse et des Principes métaphysiques de la science moderne* (1856) einen zweibändigen *Dictionnaire de Philosophie et de Théologie scolastiques* (1857 f.) veröffentlicht; die Reise galt einer persönlichen Fühlungnahme mit den maßgebenden Vertretern des literarischen und philosophischen Deutschlands.

Trotz einiger Irrtümer und manchmal ungenauer Wiedergabe der Gedanken und der Terminologie Schopenhauers ist Morin zuverlässiger als seine Landsleute Foucher de Careil und Challemeil-Lacour. Immer wieder brechen echt Schopenhauersche Gedanken, Wendungen, Vergleiche durch den französischen Text durch, nichts ist schlechthin erfunden, und erst gegen Schluß macht sich ein gewisses Bedürfnis geltend, die eigene Gedankenwelt gegenüber der fremden zu behaupten.

Spätere Werke Morins: *Les hommes et les livres contemporains* (1862), *Les Idées du temps présent* (1863), *Origines de la démocratie. La France au moyenâge* (1865).

Mit Friedrich Haase

1858.

Mittags pflegte ich im „Englischen Hof“ zu speisen und hatte die Ehre und Freude gegenüber dem ebenfalls dort speisenden gewaltigen Schopenhauer zu sitzen, welcher nie ein Wort sprach, während des Essens wissenschaftliche Zeitungen zu lesen pflegte und nur beim Verlassen seines Stuhles, ohne jemals zu grüßen, seinem unter demselben liegenden Pudel sehr laut zurief: „Komm' Mensch!“ Eines Tages . . . bemerkte ich, daß Schopenhauer, über seine Brille

weg, mich scharf fixirte und plötzlich zu mir sagte: „Herr Haase, ich habe Sie gestern Abend im Faust spielen sehen und viel Anregung durch Ihre Darstellung empfangen.“ . . . Noch allerlei fügte der große Philosoph hinzu, was ich nicht wieder erzählen darf, weil es sehr lobend war, aber daß er schließlich: „Adieu, Herr Haase!“ und zum Pudel: „Komm', Mensch!“ sagte, darf ich erwähnen.

Quelle: Fr. Haase, „Was ich erlebte. 1846—1896“. (Moderne Kunst, Berlin 1897, XI 16.)

In seinem Brief an Clemens Rainer vom 29. Januar 1860 schreibt Schopenhauer: „Vor zwei Jahren habe ich hier den jetzt wohl schon berühmten Schauspieler Haase als Mephistopheles gesehen und bin sehr befriedigt gewesen: er war durch und durch in Verruchtheit getränkt und ein gewisses *air de réprobation* verließ ihn nie. Am meisten hat er mich frappirt im Anfang, plötzlich als fahrender Scholast dastehend.“

Diese Aufführung und das Gespräch haben jedenfalls in der ersten Hälfte des Jahres 1858 stattgefunden, da Friedrich Haase (1825—1911) am 6. August 1858 Frankfurt verließ.

Mit Johann Baptist v. Schweitzer

Um 1858.

Wahrscheinlich war Schweitzer mit Schopenhauer im Englischen Hofe bekannt geworden, wo sie beide ihr Mittagsmahl einzunehmen pflegten, und wenn den Aristokraten anfänglich die nicht einwandfreien Manieren, mit denen der große Alte beim Essen verfuhr, gestört haben, so lernte er über diese Aeüßerlichkeit schnell hinwegsehen, als jener sich ihm zu erschließen begann. . . . Es mag wahr sein, was erzählt wird, daß nämlich der kurze Schopenhauer und der lang aufgeschossene Schweitzer für die Vorübergehenden ein seltsames Paar abgegeben haben! Leider waren über das Verhältnis der beiden nur noch solche äußerlichen Tatsachen aus der Vergessenheit aufzufischen. Wir wissen noch, daß Schweitzers Hauptwerk „Der Zeitgeist und das Christentum“ zum großen Teil vor dem Tode des Philosophen entstanden ist, der ihn außerdem nachdrücklich auf Plato und Kant hingewiesen hat.

Es steht unbedingt fest, daß diese bedeutende und ernste geistige Leistung Schweitzers [sein nach Abschluß seiner Studien (Ende 1855) begonnenes Buch „Der Zeitgeist und das Christentum“] zum größten Teile damals entstand, als er häufig mit dem greisen Philosophen zusammenkam, dem er darin als dem ebenbürtigen Genossen Kants huldigt. Doch weist Schweitzer selbst darauf hin, daß Schopenhauer „die politische Anschauungsweise“ des Werkes, wie er aus einem Gespräch mit ihm wisse, ausdrücklich gemißbilligt und getadelt haben würde.

Quelle: Gustav Mayer, Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie, Jena 1909, 15 und 34.

Johann Baptist von Schweitzer (1833—1875), aus einem katholischen Patriziergeschlecht Frankfurts, Politiker und Dramatiker, hielt 1863 im Salon Hofzinsler in Wien Vorlesungen über die Schopenhauersche Philosophie, schloß sich der sozialdemokratischen Bewegung an, wurde nach Lassalles Tod 1864 Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und Herausgeber des „Sozialdemokrat“, 1867—1871 Mitglied des Reichstags, 1871 wegen seiner Beziehungen zur preußischen Regierung fallengelassen. Verfaßte außer politischen Schriften („Der Zeitgeist und das Christentum“, 1861; „Zur deutschen Frage“, 1862) verschiedene Dramen („Friedrich Barbarossa“, 1858; „Alcibiades“, 1858; „Canossa“; „Epidemisch“, 1873; „Die Darwinianer“, 1874) und den sozialpolitischen Roman „Lucinde oder Kapital und Arbeit“ (1863/64, 2 Bde.). Sein Verhältnis zu Schopenhauer spiegelt sich in dem Drama „Alcibiades“ im Verhältnis des Alcibiades zu Sokrates wieder. Vgl. auch die Bemerkungen von Paul Lindau, Nur Erinnerungen, Stuttgart 1916, 1. Bd., 306.

Mit Julius Frank

Sommer 1859.

An einem Sommertage 1859 ging er [der damals achtjährige Julius Frank] an den Rechneigraben, in dessen Anlagen heute das Denkmal Arthur Schopenhauers errichtet ist, und stürzte sich [in einem Anfall von Nervenüberreizung] in den Weiher. Schon war er dem Ertrinken nahe, als zufällig Schopenhauer, den seine Nachmittagsspaziergänge oft auch durch die Promenaden führten, den Stock in der Hand, mit seinem Pudel daherkam. Mit den Worten:

„Lausbub, nimm den Stock und halte dich fest!“ reichte er ihm den Stock und zog ihn aus dem Wasser.

Der Philosoph nahm den Knaben mit nach seiner . . . Wohnung und ließ sich von ihm sein Schicksal erzählen. Er beruhigte ihn und gab ihm Kuchen und sonstiges Gebäck. In der Folge nahm er an dem weiteren Fortkommen des Knaben Anteil und ließ sich immer seine Zeugnisse vorlegen. Oft gab er ihm auch Ratschläge und erteilte ihm väterliche Ermahnungen. Die Beziehungen Franks zu Schopenhauer reichten bis zum Tode des Philosophen (1860). Schopenhauer gab ihm auch sein Bild, und Frank sprach oft und mit Begeisterung von seinem Lebensretter Schopenhauer.

Quelle: Erzählung einer alten Frankfurterin, die den am 9. September 1919 verstorbenen Rentner Julius Frank ein Jahr vor seinem Tode kennengelernt hatte, wiedergegeben von Leo Wurzmann in der „Frankfurter Zeitung“ 1921, Nr. 773, dann im XI. Jahrb. 1922, 109.

Mit Dr. Eduard Brockhaus

16. August 1859.

Am 15. August 1859 kam ich abends in Frankfurt a. M. an, und am nächsten Morgen ging ich schon gegen 9 Uhr zu Schopenhauer, weil ich nach 10 Uhr nach Heidelberg fahren wollte, wo ich mit Bunsen über das Bibelwerk zu verhandeln hatte; auch wußte ich, daß er ein Frühaufsteher war. An seiner Tür fand ich zwar eine Notiz, daß er vormittags für niemand zu sprechen sei, weil er dann arbeite, bewog indes seine Wirtschafterin nach vielem Widerstreben, ihm wenigstens meine Visitenkarte zu übergeben mit dem Bemerken, daß ich auf der Durchreise sei, und erhielt bald die Erlaubnis zum Eintreten.

Höchst eigentümlich war mein Empfang. Ich blieb an der Mitteltür eines großen Zimmers stehen, als sich plötzlich eine Tür links am Fenster öffnete und Schopenhauer hereinstürzte, in Schlafrock und Morgentoilette, mit beiden Armen in der Luft umhervagierte, unverständliche Laute

ausstoßend, und an mir vorüberlaufend durch eine Tür rechts wieder verschwand.

Mein erster Gedanke war, daß er verrückt geworden sei. Nach einigen Minuten erschien er wieder, noch im Schlafrock, lud mich ein, neben ihm auf dem Sofa Platz zu nehmen, und erklärte mir zunächst den sonderbaren Empfang. Wie ich wohl an seiner Tür gelesen haben würde, nehme er eigentlich vormittags keine Besuche an, da das die einzige Zeit sei, wo er arbeite; mit mir habe er eine Ausnahme gemacht, da er die Gelegenheit, endlich einmal jemanden von unserer Firma persönlich kennen zu lernen, nicht habe versäumen wollen; indes habe er sein künstliches Gebiß noch nicht angelegt gehabt, ohne das er nicht sprechen könne, und es erst aus seinem Schlafzimmer holen müssen, weshalb er an mir vorübergeeilt sei und dabei mit den Händen auf seinen Mund hingewiesen habe, was ich freilich nicht hatte verstehen können!

Er erkundigte sich nun nach den Inhabern unserer Firma, ohne den Briefwechsel mit meinem Großvater und das sonderbare Schicksal seines Hauptwerks („Die Welt als Wille und Vorstellung“, 1818) sowie seine vielfachen Differenzen mit uns zu erwähnen, dann auch nach mir persönlich. Ich erzählte ihm, daß ich mich erst später (vor neun Jahren) entschlossen hätte, Buchhändler zu werden, und vorher studiert hätte, 1847—50 in Heidelberg, Berlin und Leipzig. Da er weiter fragte, was für Collegia und bei wem ich gehört hätte, nannte ich ihm unter andern die Professoren Drobisch, Hartenstein und Weiße in Leipzig, Röth, Reichlin-Meldegg und Henle in Heidelberg und Michelet in Berlin.³²³ Fast über jeden von ihnen machte er eine bissige

³²³ Über Drobisch und Hartenstein vgl. Gespräche mit Bähr, S. 230, über Weiße Gespräche mit Hornstein, S. 206 f. Eduard Maximilian Röth (1807—1858) war Professor für Philosophie und Sanskrit in Heidelberg, Karl Alexander Frhr. v. Reichlin-Meldegg (1801—1877) Professor für Philosophie in Heidelberg; Schopenhauer setzt sich mit diesem „höchst unwissenden Menschen“ im Brief an Frauenstädt vom 21. August 1852 auseinander. Jakob Henle (1809—1885), der bekannte Anatom und Physiologe, lehrte 1844—1852 ebenfalls in Heidelberg. Der Hegelianer Karl Ludwig Michelet (1801—1893) hatte in Fichtes „Zeitschrift für

oder wegwerfende Bemerkung, obwohl sie den verschiedensten Richtungen: Herbartianer, Hegelianer oder keiner Schule angehört hatten, fing dann aber an, im allgemeinen auf die Universitätsprofessoren zu schimpfen und sie mit Namen wie „Schufte, Schurken, Zigarrenschmaucher, elende Wichte“ usw. zu belegen. Dabei beklagte er natürlich auch, wie er in seiner akademischen Laufbahn behandelt worden sei und wie die Universitätsprofessoren versucht hätten ihn totzuschweigen, was ihnen aber doch nicht gelungen sei.

Ich bedaure sehr, daß mir nach so langer Zeit³²⁴ von dem Gang des Gesprächs und von Einzelheiten nichts mehr erinnerlich ist, aber ich weiß noch, daß alles, was er sagte, mich in hohem Grade interessierte und daß es mir leid tat, nicht noch länger ihm zuhören zu können, da mein Zug bald abging. Auch den Eindruck habe ich behalten, daß er, obwohl ich damals erst 30 und er 72 Jahre zählte, gegen mich sehr freundlich und selbst lebenswürdig war. Als Bestätigung dessen will ich noch mitteilen, daß Schopenhauer seinen nächsten Brief an unsere Firma nach meinem Besuch, vom 10. Oktober 1859, so begann: „Ewr Wohlgeborn werden hoffentlich von Ihrer Reise gesund u. wohlbehalten heimgekehrt seyn. Es hat mich aufrichtig gefreut Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen: es ist ganz etwas Anderes, wenn man weiß an wen man schreibt; zumal aber wenn es eine angenehme Persönlichkeit ist.“

Ich nahm mir vor, ihn bald und länger wieder zu besuchen, wozu er mich auch beim Abschied aufforderte, doch kam es nicht dazu, besonders weil er schon ein Jahr darauf, am 21. Sept. 1860, starb, im 73. Lebensjahr.

Quelle: Berühmte Autoren des Verlags F. A. Brockhaus Leipzig, Leipzig 1914, 3 f. (Wieder abgedruckt: Schopenhauer und Brockhaus. Ein Briefwechsel, herausgegeben von Carl Gebhardt, Leipzig 1926, 198 ff.)

Philosophie“ XXVII, 1855, 34—59 und 227—249 einen Vortrag über Schopenhauer veröffentlicht, den dieser im Brief an Frauenstädt vom 23. Dezember 1855 eine „Sauerei“ nannte. Über Michelets „Italienische Reise“ vgl. Gespräche mit Becker, S. 70, und mit Carl Bähr, S. 247.

³²⁴ Der Bericht ist erst 1901 niedergeschrieben.

Das wichtigste Gesprächsthema ergibt sich aus der Tatsache, daß Dr. Eduard Brockhaus, der Sohn des damaligen Chefs der Firma F. A. Brockhaus, seinen Besuch während des Drucks der 3. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ ausführte. Daß auch weiterausgreifende Verlagspläne erörtert wurden, vor allem der seit August 1858 auch in Briefwechsel erörterte Plan einer Gesamtausgabe, ergibt sich aus späteren Briefen Schopenhauers an Brockhaus:

Es ist jetzt Zeit, daß Sie hinsichtlich einer Gesamtausgabe meiner Werke einen Entschluß faßten. Hr: *Dr. Edward Br:* sagte mir, daß Sie ernstlich darauf bedacht wären.

Schopenhauer an Brockhaus, 6. Februar 1860.

Ewr Wohlgeborn beabsichtigen, wenn ich Sie recht verstehe, meine Schriften einzeln zu drucken, je nachdem sie frei werden, u. dann sie zu einer Gesamtauflage zu verbinden. Allerdings wünsche ich, aus mehreren Gründen, eine Gesamtauflage, zumal da mir den einzigen Skrupel, den ich dabei hatte, Hr: *Dr Edw: Br:* benommen hat, durch die Versicherung, daß Sie alsdann auch die Schriften einzeln verkaufen würden.

Schopenhauer an Brockhaus, 10. Februar 1860.

Mit Dr. Bernhard Miller

September 1859.

Seit 25 Jahren lebt Schopenhauer in philosophischer Einsamkeit in Frankfurt a. M. Er wohnt jetzt an der sogenannten schönen Aussicht, in der Nähe der Mainbrücke. Der Frhr. v. E[berstein]³²⁵ hatte Schopenhauer bereits vor mehreren Jahren kennen gelernt, und wir unternahmen es, ihn in einer Abendstunde zu besuchen. Er war jedoch bereits auf seinem allabendlichen Spaziergang begriffen, und wir wurden in das Hotel d'Angleterre am Roßmarkt verwiesen, wohin er jeden Abend seit Jahren geht. Wir warteten bis gegen 9 Uhr, als Schopenhauer in den Speisesaal des Hotels eintrat. Er ist von untersetzter Statur,

³²⁵ Moriz Lebrecht Frhr. v. Eberstein; vgl. S. 133 f.

schneeweißes Haar bedeckt seinen Kopf, dessen hohe Stirn sofort den Denker verräth und, wie er bei der späteren Unterhaltung selbst bemerkte, an Beethoven erinnert.

Schopenhauer war niemals verheiratet, eine langjährige, mit seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen vertraute Haushälterin besorgt seine häuslichen Angelegenheiten. Sie ist es, welche die zahlreichen sich anmeldenden Besuche zuvörderst annimmt, genau examinirt und alle etwa unliebsame sofort abweist. Die Arbeitsstunden Schopenhauers sind von 8—10 Uhr, und zu dieser Zeit empfängt er niemals Besuche. Am allerwenigsten liebt er Besuche oder Gespräche von Damen, da er überhaupt dem weiblichen Geschlechte abhold ist. Dies mußte selbst in diesem oder im vorjährigen Sommer eine in Dresden lebende junge Dame erfahren, welche eine glühende Anhängerin der Schopenhauerschen Philosophie ist und deren Bruder Schopenhauer bekannt geworden war. Obgleich sie eigens, um Schopenhauer zu sprechen, mehrere Tage hintereinander im Englischen Hof dinirte und jedesmal ihren Platz in seiner unmittelbaren Nähe und zu seinem größten Widerwillen wählte, gelang es ihr doch erst am vierten Tage, sich selbst ihm vorzustellen und wenigstens einige Worte mit ihm zu wechseln

Schopenhauer bemerkte . . . daß die Leopardische Philosophie³²⁶ nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich mit der seinigen in Verwandtschaft steht. Leopardi wurde erst 20 Jahre nach seinem Tode bekannt, gleich wie Schopenhauers Philosophie erst 40 Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung eine Anerkennung in weitem Kreisen erlangt hat. Auch Leopardi ist übrigens, wie Schopenhauer sich ausdrückte, „Pessimist gleich ihm selbst“.

Schopenhauer verfolgt noch heute die italienischen Vorgänge. Unerklärlich ist ihm die Vertreibung der toscanischen Regentenfamilie. Doch erinnerte er sich, den Großherzog als Kronprinz noch einst in einer Thierbude gesehen zu haben. Ein Elephant, der seine Kunststücke producirte,

³²⁶ Von einer „Philosophie“ Leopardis hat Sch. kaum gesprochen.

schlug unversehens mit seinem Rüssel über den Kopf des Kronprinzen hin, welcher erschreckt zusammenfuhr und erblaßte. Zwar ist, wie Schopenhauer meinte, der Muth überhaupt nur die Geschicklichkeit, seine Furcht zu verbergen. Aber die Furcht „sei stets etwas unritterliches“. „Ein Fürst darf sich nicht fürchten, sondern muß Muth zeigen.“ „So schien ihm jenes kleine Ereigniß ein charakteristisches Vorzeichen des jetzigen Verhaltens des Großherzogs beim Ausbruch der Revolution in Florenz zu sein. So wie aber Schopenhauer von einem Fürsten Muth verlangt, so verlangt er auch daß ein solcher sein Wort halten müsse: „*Verbum nobile debet esse stabile*“ und Macchiavell sagte schon: ein Fürst mag sich verhaßt und gefürchtet machen, aber niemals lächerlich. Dem Worte des jetzigen Napoleon vertraue auch Niemand mehr. Immer werde daher in den Adressen an Victor Emanuel die Ehrlichkeit des Letzteren im stillschweigenden Gegensatz gegen den Kaiser hervorgehoben. Der alte Napoleon hatte dagegen etwas ritierliches. Als er einst in Fontainebleau beim Reiten seinen Hut verlor, hob ein Leutnant ihn auf. Napoleon, ohne sich ihn näher anzusehen, sprach zu ihm: „*merci capitaine!*“ Als aber der Leutnant sofort mit Geistesgegenwart die Frage an ihn richtete: „*dans quel régiment, Sire?*“ wurde Napoleon seines Irrthums gewahr. Allein er konnte als Fürst sein Wort nicht zurücknehmen, und der Leutnant wurde sofort Capitain. —

Das Gespräch kam von den italienischen Verhältnissen auf die deutschen, und Schopenhauer bemerkte: man habe ihm vorgeworfen, daß er insofern zu Leopardi im Gegensatz stehe, als dieser zu den Italianissimi gehörte, während er sich von der politischen Discussion über Deutschland fern gehalten habe, als einst das Parlament in Frankfurt tagte. Auf dieses und die damalige Zeit, die ihm seine philosophische Ruhe gestört hatte, war er nicht gut zu sprechen. Er erinnerte sich, Lichnowski an demselben Tage, wo er so blutig ermordet wurde³²⁷, noch im englischen Hof

³²⁷ Felix Fürst Lichnowsky (1814—1848) reizte als Mitglied der Nationalversammlung die Radikalen durch seinen aristokratischen Stand-

gesehen zu haben, wie er denn dort auch einst Jacoby und Blum hatte sprechen hören.³²⁸ In seiner derben Ausdrucksweise nannte er diese nur die „Paulskirchenkerle“. Die deutsche Einheitsfrage schien ihm gar nicht so schwer lösbar. Seiner Ansicht nach würde ein lebenslängliches, zwischen Oesterreich und Preußen abwechselndes Kaiserthum die beste Lösung sein. Vermehre Oesterreich, so lange es die kaiserliche Gewalt vertrete, die Prärogativen derselben, so würde Preußen darauf nicht eifersüchtig sein, weil ja auch an dieses einst die Reihe zum Herrschen komme. Die einzelnen Fürsten sollten wieder reichsunmittelbar werden und daneben möge es billig sein, daß es Ständekammern gäbe.

Das Gespräch drehte sich weiter um Humboldt, dessen Verdienste wie Schopenhauer meinte, bei weitem überschätzt seien; er habe keine Entdeckung gemacht, keine allgemeine Wahrheit aufgefunden; seine größte Arbeit sei die über das Klima und dessen Unterschiede und habe er zum erstenmal auf die in Deutschland (bei Kassel) liegende Grenzlinie zwischen dem excessiven und moderirten Klima aufmerksam gemacht.

Schopenhauers Mutter hatte viel in Göthes Haus zu Weimar verkehrt, und er selbst hatte Göthe noch persönlich näher gekannt. Von seiner Mutter hatte er viele Mittheilungen über persönliche Beziehungen Göthes, unter Andern auch zur Frau von Staël empfangen, da er das besondere Vertrauen seiner Mutter genoß und diese ohne alle sonstige Scheu mit ihm sprach, indem sie ihn, wie Schopenhauer sich ausdrückte, als das Loch des Midas betrachtete und seine „Ehrlichkeit“ und Verschwiegenheit kannte.

Die Unterhaltung über Göthe brachte uns auch auf das in den Wahlverwandtschaften der Ottilie in den Mund gelegte und seitdem so oft wiederholte Göthe'sche Dictum: „vor Kammerdienern gibt es keine Helden“ und Schopenhauer erinnerte sich sofort an den von dem „großen Charlatan Hegel“ hierzu gemachten Zusatz: „nicht weil jener

punkt. Er wurde am 18. September 1848 vom Pöbel mißhandelt und starb am nächsten Tage.

³²⁸ Über Robert Blum vgl. S. 214 f., 216 und 260.

kein Held, sondern dieser ein Kammerdiener ist“. Schopenhauer sprach sich ausführlich zur Widerlegung dieses Dictums nebst Zusatzes aus, der ihm psychologisch unrichtig erscheint. Auch der Kammerdiener könne die Größe seines Helden begreifen. Der Held sei ein Held, weil er eine Wahrheit vertrete, etwas Allgemeines, eine That. Daneben bleibe er immer ein gewöhnlicher Mensch, der wie jeder andere individuell handle, weil er nicht zu jeder Stunde von seiner allgemeinen Idee erfüllt sein könne.³²⁹

Der alte Lampe, Kant's — aus Heines Salon wohlbekannter — Diener, habe die Größe seines Meisters sehr gut begriffen. Kant habe, erzählte Schopenhauer, drei Tage alljährlich in einem Gartenhaus vor der Stadt zugebracht; dies sei sein Landleben gewesen. Während dieser Zeit wollte einst ein Fremder Kant besuchen und als er ihn nicht antraf, bat er Lampen, ihm doch seine Bibliothek zu zeigen; Lampe aber antwortete stolz: „Wir haben keine Bibliothek; wenn wir Bücher schreiben, schreiben wir sie aus dem Kopfe!“

Das Gespräch wendete sich ferner auf Schopenhauers Theorie vom ererbten Charakter und Shakespeares König Johann, sowie auf die Nichtigkeit alles Thuns, welche in Tischbeins Bild ausgedrückt ist, von dem Mann, der seinen großen Schatten betrachtet und selbstgefällig, die Hände in der Westentasche haltend, am Kamin steht, auf die Begriffe von Humor und Ironie, welchen ersteren Schopenhauer als den Spaß, hinter dem der Ernst hervorguckt, bezeichnete, während Ironie ihm der Ernst ist, hinter dem der Spaß liegt.

Schopenhauer erwähnte, daß die beste Photographie von ihm durch Schäfer in Frankfurt angefertigt sei. Der Photographist habe viel mit Copien davon zu thun. Unangenehm war es ihm, daß eine von ihm mit seiner Autographie versehene und für einen Anhänger in Berlin bestimmte Photographie ohne seine Genehmigung nach Paris auf die Kunstausstellung geschickt worden, welche nun dort

³²⁹ Vgl. hierzu den unten zitierten Brief Schopenhauers vom 10. November 1859 an Asher.

von dem „leibhaftigen Bonaparte“ mit angesehen werden würde. Ein Leipziger Buchhändler hatte von ihm auch einen Beitrag in sein „Album“ begehrt, in welches sich viele Prinzen und Prinzessinnen usw. eingeschrieben hatten. In so „gemischter“ Gesellschaft hatte er nichts Deutsches schreiben mögen, sondern nur etwas Lateinisches: *quidquid fit, necessario fit*.³³⁰

Schopenhauer arbeitet jetzt an der dritten Auflage seiner „Welt als Wille und Vorstellung“, welche bei Brockhaus in den nächsten Wochen erscheint. Er hob hervor, daß er sein Werk durch viele Bemerkungen und Zusätze vermehrt habe, die jedoch an Geistesfrische hinter seinen früheren Arbeiten nicht zurückständen. Seien sie doch das gleichmäßige Erzeugniß eines ununterbrochenen Nachdenkens von 1814 bis 1859. Kant war drei und ein halb Jahr jünger schon altersschwach und kindisch; Locke konnte im gleichen Alter seiner geschwächten Augen wegen nicht mehr schreiben. Er aber sei trotz seines hohen Alters noch nicht altersschwach.

Auf ein neues Capitel oder vielmehr Zusatz zu dem Capitel über Geschlechtsliebe machte er uns aufmerksam. Hier theile er eine neue Entdeckung mit, die er nicht mit ins Grab nehmen wolle. Er sage darin eine Wahrheit, die die Alten, wie Aristoteles, wohl gesagt hätten, wenn sie dieselbe gekannt. Er habe sich lange besonnen, ob er diese Sache öffentlich aussprechen dürfe; allein ein Philosoph dürfe nichts verhehlen, und um allen Kritikern zum Voraus jeden Vorwand abzuschneiden, habe er den Professoren am Schluß des Capitels praenumerando einen Fußtritt gegeben.

Erst spät in der Nacht trennten wir uns.

Quelle: „Ein Besuch bei Schopenhauer“, Constitutionelle Zeitung (Dresden), Nr. 227 vom 1. Oktober 1859.

Der Aufsatz, der hier, gekürzt um einige nicht zur Sache gehörende Ausführungen, besonders zu Anfang und am Schluß, wiedergegeben ist, erschien unter dem Signum B. M. Franz Mockrauer konnte aus

³³⁰ Vgl. hierzu die unten (S. 344 f.) zitierten Briefe Schopenhauers vom 10. November 1859 an Asher und vom 11. November 1859 an G. Brecht.

dem Dresdner Adreßbuch von 1859 den Verfasser feststellen: Dr. jur. Bernhard Miller. (Vgl. X. Jahrb. 1921, 112.)

Schopenhauer hat sich über diesen Aufsatz mehrfach geäußert:

Vielen und aufrichtigen Dank für Ihre litterarischen Notizen! am meisten für die der Novellen-Zeitung und der Konstitutionellen: denn von beiden hätte ich ohne Sie nichts erfahren, und habe müssen die Blätter kommen lassen. Die in der Nov. Ztg³³¹ ist von einem Dresdner Advokaten, den der Baron Eberstein mir vorstellte, dessen Namen ich aber vergessen habe: ich sprach am Abendtisch mit dem Herrn, von der Leber weg, ohne zu ahnden, daß Alles was ich sagte in die Zeitung käme: welche abscheuliche Indiskretion! Im Ganzen ist was er mich sagen läßt wahr, aber die Geschichten sind zum Theil ganz verballhornt, z. B. die über Kammerdiener, über Kant, und die über Photographen, in welcher letztern er 3 verschiedene Geschichten in eine zusammengeworfen hat.

Schopenhauer an David Asher, 10. November 1859.

Die Photographie für Sie ist letzten Frühling von Schäfer angefertigt u. von mir mit dem Spruch *quidquid fit necessario fit* u. meiner Unterschrift versehen worden; um von dem Schäfer an Sie abgesandt zu werden: 2 Monat später erfuhr ich vom Maler Luntenschütz (der bei jener Aufnahme gegenwärtig war, um mich so zu setzen, wie auf seinem 3ten Oelporträtt), daß der Schäfer die Photographie mit meiner Schrift nach Paris in die Ausstellung geschickt habe, was um so schändlicher ist, als ich ihm die Erlaubniß gegeben habe, diese Photographie (mittelst des negativen Bildes) beliebig zu vervielfältigen u. zu verkaufen. Er ist so frech gewesen, noch mehrere Exemplare derselben mir überbringen zu laßen, mit freundlicher Bitte, „doch etwas darauf zu schreiben“: — ich habe dem Menschen natürlich antworten laßen, wie er es verdient. — Wenn Ihnen an der Photographie gelegen ist, dürfen Sie nur Jemanden hier beauftragen, sie bei ihm zu bestellen u. zu bezahlen, sodann sie

³³¹ Schreibfehler für „Konstitutionellen Zeitung“.

mir zur Schrift zu überbringen u. endlich Ihnen zu übersenden. Sie ist sehr wohl geraten. Ich will mit dem Menschen nicht mehr zu thun haben.

Diesen Hergang der Sache können Sie sogar gedruckt lesen, in der „Konstitutionellen Zeitung“ (Dresden) vom 1. Oktober. Nämlich im September stellte mir im „Englischen Hof“ der Baron *Eberstein* einen Advokaten aus Dresden vor, deßen Namen ich vergeßen habe, er fing mit M. an. — Ich sprach nun, an der Abendtafel, mit den Herren frank u. frei, wie man hinter der Flasche thut. Nun aber hat der Advokat die unerhörte Indiskretion begangen, Alles, was ich gesagt habe, in die Zeitung zu setzen, wobei er gar Vieles verballhornt hat. Die Geschichte Ihrer Photographie ist im Ganzen richtig; nur daß er das Motto derselben fälschlich einem Album zuschreibt: denn er hat daselbst 3 verschiedene Geschichten konfundirt u. zusammengegoßen.

Schopenhauer an G. Brecht, 11. November 1859.

Kurze Notizen über die Angelegenheit, die sachlich nichts Neues bringen, auch in Schopenhauers Briefen an Otto Lindner, 21. November 1859; an Frauenstädt, 6. Dezember 1859; an Carl Bähr, 12. Januar 1860; an J. A. Becker, 18. Januar 1860; und an A. v. Doß, 1. März 1860.

Mit Elisabeth Ney

Oktober 1859.

Anfang Oktober 1859 machte die junge Bildhauerin Elisabeth Ney Besuch bei Schopenhauer. Sie ließ sich durch die Haushälterin nicht abweisen und vermochte bis zu Schopenhauer selbst vorzudringen:

Mit ihrer einnehmenden und liebenswürdigen Ueberredungskunst teilte sie ihm mit, daß sie eine Büste von ihm machen wolle. Darauf erwiderte er in seiner plumpen charakteristischen Grobheit, daß sie etwas Unmögliches verlange. Er wünsche keine Büste zu haben — am wenigsten von einem unbekanntem und mehr als kühnem „Mädchen“. Nichtsdestoweniger erreichte sie ihr Ziel und während der vielfachen Sitzungen, zu denen sie ihn überredet hatte, ent-

wickelte sich eine Freundschaft, die das Leben beider nachhaltig beeinflusste.

Quelle: Eugen Müller, Elisabeth Ney, Leipzig 1931, 34 f.

Einige Mitteilungen über ihre Beziehung zu Schopenhauer hat Elisabeth Ney Hermann Hüffer gemacht, der sie am 10. September 1862 in Münster aufsuchte:

[Sie] fand ihn in seiner Bibliothek; er wurde bald freundlich, erlaubte zu kommen und zu bleiben, wann und wo sie wollte. Bald waren sie innig befreundet; er ließ sich alles von ihr sagen, war gegen sie sanft wie ein Kind, da er doch sonst kaum mit einem Menschen umgehen mochte. „Ich werde heiter“, sagte er, „wenn ich in Ihre Nähe komme.“ Seine Heftigkeit gegen die Frauen leitete er selbst daraus her, daß er eine so abscheuliche Mutter gehabt habe. Sehr dankbar war er, als sie auch seinen getreuen Pudel modellierte.

Quelle: Hermann Hüffer, Lebenserinnerungen, herausgegeben von Ernst Sieper, Berlin 1912, 122.

Ungeachtet ihres dringenden Bittens gestattete er, aus Besorgniß für seine Augen, nicht, daß sie einen Gypsabguß von seinem Kopfe nehme.

Gwinner, 3. Auflage, 382.

Eines Tages, als sie, ganz versunken in ihr Werk, geschäftig am Modellieren war, sah sie plötzlich auf und bemerkte, wie er sie belustigt mit spöttischer Miene betrachtete. Auf ihre Frage: „Warum sehen Sie mich so an, Herr Doktor?“ antwortete Schopenhauer: „Ich gebe mir alle Mühe, einen kleinen Anflug von Schnurrbart an Ihnen zu entdecken. Von Tag zu Tag erscheint es mir nämlich unglaublicher, daß Sie eine Frau sind.“

Quelle: Eugen Müller a. a. O., 36.³³²

³³² Die beiden von Eugen Müller berichteten Gespräche stammen nach einer Mitteilung des Verfassers an mich aus dem Buch einer amerikanischen Freundin der Ney, Bride Neill Taylor, „*Elisabeth Ney Sculptor*“, New York 1916 (*The Devin Adair Co., 437 Fifth Avenue*), 27 ff.

Vgl. Schopenhauers eigene Berichte über den vierwöchentlichen Aufenthalt der Künstlerin, über die Sitzungen und die Büste in seinen Briefen an Asher vom 10. November 1859, an G. Brecht vom 11. November 1859, an Lindner vom 21. November 1859 (hier die Angabe „Anfang Oktober“ für den ersten Besuch), an Frauenstädt vom 6. Dezember 1859, an Carl Bähr vom 12. Januar 1860, an Becker vom 18. Januar 1860, an v. Doß vom 1. März 1860, an Asher vom 15. April und 18. August 1860, an Ottilie v. Goethe vom 27. April 1860, an M. Sikié und C. Schramek vom 1. September 1860; ferner in den Gesprächen mit Hornstein, S. 218, mit Challemel-Lacour, S. 347, und Altmüller, S. 377.

Über Elisabeth Ney (1833—1907) vgl. die Biographie Eugen Müllers, in der auch die drei Briefe der Ney an Schopenhauer zum erstenmal abgedruckt sind; dazu meine Berichtigungen im Dezemberheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“, 260 f.

Mit Paul Armand Challemel-Lacour

Oktober 1859.

* Obwohl er im allgemeinen nicht leicht zugänglich war, so empfing er doch Franzosen und Engländer gern. Ich fand ihn in seiner Bibliothek, wo ich beim Eintreten die Gipsbüste Kants von Hagemann bemerkte. Er selbst saß in diesem Augenblick zu seiner eigenen, die eine gute Berliner Künstlerin, Fräulein Ney, im Begriff stand, zu modellieren.³³³ Sein Bild war schon einigemal von Luteschütz, von Göbel gemalt und photographisch vervielfältigt worden; dies war die Weihe seines Ruhmes. Schopenhauer zählte da-

Diesem Werk, in dem persönliche Mitteilungen der seit 1871 in Texas lebenden Bildhauerin verwertet sind, ist auch folgende Notiz Eugen Müllers entnommen: „Als er einst einem Photographen zu zwei Aufnahmen als Hilfsmittel für die Büste sitzen sollte, leerte er zuvor eine ganze Flasche Wein, um einen freundlichen Ausdruck zu bekommen“ (a. a. O., 36) — eine Mitteilung, die ebenso wie die Schnurrbart-anekdote schon früher ihren Weg in die deutsche Presse gefunden hat. (Zuerst in einem Artikel von F. G. [Frieda Gschnitzer], „Allgemeine Zeitung“ vom 22. Juni 1897, Nr. 171, Abendblatt.)

³³³ Da Elisabeth Ney Anfangs Oktober 1859 nach Frankfurt kam und „fast vier Wochen lang“ bei Schopenhauer arbeitete (vgl. seinen Brief an v. Doß vom 1. März 1860), wird der Besuch Challemel-Lacours wahrscheinlich im Oktober, jedenfalls nicht später als Anfang November stattgefunden haben.

mals 71 Jahre, Haare und Bart waren ganz weiß; aber er war ein lebhafter Greis mit jugendlichen Augen und Bewegungen. Eine sarkastische Furche um seinen Mund fiel mir auf. Er hatte nichts von der gewöhnlichen Steifheit der Herren vom philosophischen Gewerbe. Sein Empfang war freundlich, aber er stand nicht auf und streichelte unablässig auf eine für die Menschen fast beleidigende Weise ein schönes, schwarzes Windspiel[!]. Als er sah, daß ich es bemerkte, sagte er zu mir, daß er den Hund Atma (im Sanskrit = Weltseele) genannt habe, daß er die Hunde liebe, weil er nur bei ihnen Intelligenz ohne menschliche Verstellung gefunden. Er fragte mich, ob ich Gutzkows Kritik über sein letztes Werk, die Parerga, eine Sammlung von Fragmenten, gelesen hätte. Ich mußte gestehen, daß ich weder die Kritik noch das Werk kannte. Ich wollte diesen Besuch nicht verlängern, und er gab mir ein Rendezvous im Englischen Hof, wo er seine Mahlzeiten einnahm.

* Ich kam, als er schon gespeist hatte, und fand ihn an der Table d'hôte neben mehreren Offizieren sitzen. Neben seinem Teller lag ein Louisd'or, den er beim Aufstehen nahm und in die Tasche steckte. „Diese zwanzig Francs“, sagte er zu mir, „lege ich seit einem Monat täglich her mit der Absicht, sie den Armen zu geben an dem Tage, wo diese Herren beim Essen von etwas anderem als Avancement, Pferden und Weibern sprechen. Bis heute habe ich sie noch.“³³⁴ Wir setzten uns allein an einen Tisch. . . .

Seine Worte, die bald ein längeres Stillschweigen, bald der verstärkte Lärm unterbrach, drangen an mein Ohr durch Gläsergeklirr und Pfeifenrauch, betäubten mich wie Absinth und hielten mich zugleich unter einem Alpdruck gefesselt . . . Er zog in seine immer weiteren Kreise die Frauen, die Ehe, die Natur, die Liebe; das Allerheiligste wurde meinen profanen Blicken preisgegeben und zeigte mir an Stelle des jungen, reizenden Gottes, dessen Augen

³³⁴ Diese Anekdote ist apokryph. Sie wird bereits in Matthissons „Erinnerungen“ (Zürich 1816), Bd. 5, 121 ff. von einem Engländer erzählt. Schopenhauer selbst hat sie gegenüber Hornstein für erfunden erklärt (vgl. S. 208); vgl. auch Gwinner, 3. Aufl., S. VI.

Flammenpfeile schießen, einen jämmerlichen Automaten, der für die Erhaltung der Gattung zu sorgen hat.

Ich darf sagen, daß ich tapfer gegen seine schreckliche Beweisführung kämpfte . . . Um ihm die heilige Wahrheit der Liebe zu beweisen, führte ich die Aufopferung, die sie einflößt, die herrlichen Verwandlungen ins Feld, die sie im niedrigsten Menschen bewirkt. Ich berief mich auf die Zeugnisse der Bücher und auf seine eigene Geschichte . . . Ich fragte ihn endlich, ob er nie einen Jüngling oder ein junges Mädchen in dem Augenblick beobachtet hätte, wo eben ihre plötzlich erblühten Herzen ein keusches Fluidum gegen einander ausströmen, wo noch keine Lüge, keine Enttäuschung, keine Rohheit und keine Gefallsucht ihre Frühlingsfrische getrübt hat . . . Aus der Tiefe ihrer Seele, die von ungewohnter Klarheit erfüllt ist, steigt in einer Weihrauchwolke ein unbestimmtes Sehnen nach unendlichen Glückseligkeiten, ein furchtsames, frommes Gebet. Die Liebe ist der Himmel.

Der Deutsche antwortete mir: „Die Liebe ist das Uebel. Diese entzückende Verwirrung, dieser Ernst, dieses Schweigen ist die Meditation des Genius der Gattung.“

Der Jüngling, der für seine Geliebte sterben möchte, dessen stolzes Auge Blitze schleudert, die Jungfrau, die in ihre Anmut gehüllt wie in einer Morgenröte einerschreitet, in einer Schönheit, bei deren Anblick «die Greise zirpen wie die Grillen» und alles, was ein Mannesherz in der Brust trägt, auf die Kniee fällt — sie sind zwei Werkzeuge in den Händen des gebieterischen Geistes.

Er hat nur einen Gedanken, einen praktischen, poesielosen Gedanken, die Fortdauer des Menschengeschlechtes. Bewundern Sie, wenn Sie wollen, seine Wege; aber vergessen Sie nicht, daß er nur daran denkt, die Lücken zu füllen, die Breschen auszubessern, das Gleichgewicht zwischen Vorrat und Verbrauch herzustellen, damit der Stall, aus dem Schmerz und Tod sich ihre Opfer holen, immer gut versehen bleibt.

Machen Sie aus der Liebe einen Luxus, einen Zeitvertreib, und suchen Sie sich nur einen künstlerischen Ge-

sichtspunkt. Der Genius der Gattung ist ein Industrieller, der nur produzieren will. Bevor er die Räder der Maschine einander nähert, beobachtet er darum so sorgfältig ihre Eigenschaften und Beziehungen, ihre Wechselwirkungen und Antipathien.

Dies ist sein fortwährender Gedanke, alle Bewegungen des Individuums und der Menschheit dienen nur dazu. Solange sie nicht durch das Alter auf ein fast nur pflanzliches Dasein herabgesetzt wurden, sind Männer und Weiber unaufhörlich und unermüdlich auf der Jagd nach einem passenden Gegenpart. Der Spaziergänger und die Unbekannte, die einen Blick tauschen, während sie sich auf der Straße streifen, die Herren und Damen, die sich im Theater loggnettieren, der Mann aus dem Volke, der sein Auge zu Kaiserinnen erhebt, die große Dame, deren Blick auf einen armen Teufel fällt und ihn wohlgewachsen findet (zu Zeiten der Mme. de Montbazou gaben es Ihre Französinen ohne Zimperlichkeit zu), alle werden vom gleichen Triebe geleitet, alle gehorchen dem gleichen geheimnisvollen Gebote.

Des Abends, wenn die Weiber hastig in der Finsternis vorbeigleiten und eine unbestimmte Abenteuerlust Sie aus der Wohnung treibt, des Morgens, zu der Stunde, wo der kluge Fontenelle manchmal ans Heiraten dachte, des Nachts, in ihren wilden Träumen, stehen Sie unter der Wirkung dieses Instinktes. Im Hintergrunde jedes Geschäftes und jeder Arbeit wacht dieser Gedanke. Der Tagelöhner arbeitet Stunden, Wochen, Monate, um einen Tag lang ein freier Mensch sein und zum zwanzigstenmal die Suche nach dem ersehnten Wesen wiederbeginnen zu können.

Strenge Sittenprediger verfluchen diese brutale Lüsternheit. Dichter sprechen von einander bestimmten Seelen, unerklärlicher Anziehung. Plato erzählt, daß die Menschen anfangs doppelgeschlechtig waren, und daß Jupiter sie im Zorn wie Sohlen entzweispaltete, um ihren Stolz zu demütigen; seitdem laufe jeder seiner verlorenen Hälfte nach, bis er sie wiedergefunden. Aber die Dichter sind Grillenfänger, die Sittenprediger sind Esel, und Plato macht sich über uns lustig. Die Menschen folgen weder perversen Be-

gierden, noch einem göttlichen Zauber; ohne es zu wissen, arbeiten sie im Dienst des Geistes der Gattung und sind zu gleicher Zeit die Werkzeuge, die Makler und die Gefoppten. Es bedarf dieser ganzen fortwährenden Geschäftigkeit der Individuen, dieses Hin- und Hergewoges, das die Begegnungen vermehrt und die Entferntesten zusammenbringt, dieser eifrigen Beharrlichkeit, die sich weder durch Irrtümer, noch durch Illusionen stören läßt, mancher seltsamen Wahl, der wunderbaren Kreuzung von Geschlechtern und Rassen, damit die Menschheit unter den sie umlagernden Gefahren wie Krieg, Krankheit und Elend fortbesteht, damit nicht unter dem Einfluß der tausend zerstörenden Agenden ein schnelles Aussterben, eine unabwendbare Degeneration eintritt. Was Ausschweifung und Zeitverlust scheint, ist nur ein notwendiges Mittel, um das Ziel zu erreichen, welches die menschlichen Liebeshändel, das Gewerbe, die Politik und die Künste nur vorbereiten oder beschützen.

Nehmen Sie sich davor in acht, beim äußeren Anschein stehen zu bleiben. Ich gebe zu, daß die Natur, die nur auf den Fortbestand der Generationen achtet und die Individuen zermahlt wie Staubkörner, ihnen ihr Spiel geschickt verbirgt. Sie hat ihnen scheinbar in der Liebe einen herrlichen Trost vorbehalten, der alle Schmerzen aufwiegt. Nicht einer, der sie nicht segnete, wenn er liebt und geliebt wird! In jedem Liebenden hat sie einen Anhänger.

Alle, die lieben, heißen die Natur heilig, wohlthätig, unfehlbar, über allen Gesetzen stehend; sie gehorchen ihr mit einem Fanatismus, der weder Zügel noch Schranken kennen würde, wenn nicht hier die Gesetzbücher, die Religionen, die Stimme der Weisen ein wenig Ordnung geschaffen hätten. Dennoch sind alle Hindernisse: Pflicht, Scham, Ehre, Achtung vor der Familie und den Rechten der Mitmenschen, die um jeden von uns ein so festes und dichtes Gewebe bilden, fast immer nur Spinnweben, welche die Liebe zerreißt und mit Füßen tritt, um ihren Zweck zu erreichen.

Wenn der Mensch in den schärfsten Qualen, die er erdulden kann, alle seine Tränen ausgeweint hat, wird er,

zerbrochen und trostlos, lieber das ganze Universum des Bündnisses gegen die Liebenden anklagen, bevor er die Liebe selbst anklagt und auf sie verzichtet. Er wird der Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung trotzen, gegen die Tyrannei der Gesellschaft rebellieren, den Egoismus und die Torheit der Verwandten verfluchen. Und welch sonderbarer Widerspruch! Im Leben tadeln die vernünftigen Leute diese eigensinnigen Verliebten, aber wenn Romanschreiber und Tragödiendichter ihre Geschichte erzählen, hören die strengsten Richter sie unter Schluchzen.

Um den wahren Schuldigen zu erkennen, mußte ein rücksichtsloser Warner, der wie ich die Verräterei der Natur kennt und sie hundertmal dabei ertappte, wie sie einen armen Teufel ihren eigenen Absichten aufopferte, ihre Fallen entdecken und ihre grausamen Listen verraten. Niemand wollte auf mich hören. Sie, junger Mann, hören Sie mich!

Die Liebe ist für Sie eine Religion. Wenn Sie lieben, glauben Sie dem Kultus der Schönheit zu opfern und Sphärenmusik zu hören. Berauschen Sie sich nicht an Worten! Nein, unbewußt lösen Sie ein Problem physiologischer Harmonien, und unbewußt bewirken Sie die bestmögliche Kombination gewisser, zur Vortrefflichkeit der Produkte notwendiger Eigenschaften.

Ein lächelnder Mund, der zwei Reihen schöner Zähne bloßlegt, steht Ihnen einen ganzen Tag lang vor Augen; die Schönheit der Zähne nämlich, die in der Oekonomie des Körpers als Bedingung einer geregelten Verdauungstätigkeit eine so wichtige Rolle spielt, ist ganz besonders erblich. Ein zierliches Bein und ein hübscher Fuß erzeugt in Ihnen gefährliche Wallungen; glauben Sie nicht, weil schlanke Beine mit wohlgeformten Füßen nach Jesus Sirachs Wort sind „wie die goldenen Säulen auf den silbernen Stühlen“; sondern weil der kleinste Tarsus und Metatarsus Mann und Weib unter allen ihren Brüdern aus dem Tierreich auszeichnet. Ein zarter Mund, ein feines Oval des Gesichtes setzt Sie in Entzücken: die kleinen Maxillen sind nämlich

für das menschliche Antlitz charakteristisch. Ein zurückliegendes Kinn mißfällt Ihnen, das vorstehende Kinn, *mentum prominiculum*, ist ein ausschließliches Kennzeichen unserer Species. Ich schweige von den Verschiedenheiten der Komplexion, des Temperamentes, Wuchses, der moralischen Eigenschaften, die allein verhindern, daß sich die Menschheit in einige Legionen von Riesen und Zwergen, Braunen und Blonden, Vollblut- und Nervenmenschen, ätherischen und materiellen Naturen spaltet, die durch die längere Wirkung ihrer eigenen Mängel umkommen oder sich gegenseitig ausrotten müßten.

Eine Frau, Diotima, hatte den Sokrates die Wissenschaft von der geistigen Liebe gelehrt; der göttliche Sokrates überlieferte der Welt durch seine Jünger diese unheilvolle Wissenschaft, um nach seinem Belieben den Schmerz auf der Erde zu verewigen. Sicherlich haben die Weiber eine herrliche Tat vollbracht, als sie die Liebe spiritualisierten. Mit ihnen und dem Menschengeschlecht war es aus. Des Leidens müde und ohne Aussicht, sich oder ihre Kinder je dem Elend, das ihnen die wachsende Kultur jeden Tag empfindlicher machte, zu entziehen, wären die Männer vielleicht endlich den Weg des Heils gegangen und hätten der Liebe entsagt. Die Weiber sahen die Macht ihrer Reize abnehmen, sie brauchten eine neue Verführungskunst. Jetzt wandten sie sich an die Intelligenz des Mannes und setzten alles, was die weibliche Organisation Geistiges hat, an das, was sie die Liebe nannten.

Ackern, jagen, rastlos für den Unterhalt von Weib und Kind arbeiten, durch Kraft oder Geschicklichkeit das Wenige erringen was die Erde gibt, die öffentlichen Aemter verwalten, sich gegen die wilden Tiere des Waldes und der Städte verteidigen, dies alles, ohne von anderen fast täglichen Geißeln zu sprechen, hätte genügt, um das Leben des Mannes auszufüllen; er brauchte nicht noch Liebessorgen. Längst haben Studien und Bücher, tausend Gelüste, tausend Träumereien, tausend Kleinigkeiten zu ihren Arbeiten Zerstreungen gesellt, um welche sie sich hundertmal Weib und Geschlecht aus dem Sinn geschlagen

hätten. Aber die Natur hat vorgesorgt; sie hilft den Weibern durch einen Knalleffekt, indem sie dieselben zu einer gewissen Zeit der Jugend mit überreicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattet, um den zerstreuten Blick des Mannes mächtig anzuziehen und ihn in eine Versuchung zu führen, die jede Ueberlegung zum Schweigen bringt und ihn ins Verderben stürzt. Die Natur schafft das junge Mädchen, wie Sie es mir schilderten, um welches Völker einander vernichten und Individuen in die ewige Verdammnis gehen. Zum Ueberfluß gibt sie ihm noch die Gefallsucht, die die Schönheit hebt und nötigenfalls ersetzt.

Ein Volk von Gecken seid ihr, von geprellten Narren, wenn ihr glaubt, die Weiber zu euch zu erheben, indem ihr ihren Geist pflegt! Habt ihr denn nicht bemerkt, daß die Weiber, seitdem sie die Königinnen eurer Gesellschaft sind, oft geistreich, zuweilen genial, aber nie vernünftig sind? Oder wenn sie Vernunft besitzen, so gleicht dieselbe der Vernunft des Mannes, wie die Sonnenblume der Sonne. Intellektuelle Dinge erregen ihre Teilnahme nicht um ihrer selbst willen. Während ihr ihnen von Wissenschaften, Geschichte, Dichtung, den schönen Künsten spricht, denken sie nur daran wie sie dieselben ausnützen können, um euch zu halten, zu unterjochen, zu umgarnen. Mit Musik und Gesang verbergen sie ihre geistige Armut, wie sie unter Baumwolle und Fischbein ihre mageren Hüften und Busen verstecken. Sie denken nur an eines, kümmern sich nur um eines: unter die Haube zu kommen. Alles ist ihnen Nebensache, was nicht mit der Liebe in Verbindung steht, ob Roman oder Gebetbuch, Priester oder Hofmacher.

Ihr solltet den Orient beneiden. Der Mann brauchte sich nicht weiter mit den Weibern zu beschäftigen, wenn er sie nur nähren und kleiden konnte. Er konnte kämpfen, sich im Waffenhandwerk üben, den Reden der Weisen lauschen. Er war sicher vor der Erniedrigung, die heute einen Mann von Herz einem Gänschen zu Füßen legt. Endlich war er auch frei, weil mehrere Weiber ihn vor einer einzigen ausschließlichen Liebe bewahrten.

In unserer monogamischen Gesellschaft heißt heiraten

seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln.³³⁵ Und was für Pflichten? Seitdem ihr die Weiber zur Beratung zugelassen habt, herrscht im Hause niedriger Eigennutz, jeder großmütige Entschluß wird wie eine verbrecherische Torheit gefürchtet. Schmähhliche Sorge um das Wohlbefinden, elende Berechnung, feige Furcht, mit eurem Leben die Sicherheit der Familie zu gefährden, werden euch als die heiligsten Verpflichtungen auferlegt. Ein guter Vater und guter Gatte, d. h. ein feiger Bürger, ein irregeleitetes, käufliches Gewissen, eine entartete Vernunft, diese lächerlichen Titel setzt ihr heute auf eure Grabsteine. Rühmt immerhin die Weiber, freut euch nur ihrer Befreiung: sie haben die Spießbürgerei erfunden, haben aus euch ein Geschlecht von Pantoffelhelden gemacht, so daß ihr unter ihrem Joch alle starken Tugenden verlernt habt, deren Namen ihr sogar nicht mehr hören könnt, ohne zu zittern und euch mit vergnüglichem Gruseln noch tiefer in euere knechtischen Gewohnheiten einzumummeln.

Die Weiber haben das Meiste dazu beigetragen, der modernen Welt die Krankheit einzuzimpfen, die an ihr zehrt. Seit Salomonis Zeiten log jeder Mensch; aber damals war die Lüge ein natürliches Laster oder eine augenblickliche Laune, und nicht, wie heute, dank der gesegneten Herrschaft der Weiber, für jeden eine Notwendigkeit und ein Gesetz. Ihr seid stolz darauf, daß ihre Schönheit und ihre Schwäche, die Anbetung, die ihr ihnen entgegenbringt, euch entwaffnen. Aber wer könnte ihrem Drängen widerstehen, ihre Vorwürfe beschwichtigen und sich ihrem Zauber entziehen ohne dieses Mittel, das für sie natürlich und billig, für uns aber schändlich ist? An Geist und Körper zu schwach, um durch Streit oder Kampf den usurpierten Platz zu behaupten, ebenso herrschsüchtig und ehrgeizig wie erbärmlich, müssen sie eine andere Waffe haben. Der Löwe hat Klauen und Gebiß, der Geier seinen Schnabel, der Elefant und der Eber haben ihre Stoßzähne, der Stier seine Hörner, die Sepia^{335a} spritzt ihre Tinte aus, um ihren Feind

³³⁵ Vgl. die ähnliche Äußerung gegenüber Hornstein, S. 218.

^{335a} Tintenschnecke, Gattung des Tintenfisches.

zu töten oder ihm zu entkommen und trübt das Wasser. Sie ist das eigentliche Symbol des Weibes. Wie die Sepia hüllt es sich in Verstellung und schwimmt wohlgenut in der Lüge herum. Aber uns hat die Natur unabhängig geschaffen, und dennoch, wer von uns kann von Unabhängigkeit sprechen, ohne daß ein Weib — nein, alle Weiber! — das Recht hat, zu lächeln? Für das Weib spielen wir von früh bis spät die Komödie der Höflichkeit, tragen Rücksichten zur Schau, die wir unter uns verspotten, verschweigen, was uns empört, und belächeln, was uns mißfällt; für das Weib zwingen wir unseren Mund zu Grimassen, erheucheln einen Glauben, den wir nicht haben, verleugnen unsere Ideen und erröten, daß wir nicht gemein genug sind. Und die teuerste Sorge, welche die Gesellschaft der Weiber unserer Vaterzärtlichkeit einflößt, besteht darin, die Zukunft unserer Kinder zu sichern, indem wir sie früh genug lehren, zu lügen wie wir. Das alles verdanken wir den Weibern. Und nun, Sie wackerer Verteidiger der Liebe, werden Sie nicht sagen, daß ich den Anteil des Weibes am Werke der Civilisation nicht anerkenne.“

Der Philosoph schwieg und betrachtete mich, wie wenn er eine Antwort erwartete; ich war nicht schlagfertig genug, um gleich eine solche zu finden. . . . Nach einer kurzen Pause nahm er wieder das Wort mit einem Ernst, der mich betroffen machte, wie wenn er mir diesmal den Abgrund seines Geistes weisen wollte:

„Nur die Religionen sind groß, die statt den Glücksträumen zu schmeicheln, in welchen der Mensch sich wiegt, und ihn mit trügerischen Versprechungen zu nähren, ihm freiwillige Entsagung predigen. Sie allein haben die hohe Wahrheit erkannt, daß die Seele der Dinge das Nichts ist. Aber wenn sie die Keuschheit anempfehlen, haben sie nicht immer begriffen, was diese Tugend zur obersten aller Tugenden macht, warum es so heroisch ist, der Natur zu widerstehen. Oft sahen sie darin nur einen Kraftaufwand ohne eigentlichen Zweck, das Verdienst, einem phantastischen Gesetz zu gehorchen, eine freiwillige Entbehrung zu ertragen; oder sie verherrlichten im Cölibat eine vage, unver-

ständige Reinheit und machten dadurch den Oekonomisten, Moralisten, Saint-Simonisten, welche die Rechte des Fleisches fordern, und deren Handwerk es ist, Wegweiser zum Glück zu sein, das Spiel allzuleicht. Die Keuschheit ist schön, nicht nur weil sie ein Fasten, sondern weil sie die Weisheit ist, d. h. weil sie die Anschläge der Natur vereitelt.

Ein neugeborenes Kind lag leblos in seiner Wiege; man hatte es mit Zangen dem mütterlichen Schoß entreißen müssen, und nach einer Stunde war es gestorben. Gebrochen weinte die Mutter, weinten die Freunde des Hauses, weinten die Diener. Aber der Vater mußte die seltene Klugheit dieses Kindes bewundern, das sich sträubte, auf die Welt zu kommen, und, als man es gegen seinen Willen ans Licht gezogen, sich schleunigst aus dem Staube machte. Dieser Vater besaß einen männlichen, aber liebevollen, sanften Geist, ein großes Herz, einen durchdringenden Verstand. Er war ein Weiser, dessen Leben voller Taten und voll Ruhmes war: es war Lessing. — Zeigen Sie mir unter den Glücklichen einen Mann, der dieses Namens würdig wäre und nicht beklagte, gelebt zu haben. Wenn Sie ihn nicht finden, so fragen Sie mich nicht mehr, warum ich nicht geheiratet habe. Aus Mitleid für die Söhne, die ich hätte haben können, habe ich mich enthalten.

Den Unwissenden mag verziehen werden, die nicht im Geheimnis sind und noch heiraten, aber ihre Blindheit setzt mich in Erstaunen. Muß man denn lange gelebt und viel gedacht haben, um zu erkennen, daß das Leben uns nur hundertmal gesehene, immer wieder enttäuschende Trugbilder bietet — unsere Zukunft; fruchtlose Erinnerungen, die wir sorgfältig wie ein Elixier aufbewahren, oder schmerzliches Sehnen, das uns wie Würmer zerfrißt — unsere Vergangenheit; und zwischen Zukunft und Vergangenheit ein eisiger oder brennender Punkt, den wir im Augenblick zu verlassen glauben und, ohne es zu wissen, ewig mit uns herumschleppen — denn die Gegenwart sind wir selbst. Der muß gewiß recht stumpfe Sinne haben, der nicht schon bei seinem Eintritt in die Welt merkt, daß hier

jedes Ding nach Schwefel riecht. Und alle Verkleidungen von Menschen und Dingen können nie die offenkundigen Anzeichen eines höllischen Aufenthaltes und teuflischer Bewohner verhehlen. Das Vergnügen ist ein dünnes Häutchen auf einem dicken Satze von Hefe. Die Freude ist vergiftet, die besten Gefühle enthalten einen scheußlichen Wurm, der Ruhm ist ein geräuschvolles Martyrium, Niedrigkeit eine Geißel, Gewohnheit eine unvermeidliche Pest, die jede Lust abstumpft, aber die Stacheln des Schmerzes zuschleift und vergiftet.

Es ist recht unnütz, daß die Zufriedenen oder die Leute, die gute Miene zum bösen Spiel machen, mit uns um das Quantum Schmerz feilschen, das man schließlich doch im Weltall anerkennen muß. Und ohne es an der schuldigen Hochachtung für unseren Freund Leibniz fehlen zu lassen: es ist noch kindischer, sich so viel Mühe zu nehmen, um eine geistreiche Erklärung für diesen Schmerz ausfindig zu machen. Mögen doch diese hartnäckigen Alchymisten ihre Waagen nehmen, ihre Maaße stellen, und wenn sie die Geduld dazu haben, auf ein Körnchen das wenige Böse berechnen, das nach der prächtigen Verwandlung von Blei und Arsen in Gold zurückbleibt; werde ich dadurch weniger leiden? Verstopft euere Ohren bei dem Aechzen, das aus allen Winkeln der Erde in jedem Augenblicke so ungeheuerlich, so durchdringend, so nimmer rastend ertönt wie das Brausen des Meeres; bleibt ferne von den Kerkern und Spitälern, von den Höhlen des Elends und den Kloaken des Lasters, wo der Hunger wütet — und fragt nicht die Reichen und Günstlinge, sondern einzig und allein diejenigen, deren Jahre nach Tugenden gezählt werden; wenn sie behaupten, daß sie glücklich sind, lügen sie und sind schlechte Menschen.

Schlechte Menschen, sage ich Ihnen. Denn solange es ein leidendes Wesen auf der Welt gibt, solange ein Wurm zertreten sich am Wege krümmt, eine Fliege vom Froste überrascht erfriert, eine Spinne aus Mangel an Beute Hungers stirbt, solange wird auch der Mensch, der ein Herz in seiner Brust trägt, mitleiden. Das Mitleid ist zu-

gleich seine Größe und seine Folter, der Widerhall aller menschlichen Schmerzen (nicht aller in einer Menschenseele möglichen Schmerzen), die vorübergehende, aber wirkliche Identifikation seines Seins mit allem, was leidet. Mitleid, Mitgefühl, Erbarmen, Barmherzigkeit, diese Worte, die ein schreckliches Symbol der Weltverwandtschaft sind, und deren gemeinsamer Sinn Schmerz ist, drücken vielleicht das einzige Gefühl aus, das die Menschheit von der Bestialität loskauft. Schmerz dem, der es empfindet, aber Schande und Wehe über den, der es nicht kennt! Die drei Reiche schreien Rache gegen ihn, und alle Sprachen haben ein Wort, um ihn zu brandmarken, den schmähdlichsten, schrecklichsten, gerechtesten aller häßlichen Namen, das Wort Selbstsucht.

Ich bin über sechzig Jahre³³⁶, und während meine Haare ergrauten, habe ich gelernt, wie wenig man auf die menschliche Güte rechnen kann. Selbst Laroche Foucault und Spinoza ist es nicht gelungen, die zügellose Gewalt der Eigenliebe zu übertreiben. Wenn nur zwei Menschen auf der Erde zurückblieben, bin ich fest überzeugt, daß der Stärkere keinen Augenblick zögern würde, seinen einzigen Kameraden totzuschlagen, um sich mit dessen Fett die Stiefel zu schmieren. Was tut's? Der barmherzige Samariter und der Mörder sind trotzdem beide dazu verurteilt, alle Schmerzen mitzuleiden. Bei dem einen Tugend, bei dem anderen Verhängnis, verfolgt sie dieses Gefühl überall hin; sie können sich ihm nicht entziehen, auch wenn sie in die Wüste entfliehen und die Augen vor der Schöpfung verschließen würden.

Schließen Sie daraus, wenn Sie wollen, daß der Mensch, der das Herz am rechten Fleck trägt, das gebrochene Schilfrohr nicht vollends losreißen und den glimmenden Docht nicht zertreten wird. Gehen Sie noch weiter und entnehmen Sie daraus eine Lehre der energischen Arbeit, gegenseitiger Aufopferung, die so erhaben sein wird, wie der antike Stoizismus. Das sind untergeordnete, nebensäch-

³³⁶ In seinem Aufsatz in der *Revue des deux mondes* (vgl. unten S. 362) stellt der Verfasser richtig: „über siebzig Jahre“.

liche Folgerungen. Aufopferung und Arbeit werden die Gestalt des Bösen verwandeln, die Stelle des Schmerzes verändern, aber ihn nicht aus der Welt schaffen. Nur das Ende der Welt ist ihre Rettung; dies Ende vorzubereiten, ist das Werk des Weisen, der große Nutzen des asketischen Lebens. Dem Apostel der Nächstenliebe gelingt es kaum, durch Anstrengung, Almosen, Trost und Wunder eine Familie vom Tode zu retten und so durch seine Wohltaten zu einem langen Todeskampfe zu verdammen; der Asket rettet ganze Geschlechter nicht vom Tode, sondern vom Leben. Sein Beispiel ist ansteckender, als man meint, und hätte schon zwei- oder dreimal die Welt erlöst. Die Weiber haben es nicht gewollt, darum hasse ich sie.“

Noch lange fuhr er fort zu sprechen. Der Saal, in dem wir uns befanden, hatte sich nach und nach geleert, die Kellner schiefen mit den Ellbogen auf den verlassenem Tischen; wir waren allein geblieben. Sei es, daß der Tabakrauch, der die Luft durchschwängerte, mein Hirn angegriffen hatte, oder daß die wunderlichen Reden des alten Mannes mich schließlich betäubten, — unbekannter Schwindel erfaßte mich, je mehr ich mich bemühte, dem seltsamen Grübler zu folgen . . .

Der alte Deutsche hatte kein einzigesmal seine Stellung verändert, und seine Pfeife war nicht ausgegangen . . . Seine gleichmäßige, tiefe Stimme drückte manchmal eine so inbrünstige Ueberzeugung aus, daß sie sich mir mitteilte. Zuweilen färbten sich seine Wangen plötzlich mit leichter Röte, und bei seinen häufigen Pausen schien sein ins Unendliche blickendes Auge zu funkeln und den Glanz des Weltenbrandes widerzuspiegeln.

Trotzdem stieg in mir ein unwillkürlicher Widerspruch auf, aber ich wagte nicht, ihn laut werden zu lassen. Dieser Mann, der nur abschreckend und menschenfeindlich aussah, hatte sich allmählich in meinen Augen zu prophetischer Majestät erhoben, die mich einschüchterte. Ein dritter Gast, der seit einer Stunde sich zu uns gesellt und bis jetzt zugehört hatte, ohne den Mund zu öffnen, warf jetzt, mutiger oder weniger erregt als ich, das Wort „Fortschritt“ ein.

Der Philosoph lächelte trübe, dann erwiderte er nach kurzer Ueberlegung:

„Der Fortschritt ist der Traum des 19. Jahrhunderts, wie die Auferstehung der Toten der Traum des 10. war; jede Zeit hat den ihren. Wird der Mensch weniger klein sein, wenn er sich an dem Berge von Wissenschaft und Reichtum mißt, den dieses Jahrhundert aus den Speichern der Gegenwart und Vergangenheit zusammenscharrt? Elende Emporkömmlinge, die ihr euch bereichert mit Schätzen, die ihr nicht erworben, ihr seid stolz auf Dinge, die euch nicht gehören. Unverschämte Bettler, ihr haltet Nachlese auf dem Felde der ersten Erfinder und plündert ihre Vorratskammern. Vergleicht, wenn ihr es wagt, ihr, die ihr so lächerlich eure Entdeckungen feiert, vergleicht doch die Algebra mit der Sprache, die Buchdruckerkunst mit der Schrift, eure Wissenschaften mit den Beobachtungen und Berechnungen der ersten Menschen, die den Himmel betrachteten, eure Dampfschiffe mit der ersten Barke, der ein Kühner ein Segel und ein Steuer gab! Was sind eure berühmten Ingenieure neben den Wohltätern, die euch das Feuer, den Pflug, die Metalle schenkten! Alles dies habt ihr zu Göttergaben gestempelt und tatet recht daran; warum also seid ihr so anmaßend? Ich sehe die Pyramide wachsen, die ihr nicht begonnen und die ihr nicht vollenden werdet. Aber wird der letzte Arbeiter, der sich stolz auf ihre Spitze stellt, größer sein als derjenige, der den ersten Stein gelegt? Größer als der Baumeister, der den Gedanken und den Plan gefaßt? Erzählen Sie mir nur zum hundertstenmal die langweilige Geschichte, und wenn Ihnen die vergangene Größe nicht genügt, so scheuen Sie sich nicht, zu prophezeien. Lassen Sie den Schauplatz der Szene öfter wechseln, lassen Sie mehr Schauspieler auftreten, lassen Sie Menschenmassen auf die Bühne kommen; erfinden Sie, wenn Ihre Phantasie reich genug dazu ist, neue Peripetien. Diese Geschichten sind wie die Dramen Gozzis: die Motive und Begebenheiten freilich sind in jedem Stücke andere und kommen nie zweimal vor; aber der Geist der Begebenheiten ist derselbe, die vorauszusehende Katastrophe, die Personen bleiben immer

die gleichen. Daher ist nach allen Erfahrungen und Strafen doch Pantalon nicht behender oder freigebiger, Tartaglia nicht gewissenhafter, Brighella nicht beherzter und Colombine nicht sittsamer geworden.³³⁷ Glücklicherweise ist ihr Publikum immer bereit, das Stück vom Tage zu beklatschen, weil es sich des gestrigen nicht mehr erinnert. Mit entzücktem Auge und offenem Munde folgen die Zuschauer ergötzt und erwartungsvoll dem «Fortschritt» der Handlung bis zum Schlusse, dessen Gleichförmigkeit sie überrascht, ohne sie zu entmutigen.“

* Er sprach noch lange über verschiedene Gegenstände und auch über Geistererscheinungen, für die er sich sehr interessirte.

Der alte Philosoph erhob sich. An einer fast unmerklichen Bewegung seiner Lippen glaubte ich zu erraten, daß er sich zwang, seine Gedanken zurückzudämmen, als ob er uns nicht alles sagen dürfe und schweigend ein innerliches Gespräch fortsetzte. Ich fand diese Zurückhaltung etwas spät und sah nicht ein, warum er jetzt schweigen wollte, nachdem er so viel gesagt. Er jedoch verlor sich schnell in einer dunklen Straße und hatte ganz vergessen, daß es selbst unter Philosophen üblich ist, beim Verlassen des Wirthshauses einander „guten Abend“ zu wünschen.

Quelle: Challemeil-Lacour, *Etudes et réflexions d'un pessimiste*, herausgegeben von Reinach 1901; unser Text folgt der deutschen Ausgabe: Studien und Betrachtungen eines Pessimisten, übersetzt von M. Blaustein, Leipzig 1902 (S. 218 f., 55—77, 224), die allerdings an verschiedenen Stellen zu berichtigen war.

Die Studien, mit dem ausführlichen Bericht „Ein Gespräch mit Schopenhauer“, wurden zwischen 1861 und 1869 niedergeschrieben, aber erst nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Zu seinen Lebzeiten hat Challemeil-Lacour nur eine gekürzte Bearbeitung des Gesprächs unter dem Titel *Un Bouddhiste contemporain en Allemagne* (*Revue des deux Mondes* vom 15. März 1870) veröffentlicht, die dann ebenfalls in die posthume Ausgabe aufgenommen wurde. Dieser Bearbeitung sind die drei mit * bezeichneten Absätze des vorliegenden Auszuges entnommen, die

³³⁷ Dieser Vergleich steht ziemlich wörtlich „Welt als Wille und Vorstellung“ I, D I, 215 f.; auch schon in den Philosophischen Vorlesungen (D X, 199 f.) und in den Erstlingsmanuskripten (D XI, 233).

Ergänzungen zu der ursprünglichen Niederschrift enthalten. Alles übrige stammt aus dieser ursprünglichen Fassung, die zwar nicht Schopenhauers Ausdrucksweise, aber doch im allgemeinen seine Gedankengänge trifft und von Gwinner, 3. Aufl., 136, nicht ganz zu Recht mit den völlig aus der Luft gegriffenen Mitteilungen von Ch. Bartholmèß verglichen wird. Allerdings läßt sich der Einwand David Ashers (Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn, Berlin 1871, 95), daß gewisse Teile des Gesprächs „eine bloße Verarbeitung oder Zustutzung der betreffenden Stellen in den Werken Schopenhauer's“ enthalten, nicht durchaus von der Hand weisen.

Paul Armand Challemeil-Lacour (1827—1896), 1876 Senator, 1879 Gesandter in Bern, 1880 Botschafter in London, verwickelte 1883 als Minister des Äußern Frankreich in den Krieg mit China, 1893 Mitglied der Akademie und Senatspräsident; einer der besten Kenner deutscher Philosophie, übersetzte H. Ritters „Geschichte der neuern Philosophie“ (1861, 3 Bde.) und schrieb außer den obengenannten *Etudes et réflexions* noch *La philosophie individualiste, étude sur Guillaume de Humboldt* (1864) und *Oeuvres oratoires* (1897). Vgl. auch die biographischen Notizen von A. Baillot, XIX. Jahrb. 1932, 278 f.

Mit Graf Alexandre Foucher de Careil

1859.

Schopenhauer empfing mich so, wie er alle Franzosen empfangen hatte, mit Ausnahme von Alexander Weill, der als Elsässer³³⁸ von ihm für einen Deutschen genommen wurde. Sein anfänglich etwas fremdartiges Gespräch zog mich lebhaft an. Dieser emsige Leser der *Times* und geist-sprühende Causeur war zugleich ein tiefer Denker. Sein glückliches Gedächtnis, mit dem er niemals prunkte, an dessen Ausbildung er vielmehr unablässig arbeitete, war nur die geringste der Gaben, die er der Natur und seiner Erziehung zu verdanken hatte. Seine tiefe Gelehrsamkeit hatte nichts Pedantisches an sich, und trotzdem besaß er die Bücherweisheit Montaignes. In seiner Bibliothek sah ich ungefähr 3000 Bände, die er, im Gegensatz zu unseren modernen Liebhabern, fast alle gelesen hatte; es waren wenig

³³⁸ In der deutschen Ausgabe: „der als Jude auf ihn einen schlechten Eindruck machte“. Schopenhauer verübelte Weill seine schlechten Übersetzungen aus der „Ethik“; vgl. S. 308 f.

deutsche darunter, viele englische, einige italienische, meistens aber französische. Als Beispiel führe ich nur die Diamantausgabe von Chamfort^{338a} an; er bemerkte, daß nach Kant Helvetius und Cabanis in seinem Leben Epoche gemacht hatten. Richtig ist, daß er ihnen Gedanken entnahm wie etwa den folgenden: „Die großen Staaten, in denen wir leben, kümmern sich wenig darum, unseren Geist zu erwecken, weil sie nicht der großen Geister bedürfen; sie erhalten sich durch ihre eigene Masse.“³³⁹ Erwähnen wir im Vorübergehen noch einen Rabelais, ein in Deutschland seltenes Buch^{339a}, und eine *Ars crepitandi*, ein Werk, das man nur hier verzeichnet findet . . .

Als ich Schopenhauer 1859 zum ersten Male an der Table d'hôte im Englischen Hofe zu Frankfurt sah, war er bereits ein Greis. Sein blaues, lebhaftes Auge, seine dünne Lippe, die ein feines, sarkastisches Lächeln umspielte, seine große, von zwei weißen Haarlocken eingerahmte Stirn drückten der von Geist und Bosheit sprühenden Physiognomie das Siegel des Adels und der Vornehmheit auf. Seine Kleider, seine Spitzenkrause, seine weiße Halsbinde erinnerten an einen Greis aus dem Ende des Zeitalters Ludwigs XV.; seine Manieren waren die eines Mannes aus guter Gesellschaft. Sehr zurückhaltend und von einer bis zum Mißtrauen ängstlichen Natur, verkehrte er bloß mit seinen engsten Freunden und mit den Fremden, die durch Frankfurt kamen. Seine lebhaften Bewegungen wurden in der Konversation oft außerordentlich heftig. Er haßte eitle Wortgefechte, dafür wußte er umsomehr den Reiz eines gründlichen und geistvollen Gesprächs zu würdigen. Er beherrschte und sprach mit gleicher Fertigkeit vier Sprachen: das Französische, Englische, Deutsche, Italienische

^{338a} *Chamfort, œuvres*, 4 vols. Paris 1790 (Verzeichnis der von A. Schopenhauer hinterlassenen Bibliothek, Nr. 824).

³³⁹ Helvetius, *De l'esprit*, IV 17.

^{339a} Schopenhauer besaß zwei Rabelais-Ausgaben: die 1653 ohne Ortsangabe erschienene und die Amsterdamer Ausgabe von 1752: Nr. 819 und 820 des angegebenen Verzeichnisses. Eine *Ars crepitandi* ist dagegen in diesem Verzeichnis nicht aufgeführt.

und so ziemlich auch das Spanische. Wenn er sprach, verbrämte er den etwas rauhen deutschen Canevas mit seinen glänzenden lateinischen, griechischen, französischen, englischen und italienischen Arabesken. Schwung, Knappheit und witzige Einfälle, Zitatenreichtum und Sorgfalt in den Einzelheiten ließen die Stunden im Fluge dahingleiten; der kleine Kreis seiner Freunde lauschte ihm manchmal bis Mitternacht, ohne daß einen Augenblick sich Müdigkeit bemerkbar machte oder das Feuer seines Blickes erlosch. Seine ausdrucksvollen Worte fesselten die Zuhörer, sie malten und analysierten zugleich; ein Hauch von Empfindsamkeit vermehrte noch das Feuer seiner Beredsamkeit, die jeden Gegenstand mit gleicher Klarheit und Genauigkeit behandelte. Ein Deutscher, der viel in Abyssinien gereist war, war ganz erstaunt, als ihm Schopenhauer eines Tages die verschiedenen Arten der Krokodile und ihre Gewohnheiten so genau schilderte, daß er glaubte, es mit einem alten Reisegefährten zu tun zu haben.³⁴⁰

Glücklich diejenigen, denen es vergönnt war, diesen letzten Causeur aus dem Zeitalter des 18. Jahrhunderts zu hören! Er war in dieser Hinsicht ein Zeitgenosse Voltaires und Diderots, Helvetius' und Chamforts.

³⁴⁰ Der Naturforscher Dr. Eduard Rüppell (1794—1884), der 1830 bis 1834 Abessinien erforschte. Er wird auch in den Mitteilungen Jordans, S. 197 erwähnt, ebenso bei Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben, 1875, 127. Vielleicht verdankt Schopenhauer ihm die Kenntnis des in der Welt als Wille und Vorstellung II (D II, 254) zitierten Spruches „des Abyssiniers Fit Arari“: „Der Demant ist unter den Quarzen verfehmt.“ (fehlt in der 2. Aufl. von 1844); vielleicht auch die Kenntnis des zuerst am 17. August 1855 gegenüber Frauenstädt zitierten abessinischen Sprichworts: „Wenn der Nil erst in Kahira ist, wird es keiner Dembea (einströmender Fluß) mehr gelingen, ihn zu fesseln.“ Auch die Notiz, daß die Abessinier „die dem lebenden Thiere herausgeschnittenen, noch warmen und zuckenden Stücke“ verzehren (D II, 74), könnte auf Rüppell zurückgehen, dessen „Reise in Abyssinien“, 2 Bde., Frankfurt 1838 und 1840, verschiedene Notizen über diesen Brauch enthält: Bd. II, 144, 189 und, mit fast wörtlicher Entsprechung, 249 („Dann ward ein Ochs geschlachtet, und das blutwarme und noch zuckende Fleisch desselben roh verzehrt“).

Ich konnte sehen, wie er bei dem Gedanken aufleuchtete, daß der physiologische Kommentar für seine Lehre vom Willen sich in dem mit Recht berühmten Werk Bichats *Sur la vie et la mort* finde³⁴¹; ich hörte ihn über die Trägheit oder Sorglosigkeit meiner Landsleute schelten, die nicht stolz genug auf den Ruhm Bichats seien, und gleich Saint-Marc Girardin beklagte er auf's tiefste den Vandalismus, mit dem man den Turm Saint-Jean de Latran zerstörte und so den letzten Zeugen der Arbeiten unseres großen Anatomen vernichtete.

„Die Franzosen“, sagte er zu mir, „sollten diesem großen Manne Altäre errichten. Bichat hat durch seine Unterscheidung des organischen und animalischen, des unpersönlichen und persönlichen Lebens der Philosophie eine neue und weite Bahn geöffnet. Hören Sie den Ausspruch Ihres großen Anatomen, der in goldenen Lettern über alle unsere medizinischen Schulen geschrieben zu werden verdient: «Es ist sicher erstaunlich, daß die Leidenschaften weder ihr Ziel noch ihren Ursprung in den verschiedenen Organen des animalischen Lebens haben und daß sie beständig diejenigen des inneren Lebens berühren. Dies beweist uns jedoch die genaue Beobachtung von Tag zu Tag mehr. Das organische Leben ist das Endziel, in das die Leidenschaften auslaufen, und der Mittelpunkt, von dem sie ausgehen.»³⁴² Stellen Sie sich meine Freude vor, als ich nach dreißigjähriger philosophischer und wissenschaftlicher Vereinsamung auf diesen göttlichen Geist gestoßen bin, der im menschlichen Körper alles das gelesen hat, was mir die philosophischen Beobachtungen meines ganzen Lebens enthüllt haben. Denn die These, welche ich aufstelle und welche mein Ruhmestitel bei der Nachwelt bleiben wird, ist dieselbe, die Bichat in seinem berühmten Buche: *Sur la vie et la mort* verteidigt hat. Nur die Worte sind andere, der Grund ist derselbe. Meine Lehre vom Charakter und von

³⁴¹ Darüber vgl. Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 20 mit der Anmerkung zu dem über Bichat Gesagten (D II, 296 ff.).

³⁴² Ungenaues Zitat aus Bichat, *Sur la vie et la mort*, I, Art. 6, p. 50; genau in der Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 297.

der Freiheit, die sich daraus herleitet, ist im Keim schon in Bichat enthalten. Da der Charakter nach ihm die moralische Physiognomie der Leidenschaften ist und das Temperament die der inneren Funktionen, und beide im innigsten Zusammenhange mit dem organischen Leben stehen, so hat er wie ich eingesehen, daß der Charakter und das Temperament sich nicht ändern und durch die Erziehung nicht umgestaltet werden können. Die Erziehung kann zwar das Leben des Intellekts stärken, um es gegen die blinden Triebe des organischen Lebens widerstandsfähiger zu machen, aber dasselbe von Grund aus zu verändern, ist unmöglich. Ich bin auf Ihren Flourens, dessen Arbeiten ich übrigens schätze, sehr böse, daß er, um die entgegengesetzte These von der Identität der Moral und des Verstandes zu beweisen, die alten, verrufenen Irrtümer Descartes' und Galls aufgenommen hat: Descartes', der aus unseren Leidenschaften Gedanken, und was für Gedanken! machte, und Galls, der die Moral auf den Verstand und beide auf's Gehirn zurückführte, wo er unsere Laster und Tugenden in kleinen Zellen, so groß wie ein Sechsfrankenstück, einquartierte. Ihr gelehrter Sekretär der Akademie der Wissenschaften kann dieselben hundert Mal mit einander vermengen, die Natur hat für ihre Trennung genügend Sorge getragen.“

„Glauben Sie“, sagte er mir bei unserer Unterredung in Frankfurt, „daß, wenn wir im Stande wären, in voller Freiheit die Räume dieser Welt zu durchheilen, wir die Hypothese und die Rechnung zu Hilfe nähmen, um die wahre Bewegung der Planeten, die Gesetze, denen sie folgen, und die Ursachen, durch die sie erzeugt werden, kennen zu lernen?“

„Ich habe das Glück gehabt“, sagte er mir, „in die Veden eingeweiht zu werden, zu denen mir der Eintritt durch die Upanischen eröffnet wurde. Das war eine große Wohltat für mich, denn nach meiner Meinung ist dieses Jahrhundert berufen, von der Sanskritliteratur denselben Einfluß zu empfangen, den das 16. Jahrhundert von der Renaissance der Griechen empfangen hat.“

Quelle: A. Foucher de Careil, *Hegel et Schopenhauer. Etudes sur la philosophie allemande moderne depuis Kant jusqu'à nos jours*, Paris 1862, 173—176, 239—241, 283, 308. Die deutsche Ausgabe von J. Singer, Hegel und Schopenhauer, Wien 1888, konnte unserem Text nur teilweise zugrunde gelegt werden, da der Übersetzer sich nicht nur zahlreiche Ungenauigkeiten hat zuschulden kommen lassen, sondern auch eigenmächtige Änderungen und Zusätze vorgenommen hat. (Die von uns gebrachten Stellen stehen in der deutschen Ausgabe, 193—196, 261—263, 277, 339.)

Gegen die Glaubwürdigkeit des ersten Gesprächs hat schon David Asher (Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn, Berlin 1871, 93) geltend gemacht, daß es sich, ähnlich wie bei Challemeil-Lacour, um eine in Frankreich übliche „Einkleidung eines Auszugs aus einem Werke in die Gestalt eines Gesprächs“ zu handeln scheine.

Louis Alexandre Foucher de Careil (1826—1891), französischer Diplomat und Philosophiehistoriker, seit 1876 Senator, 1883—1886 Botschafter in Wien, schrieb außer dem oben genannten Werk u. a.: *Leibniz, Descartes et Spinoza* (1863), *Gathe et son œuvre* (1865), *Descartes, la princesse Elisabeth et la reine Christine* (1879). Außerdem gab er *Lettres et opuscules inédits de Leibniz* (1854) heraus, ein Werk, das Schopenhauer besaß und mit zahlreichen Randglossen versah (vgl. Grisebach, *Edita et Inedita*, 86 ff.), ferner *Oeuvres de Leibniz* (1859—1875, 7 Bde.). Vgl. auch die biographischen Notizen A. Baillots im XIX. Jahrb. 1932, 278.

Mit Justizrat Knorr

19. August 1860.

Es war Sonntag am 19. August 1860, . . . als ich meine Anwesenheit in Frankfurt a. M. zu einem Besuche bei ihm zu benutzen beschloß . . . Um ihn in seinen Arbeiten nicht zu stören begab ich mich erst gegen Mittag in seine . . . Wohnung. Seine Wirthin meldete mich an, ich wurde eingelassen und nachdem ich mit einigen Worten angekündigt hatte, wie ich meine Anwesenheit in Frankfurt nicht unbenutzt lassen könne, einen so berühmten Philosophen kennen zu lernen und ihm meine Hochachtung zu bezeugen, entnahm ich aus der Antwort sofort, daß ich nicht gelegen komme; er habe nur wenig Zeit für mich übrig, erwarte seinen Barbier und müsse dann noch dies und jenes thun . . . Ich erwiderte dann, daß ich nicht lange stören werde, wurde zum Sitzen genöthigt und nach meiner Heimath und son-

stigen allgemeinen persönlichen Verhältnissen gefragt. Als ich meinen Wohnsitz in der Provinz Preußen und als die Universität, die ich besucht, Königsberg genannt, kam die Rede sofort auf Kant. Schopenhauer führte mich vor eine auf dem Bücherschranke seines Schreibtisches stehende Büste Kants und fragte mich: ob dieselbe dem großen Philosophen wohl ähnlich sei. Ich erwiderte ihm, daß ich denselben nicht mehr gekannt, da ich erst 4 Jahre nach seinem Tode geboren sei [d. i. 1808], daß ihn aber mein Vater gekannt und gehört und daß die Büste ganz ähnlich derjenigen sei, die, von Marmor, in der Aula des Königsberger Universitäts-Gebäudes, des Albertinums, stehe, und von der alle, die Kant gekannt, — darunter mein Vater, — behaupteten, daß sie dem großen Philosophen ganz ähnlich sei. Auf seine Bemerkung, daß er sich den Gesichtsausdruck eines solchen Geistes, wie Kant, ganz anders gedacht habe, ließ er den Einwurf gelten, daß ja nicht bloß das Denken, sondern auch manches andere in der Vorstellung auf Bildung des Gesichtsausdruckes einwirke. Ich wäre damit wahrscheinlich am Ende meines Besuches angelangt gewesen, wenn ich nicht das Gespräch auf das Denkmal gebracht hätte, welches in Königsberg Kant gesetzt werden sollte und für welches eben Beiträge gesammelt wurden. Ein Mitglied des Magistrats in Danzig hatte mir mitgeteilt, daß der Oberpräsident der Provinz Preußen in einem Schreiben an den Magistrat, die Stadt Danzig, die „Vaterstadt des größten Schülers Kants, Schopenhauers“, aufgefordert hatte auch einen Beitrag für das Denkmal herzugeben. Als ich ihm das erzählt, war Schopenhauer plötzlich umgewandelt, er hatte nun Zeit genug für mich übrig und fragte mich sichtlich angenehm überrascht, ob ich ihm die Nachricht verbürgen könne, was ich bejahte, da sie mir von einem völlig zuverlässigen Freunde, dem Syndikus des Danziger Magistrats gemacht sei. „Sehen Sie“, sagte er, „wenn ein so hochgestellter Beamter, wie ein Oberpräsident, einen solchen Ausspruch thut, so ist das von Wichtigkeit, und zeigt, daß meine Philosophie auch in den höheren Beamtenkreisen Beachtung und Anhänger findet.“

Die ihm augenscheinlich im hohen Maaße erfreuliche Thatsache und deren Sicherheit wurde noch des Weiteren besprochen und ich sah mich außer Stande das Gespräch davon ab und auf den eigentlichen Zweck meines Besuches zu lenken und das um so mehr, als Schopenhauer mir als Beleg für die Aufmerksamkeit, die er und seine Philosophie jetzt errege, mittheilte, daß ein junges Mädchen, — „eine Verwandte des berühmten Marschall Ney“ — nur in der Absicht nach Frankfurt gekommen sei, seine Büste zu modelliren. Dieselbe sei fertig und werde in der am 1. September beginnenden Kunstausstellung in Berlin ausgestellt sein. Zweimal forderte er mich auf bei meiner Durchreise in Berlin ja die Ausstellung zu besuchen und die Büste zu sehen, was ich ihm versprechen mußte, leider aber später nicht halten konnte, da mich die Verhältnisse nöthigten, schon vor dem 1. September Berlin zu verlassen. Auch dieser Gegenstand wurde des Weiteren besprochen, es war darüber die Mittagszeit herangekommen und Schopenhauer zeigte deutlich, daß er nun für mich keine Zeit mehr habe, ich sah mich genöthigt, abzubrechen und mich zu empfehlen.

Quelle: Philosophische Monatshefte, herausgegeben von Ascherson, Bergmann, Bratuscheck, IX. Jahrgang, Berlin 1873, 432 ff.

Mit Julius Baumann

Ende August 1860.

Das Gespräch kam auf Trendelenburg's „Logische Untersuchungen“, die Schopenhauer gelesen hatte: er sprach sich ungünstig darüber aus. Von Lotze hatte er nur die „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens“ [1851] gelesen.³⁴³ „Der Mensch leugnet die Lebenskraft!“ rief er aus. „Sehen Sie nur einen Grashalm an, so haben Sie die Lebenskraft.“ Er zeigte dem Besucher seine Buddha-Statuette und die in seinem Zimmer aufgehängten Bilder. „In

³⁴³ In seinem Brief an Frauenstädt vom 12. Oktober 1852 beweist Schopenhauer auch eine genaue Kenntnis von Lotzes „Medicinischer Psychologie oder Physiologie der Seele“, 1852.

Böhmen“, sagte er, „wohnt ein Mann, der bekränzt täglich mein Bild frisch. Ist das nicht schön?“³⁴⁴

Quelle: E. Grisebach, Schopenhauer. Gespräche und Selbstgespräche, 1. Aufl., 90; 2. Aufl., 114.³⁴⁵

Baumann hat Grisebach auch erzählt, daß Schopenhauer einmal, als er Sonntags die Leute zur Kirche strömen sah, ausgerufen habe: „Da seht nun die Menschen, wie sie hingehn, um dem lieben Gott zu danken, daß er ihnen Hungersnoth, Krieg und Pestilenz schickt!“ (2. Aufl., 156).

Julius Baumann (1837—1916), geboren zu Frankfurt a. M., Gymnasiallehrer in Berlin und Frankfurt, seit 1869 Philosophieprofessor in Göttingen, Schüler Lotzes; schrieb u. a.: Die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik in der neueren Philosophie, 2 Bde., Berlin 1868/69; Philosophie als Orientirung über die Welt, Leipzig 1872; Sechs Vorträge aus dem Gebiete der praktischen Philosophie, Leipzig 1874; Geschichte der Philosophie nach Ideengehalt und Beweisen, Gotha 1890; Einführung in die Pädagogik, Leipzig 1890; Elemente der Philosophie, Leipzig 1891; Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre, Leipzig 1898; Neuchristenthum und reale Religion, Bonn 1901. Keines dieser Werke verrät irgendwelche Kenntnis der Schopenhauerschen Philosophie. Lediglich in den Sechs Vorträgen findet sich (S. 135) eine belanglose Erwähnung Schopenhauers, und in der Geschichte der Philosophie (1890) sind ihm ein paar Seiten zwischen — Beneke und Feuerbach eingeräumt.

Mit Karl Altmüller

8. September 1860.

Am 8. September dieses Jahres benutzte ich eine flüchtige Anwesenheit in Frankfurt a. M. und besuchte Schopenhauer Ich wünschte seit geraumer Zeit seine Rechtstheorien einer Kritik zu unterziehen. Für diese schien mir ein „offener Brief“ an Schopenhauer die zweckmäßigste Form. Da ich ihn nun aufs gründlichste verehere, wollte ich im voraus meinen Angriff ankündigen, und, wenn möglich, der Verzeihung des Angegriffenen sicher sein Die alte Haushälterin, der ich meinen Namen und mein Begehrt

³⁴⁴ Vgl. Brief an Asher vom 18. August 1860: „In Böhmen ist ein Herr, der, nach eigener Aeußerung, mein Bildniß alle Tage frisch bekränzt!“

³⁴⁵ Nach mündlichen Mitteilungen Professor Baumanns.

kund that, meldete mich an, und einige Minuten später saß ich neben dem Philosophen auf dem Sopha. Ich trug ihm mein Anliegen vor, worauf er mich mit scharfen Augen ansah und sagte: Es steht jedem frei zu schreiben, was er will. Ehe Sie jedoch die Sache erörtern, lesen Sie, das rathe ich, genau die zweite Auflage von meiner Schrift über die beiden Grundprobleme der Ethik, die in den nächsten Wochen erscheint. Er sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf und holte von seinem Schreibtisch die ersten Correcturbogen. Ich fragte, ob er eine neue Vorrede dazu geschrieben habe

Ja wohl, sagte er, und eine Art kindlicher Freude (wenn ich so sagen darf) überflog sein Gesicht. Die dänische Akademie bekommt ihr Theil wieder. Dumm sein ist *juris gentium*³⁴⁶, aber eine Akademie hat auf dies Privileg von vorneherein verzichtet. Es soll ihr eingetränkt werden, daß die königl. dänische bei mir dennoch davon Gebrauch gemacht hat.

Die Kopenhagener Societät der Wissenschaften verwarf 1840 eine Schrift Schopenhauer's über das „Fundament der Moral“, mit welcher dieser sich um den von der Akademie ausgesetzten Preis beworben hatte. Die Arbeit, hieß es in der Censur, sei keine Antwort auf die gestellte Frage. Schon in der ersten Ausgabe jener Abhandlung hatte Schopenhauer nun nachgewiesen, daß die Akademie leugne, gefragt zu haben, was sie gefragt habe, und gefragt zu haben behaupte, was sie durchaus nicht gefragt habe. Es hatte dabei furchtbare Schläge auf die Häupter der Societät geregnet. Schopenhauer ging ihr darin mit all seinen furchtbaren Waffen der logischen Consequenz, des bittersten Sarkasmus, eines wahrhaft grausamen Hohnes zu Leibe. Er ließ mich nun einen flüchtigen Blick in die Vorrede zur zweiten Ausgabe werfen. Da waren wieder arge Dinge zu

³⁴⁶ *Ineptire est juris gentium*, ein von Schopenhauer oft gebrauchter Ausspruch; schon unter den Maximen der Briefftasche aus dem letzten Berliner Jahr (Nr. 20) — vgl. den Abdruck im XVII. Jahrb. 1930, 177 ff., wo noch weitere Belegstellen, z. T. mit der Variante *desipere*, aufgeführt sind.

lesen. Auf Midas-Urtheil, hieß es unter anderem, folge Midas-Schicksal. Keine gravitätischen Gesichter und vornehmen Mienen könnten helfen. Wie dicke Perrücken man auch aufsetze — es fehle doch nicht an indiscreten Barbieren, an indiscretem Schilfrohr, ja, heutzutage nehme man sich nicht die Mühe, dazu erst ein Loch in die Erde zu graben. Am Schluß dieser Philippika bekommen dann die deutschen Philosophieprofessoren aufs neue einen Denkartzettel, der mit der malitiösen Bemerkung schließt: diese Herren verdienten sämmtlich, Mitglieder der dänischen königlichen Akademie zu werden. Dies animose Vorwort ist Schopenhauer's Schwanengesang gewesen.

Ich machte die unmaßgebliche Anmerkung, daß ich seine Züchtigung gerechter gefunden hätte, wenn Schopenhauer einfach die Namen der derzeitigen Mitglieder jener Societät genannt und auf diese seine Geißelhiebe beschränkt haben würde. Denn, indem er die Akademie als solche angegriffen, werde die Schmach für dieselbe perpetuirt und sei, so zu sagen, eine Erbsünde, an der auch schuldlose Nachkommen der eigentlich Incriminirten krankem würden. Er wollte davon nichts wissen. Während er über seine dänischen und deutschen Gegner eine für diese wenig erbauliche Standrede hielt, die mir bewies, daß er nicht nur mit der Feder zu persiffliren verstand, hatte ich Muße, sein Äußeres ein wenig ins Auge zu fassen. Vor allem war ich auf seinen Schädelbau gespannt gewesen. Denn ich hatte in der Erinnerung folgende Stelle seiner Schriften: „Von allen ächten Philosophen gilt: nur aus ihren eigenen Schriften lernt man sie kennen; nicht aus den Berichten Anderer. Denn die Gedanken jener außerordentlichen Geister können die Filtration durch den gewöhnlichen Kopf hindurch nicht vertragen. Geboren hinter den breiten, hohen, schön gewölbten Stirnen, unter welchen strahlende Augen hervorleuchten, kommen sie, wenn versetzt in die enge Behausung und niedrige Bedachung der engen, gedrückten, dickwändigen Schädel, aus welchen stumpfe, auf persönliche Zwecke gerichtete Blicke hervorspähen, um alle Kraft und alles Leben, und sehen sich selber nicht mehr ähnlich. Ja, man

kann sagen, diese Art Köpfe wirken wie unebene Spiegel, in denen Alles sich verrenkt, verzerrt, das Ebenmaaß seiner Schönheit verliert und eine Fratze darstellt.“³⁴⁷

So etwas schreibt Niemand, der nicht selbst eine von den breiten, hohen, schöngewölbten Stirnen und strahlende Augen aufzuweisen hat. Schopenhauer hatte es. Über seinen Augen, die aus dem 72jährigen Haupte noch hell genug blitzten, sprangen jene Protuberanzen, jene Denkbeulen hervor, die sicherer als irgend ein anderes physisches Zeichen hohe Begabung des Geistes ankündigen. Seine Stirn war breit und hoch. Der Mund trat aufgeworfen und trotzig hervor. Von Natur war Schopenhauer nicht groß. Seine Kleidung — er war in einen grauen Rock und leinene Beinkleider gekleidet — deutete auf Reinlichkeit. Im Zimmer herrschte vollkommene Ordnung, dieser seltene Gast in Gelehrtenstuben. Die Wände waren seltsamer Weise fast ausschließlich mit Hunde-Porträts behangen. Ich fragte ihn, ob er mit diesem Schmuck satirische Beziehungen auszudrücken beabsichtige. Ja die Hunde, rief er und sprang lebhaft von seinem Sitze auf. Da haben sie in der Münchener Zeitung geschrieben: Er haßt die Menschen und ist von einem Rudel Hunde umgeben.³⁴⁸ Ich habe einen schönen Pudel, das ist einer meiner besten Freunde; Goethe hatte sehr Unrecht, wenn er den Hund einen so erbärmlichen Wicht nennt wie den Menschen, ich habe es bereits in einer Antistrophe zum 73. venitianischen Epigramm ausgesprochen:

Wundern kann es mich nicht, daß manche die Hunde verleumdten,
Denn es beschämte zu oft leider den Menschen der Hund.

Ich weiß nicht mehr, wie die Rede von den Hunden auf Schopenhauer's Gegner kam. Er holte einen Aufsatz von

³⁴⁷ Welt als Wille und Vorstellung I, D I, S. XXXVIII.

³⁴⁸ Die Stelle findet sich in einer Rezension der 3. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ im Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung Nr. 8, vom 10. Januar 1860. Vgl. Schopenhauers Brief an v. Doß vom 1. März 1860: „Das am Schluß jener abgeschmackten Recension . . . erwähnte Rudel Hunde besteht aus den Hundekupferstichen ringsum in meinem Zimmer: diese hat irgend ein Fremder bemerkt, u. in der Tradition haben sie sich allmählig belebt.“

Rosenkranz herbei, in welchem dieser unter Anderem behauptet, Schopenhauer habe Jesum Christum einen Lügner genannt. Die Sache verhält sich so: Schopenhauer beweist in seiner Abhandlung über das Fundament der Moral³⁴⁹, daß nicht nur die wirkliche Nothlüge erlaubt sei, sondern daß es auch vollkommen moralisch und sittlich sei, die Unwahrheit zur Abwehr unbefugter Neugier auszusagen. Jede Lüge sei Unrecht, ausgenommen die zur Nothwehr gegen Gewalt oder List angewendete. Unter den Belegstücken hiefür zieht Schopenhauer auch die Stelle Joh. 7, 8. an, in welcher erzählt wird, daß Christus seinen Brüdern sagte, er wolle nicht zum Feste nach Judäa ziehen, und dann hinterdrein heimlich doch zum Feste ging. Es liegt auf der Hand, daß jene Lüge, die Schopenhauer eine erlaubte nennt, gar keine ist, weil ihr eben das bei jeder Lüge unerläßliche Motiv fehlt, einen andern durch unwahre Angabe zu eigenen Zwecken zu bestimmen. Daher es mindestens von einem großen Mißverständniß bei Rosenkranz zeugt, wenn er jenes Citat zur Beschuldigung Schopenhauer's als eines blasphemischen Plaideurs für die Lüge benutzt hat.

Indem das Gespräch auf seinen Eingang, nämlich auf die Strafrechtstheorie zurückkam, geriethen wir auf das Thema der Imputabilität eines Verbrechens. Ich erzählte den merkwürdigen Criminalfall, der im jüngsten Band des neuen Pitaval mitgetheilt ist und von einer seltenen Stärke und Dauer des Rachegefühls Zeugniß gibt (Christian Nehring). Das brachte Schopenhauer auf eins seiner Lieblingsprobleme, auf die Idealität der Zeit, und von dieser lag der Übergang zu Kant nahe. Ich fragte, woher es wohl gekommen sei, daß Kant so außerordentlich schwerfällig schrieb, während er, Schopenhauer, die schwierigsten Materien faßlich vorzutragen verstehe. Schopenhauer leitete Kant's schlechten Styl aus der Mühseligkeit seines Bildungsganges ab, aus der Armuth des Sattlersohnes, die ihm jeden geistigen Erwerb unsäglich erschwert habe, also daß er die Zeit seines Lebens nicht es fertig brachte, ganz der Sprache Herr zu werden.

³⁴⁹ Die beiden Grundprobleme der Ethik, D III, 695.

Mir ist es besser geworden, rief der Philosoph. Keinem haben die Verhältnisse mehr unter die Arme gegriffen als mir. Mein Vater hatte beschlossen, mir eine vollendete Bildung angedeihen zu lassen. Mit sechzehn Jahren mußte ich reisen. Alles Wichtige sollte ich sehen, die Hauptsprachen Europa's, lebende und todte, sollte ich sprechen lernen wie ein Eingeborener. Keinerlei Obscurantismus — religiöser oder politischer Art — durfte an mich heran. So ist es gekommen, daß ich der wichtigsten neueren Sprachen vollkommener Herr bin, daß mich Engländer für einen ihrer Nation, Italiener gleicherweise und Franzosen nicht minder für einen Landsmann auf Reisen nahmen. Je mehr fremde Sprachen einer kennt, desto besser weiß er seine eigene zu handhaben. Dazu kommt mein unausgesetzter Verkehr mit den Alten, von denen man besser schreiben lernt als von irgend einem der Neueren.

Mich freute das dankbare Geständniß des greisen Mannes, daß er so viel von den Gaben eines günstigen Geschickes empfangen. Es ist eine der häufigsten Täuschungen derer, die, im Schooße des äußeren Wohlseins sitzend, Ausgezeichnetes geleistet haben, daß sie den Verhältnissen den geringsten Theil daran zumessen.

Es lag ein Brief vor uns auf dem Tisch. Schopenhauer zeigte ihn mir. Ein kurhessischer Pfarrer (!) wollte von ihm seine philosophischen Manuscripte bei einem Verleger untergebracht haben.³⁵⁰ Ich werde ihm nicht antworten, sagte Schopenhauer, solchen Menschen antworte ich nie. Aber zwei anderen meiner Anhänger habe ich gestern geschrieben. Wer meinen Sie, daß die sind? Zwei [österreich]ische Cadetten sind es.³⁵¹ Die haben mir geschrieben, daß sie heimlich bei Nacht und Nebel meine Schriften studiren und da-

³⁵⁰ Der Brief ist von Pfarrer Schwerdt aus Sachsenhausen bei Treysa (Kurhessen) und datiert vom 26. August 1860 (heute im Schopenhauer-Archiv in Frankfurt). Schwerdt scheint sich darin auf eine persönliche Bekanntschaft mit Schopenhauer zu beziehen: „In Folge Ihrer Anregung habe ich mich näher mit dem Buddhismus beschäftigt.“

³⁵¹ M. Sikić und C. Schramek, Schüler der Militärakademie in Weißkirchen. Schopenhauers Brief ist am 1. September 1860 geschrieben.

von allerlei Scrupel bekommen haben, die sollt' ich ihnen lösen. Denen habe ich geantwortet, ganz ausführlich, und den Brief, wie sie baten, unter einer Chiffre-Adresse *poste restante* abgehen lassen. Ich besitze gar wunderliche Verehrer, z. B. einen Stellmacher in Hameln an der Weser.³⁵² Wissen Sie, was ein Stellmacher ist? Solche Leute machen mir Freude; denen ist's um die Sache zu thun, den Schmie-rern aber, denen ich ihre Machwerke an den Mann bringen soll, nur um ihre eigene Person.

Das Gespräch kam in seinem Verlauf noch auf die verschiedensten Dinge; auf den Materialismus, den Schopenhauer köstlich persifflirte, auf seinen Dresdener Aufenthalt in den zwanziger Jahren, auf Humboldt, auf die *generatio aequivoca*, die Schopenhauer mit Leidenschaft verfiicht und wegen deren Bekämpfung er namentlich Flourens³⁵³ arg mitnahm. Er theilte mit, daß die Urzeugung ganz neuerdings der Pariser Akademie der Wissenschaften von einem ihrer Mitglieder auf das unwiderleglichste dargethan sei. Auch Goethe's Farbenlehre kam zur Sprache und Schopenhauer's eigene sie betreffende Untersuchungen.

Dies alles besprach der alte Herr mit einer Lebhaftigkeit, die seinen Taufschein Lügen zu strafen schien. Er gestikulirte mit den Händen, seine Rede strömte rasch dahin, die seltene Gewalt der Sprache, die ihm in schriftlicher Mittheilung eigen war, verleugnete sich auch in der mündlichen nicht. Über seinem Schreibtisch, auf dem ein gewaltiger Foliant aufgeschlagen lag, stand eine Büste von Kant, daneben eine Schopenhauer's. Eine Großnichte des Marschall Ney hat sie modellirt. Sie mag vor einiger Zeit ähnlicher dem Original gewesen sein, als sie jetzt war. Ich habe seitdem, sagte der Philosoph, meine Zähne verloren,

³⁵² Heinrich Jürgens; vgl. Gespräch mit Becker, S. 72.

³⁵³ Marie Jean Pierre Flourens (1794—1867), französischer Physiolog. Seine Entdeckung der Funktionen des großen und kleinen Gehirns veranlaßte Schopenhauer 1822 zum erneuten Studium der Physiologie. Als Flourens aber in seinem Werk *De la vie et de l'intelligence* gegen Bichat polemisierte, nahm Schopenhauer für diesen Partei. Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II, Anm. zu Kap. 20.

daber der Mund anders bei mir erscheint als auf der Büste . . . Der alte Herr war noch in eifrigem Erzählen von dem Rößlein, das er durch Vergünstigung seines Hauswirthes in Dresden seiner Zeit täglich zum Spazierritt benutzte (er kam darauf bei Erwähnung seiner durch Leibesübungen wohl conservirten Gesundheit), als die bejahrte Schaffnerin Eurykleia mit ziemlich ungeduldigem Ton ins Zimmer rief: Herr Doctor, es ist lang zwölf vorbei! auf welches Signal hin ich mich schleunig verabschiedete.

Quelle: Frankfurter Konversationsblatt, Belletristische und kritische Beilage zur Postzeitung, Jahrgang 1860 (Nr. 237, 238, 239 vom 6., 7. und 9. Oktober); danach der vollständige Neudruck in: Unbekannte Gespräche Schopenhauers aus seinen letzten Lebensjahren, mitgeteilt von Arthur Hübscher (Aprilheft 1930 der „Süddeutschen Monatshefte“: „Unbekanntes von Arthur Schopenhauer“, 453 ff.).

Karl Altmüller (1833—1880), 1859 und 1860 Herausgeber der Kasseler kritischen Wochenschrift „Der Telegraph“, seit 1871 Vorstand und 1. Bibliothekar der Murhardt'schen Bibliothek zu Kassel. 1873 promovierte er mit einer Dissertation „Der Zweck der schönen Künste“. Er hat außer zwei Gedichtsammlungen (Deutsche Lieder, 1858, und Gedichte, 1864) eine Erzählung „Die Ironischen“ (1859), eine Übersetzung des Robinson Crusoe (1868) und eine Abhandlung „Der Humor“ (1878) veröffentlicht. In dieser Schrift ist auch Schopenhauer erwähnt, allerdings nur episodisch in Verbindung mit buddhistischen Auffassungen. Sonst lassen die Veröffentlichungen Karl Altmüllers nirgends eine genauere Bekanntschaft mit der Philosophie Schopenhauers erkennen. Auch seinen Plan, eine Kritik der Rechtstheorien Schopenhauers zu schreiben, scheint er nicht ausgeführt zu haben.

Mit Wilhelm Gwinner

April 1854 — 18. Sept. 1860.

Ich war noch sehr jung, als ich [im Jahre 1847] Schopenhauer zum erstenmal sprechen hörte. Ich saß in seiner Nähe an der Wirthstafel, kannte ihn nicht, wußte nicht, wer er war. Er demonstirte jemanden den Anfang der Logik, das Gesetz der Identität und des Widerspruchs vor, und lebhaft steht mir noch das befremdende Gefühl vor der Seele, Einen über $A = A$ sprechen und ein Gesicht

dazu machen zu sehen, als spräch' er mit seiner Geliebten von der Liebe.

Gwinner, 2. Aufl., 535; 3. Aufl., 331.

Ich lernte ihn schon 1847 persönlich kennen und unterhielt mich später, ohne ihm vorgestellt zu sein, zuweilen in Gesellschaft dritter mit ihm. Erst 1854 besuchte ich ihn und verkehrte dann öfter mit ihm; vertraut aber wurde mein Umgang mit ihm erst in den letzten vier Jahren seines Lebens.

Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, Leipzig 1863, 58.

Ein junger *Dr.* Gwinner, Sohn des Senators, ist gekommen, mich „zu sehn und zu kennen“.

Schopenhauer an Frauenstädt, 9. April 1854.

Schopenhauer trat mir lange nicht näher, denn nicht allein trug ich zur Verbreitung seiner Philosophie nichts bei; sondern ich erhob auch bei jeder Gelegenheit principielle Bedenken gegen sein ganzes System, sodaß bei Schopenhauers längst abgeschlossenem schroffen Charakter der geistige Verkehr zwischen uns Jahre lang keine Fortschritte machte.

Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, 57 f.

In den Kritischen Blättern des Frankfurter Museums, [14. Febr.] 1857, Nr. 4 besprach ich A. Cornill's Schrift über ihn und sagte unter anderm: mit dem von Schopenhauer aufgestellten transcendentalen Princip des Willens sei die schwere Aufgabe der Philosophie noch ganz und gar nicht einer befriedigenden Lösung entgegengeführt, was er mir sehr verargte.

Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, 58.

Im Englischen Hof saßen sie oft bis 12 Uhr zusammen:

„Nun ist es Zeit, daß Sie nach Hause gehen zu Ihrer Frau, sonst bekommen Sie Schelte“ — in gravitäischem Tone.

Mitteilung Gwinners an G. F. Wagner, 27. Juli 1910.³⁵⁴

Als Heinrich Floris Schopenhauer am Nachmittag des 22. Februar 1788 in sein Comptoir trat und verkündete: „ein Sohn geboren“, gratulierte der Buchhalter im Namen des versammelten Personals, setzte dann aber im Vertrauen auf die Harthörigkeit des Prinzipals leiser hinzu: „Wenn er dem Papa ähnlich wird, muß er ein schöner Pavian werden.“ Diese Anekdote hat Schopenhauer selbst Wilhelm Gwinner, seinem späteren ersten Biographen erzählt; wie mir Herr Gwinner bei meinem Besuche (im Jahre 1870) mitgetheilt hat.

Quelle: E. Grisebach, Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens, Berlin 1905, 4.³⁵⁵

Er erzählte mir, er sei als Knabe so klein gewesen, daß ihm sein Vater stets als Riese erschienen sei. Diese kurze Statur rechnete er sich zum Vortheil; denn es sei dadurch seinem Herzen die Arbeit, sein Gehirn zu versorgen, bedeutend erleichtert. Dabei rühmte er auch, daß er außerordentlich heißes Blut gehabt habe.

Gwinner, 3. Aufl., 396. (Fehlt 2. Aufl.)

[Fichte,] den kleinen Mann mit dem rothen Gesicht, borstigen Haar und stechenden Blick, wie er vom Katheder herab durch hohles Pathos den Studenten imponirt habe mit Phrasen wie: „das Ich ist, weil es sich setzt, und setzt sich, weil es ist“³⁵⁶, wußte er nachahmend noch in spätern Jahren aufs wirksamste zu verspotten.

Gwinner, 2. Aufl., 89; 3. Aufl., 69.

³⁵⁴ Nach einer mir von Frau Maria Groener mitgetheilten Aufzeichnung Wagners.

³⁵⁵ Die Anekdote steht auch bei Gwinner, 1. Aufl., 5 f. (18), hier allerdings mit Berufung auf einen „Danziger Herrn, der selbst noch auf Heinrich Floris Schopenhauers Comptoir tätig gewesen war“; in der 2. Aufl., 4, ohne Quellenangabe.

³⁵⁶ Zu diesem, auch von Hegel stark in Anspruch genommenen „Setzen“ pflegte Schopenhauer einen Stuhl zu zeichnen. (Anm. Gwinners.)

[Von Schleiermacher wußte er] köstliche Anekdoten . . . zu erzählen, lobte seinen Witz und den Satz: auf Universitäten lerne man nur, was man nachher zu lernen habe. Solger dagegen sprach er, wie Hegel, den Geist ab und nannte ihn einen süßen Herrn³⁵⁷, in dessen Dialogen nur Eine, künstlich getheilte Person spreche.

Gwinner, 2. Aufl., 104; 3. Aufl., 78.

Zum Verständnisse der Entstehung der Welt als Wille und Vorstellung ist die mündliche Aeußerung ihres Urhebers wichtig: daß außer Kant, dessen Philosophie er nur ausgedacht zu haben erklärte, in seiner intellectuellen Entwicklung besonders Helvetius und Cabanis Epoche gemacht.

Gwinner, 1. Aufl., 50 (66).³⁵⁸

Frauenstädt und mir sagte er gelegentlich: „Daß Sie Helvetius lesen, lohne Ihnen der liebe Gott; er liest selbst oft den Helvetius.“ (Gemeint war hierbei jedoch nur die Hauptschrift: *De l'esprit*.)³⁵⁹

Gwinner, 2. Aufl., 431; 3. Aufl., 277.

So etwas [wie den 1. Band der „Welt als Wille und Vorstellung“], sagte er als Greis, könne man nur in der Jugend und nur mit Eingebung schreiben; jetzt staune er sein Werk, besonders das vierte Buch wie das eines ganz anderen Menschen an.

Gwinner, 1. Aufl., 52 (67 f.).³⁶⁰

³⁵⁷ Vgl. die abfällige Äußerung über „Hegeln und seinen Gesellen, den süßlichen Herrn Solger“ im Brief an Frauenstädt vom 17. Februar 1853.

³⁵⁸ 2. Aufl., 159: Zum Verständniß desselben [seines Systems] ist die Versicherung Schopenhauers . . . ausgedacht zu haben bekennt, . . .“ (Ähnlich 3. Aufl., 115.) Schopenhauer lernte Helvetius im Alter von 26 Jahren kennen (vgl. Gr., N. IV, 352 f.).

³⁵⁹ Der in Klammern stehende Satz fehlt in der 2. Aufl. — Vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 17. Februar 1853: „Daß Sie aber gar den Helvetius gelesen haben, wird Ihnen der liebe Gott vergelten: er liest selbst oft im Helvetius.“

³⁶⁰ In der 3. Aufl., 123 etwas abgeändert.

Noch im späten Alter überkam ihn eine weiche Stimmung, wenn er von Venedig sprach, wo die Zauberarme der Liebe ihn lange umstrickt hielten, bis die innere Stimme ihm gebot, sich loszureißen und seinen Weg allein weiterzuwandeln.³⁶¹

Gwinner, 2. Aufl., 181; 3. Aufl., 131.

Daß er ihn [Byron] im November 1818 in Venedig gesehen, hat er mir selbst erzählt.

Gwinner, 2. Aufl., 195. (Fehlt 3. Aufl.)

Er selbst rühmte von sich, daß er einen ausgezeichneten Lehrvortrag besessen habe . . . [Er nannte sich], als Greis, scherzend den *doyen* (Dienstältesten) der deutschen Universitäten, in demselben Athem, der die „Philosophieprofessoren“ mit der schärfsten Lauge seines Spottes übergießt!³⁶²

Gwinner, 1. Aufl., 59 (75).

Er ging in seiner Offenheit so weit, mir einst zu erzählen, einer seiner ältern Tischgenossen in Mannheim (1831) habe sich gewünscht, seinen Kopf zu besitzen, aber ohne seinen Charakter, und hinzuzufügen: ihm selbst gefalle wohl seine intellectuelle Physiognomie, nicht aber seine moralische.

Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, 12.

Mit Argosaugen wachte er über sein geistiges Eigenthum; er konnte schon nicht vertragen, wenn man ein Thema berührte, das auf seine Priorität oder Originalität einen leichten Schatten warf. Davon könnte ich viel erzählen.

Gwinner, 3. Aufl., 392. (Fehlt 2. Aufl.)

³⁶¹ So schon in der 1. Aufl., 54. Dagegen enthält der Neudruck, 70, die offenbar dem Handexemplar entnommene Variante: . . . bis er mit rücksichtsloser Energie den Wünschen seines Herzens, weil sie ihn von der Verfolgung seines Lebenszieles abzulenken drohten, zu widerstehen wußte.

³⁶² 2. Aufl., 265 und 3. Aufl., 167: . . . daß der mündliche Lehrvortrag seine starke Seite sei . . . nannte er sich doch noch in seinem letzten Lebensjahre den *doyen* der deutschen Philosophenfacultäten . . . (3. Aufl.: Philosophen).

Er schwieg nicht dazu, wenn man bei Citaten aus seinen Schriften Stellen dieser [beschimpfenden] Art auch nur unwesentlich veränderte und ließ namentlich keine schärfere Ausprägung ungerügt aufkommen. So nahm er einst Schelling wegen eines solchen ungenauen Citats wider mich förmlich in Schutz.³⁶³

Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, 44.

In der 1. und 2. Auflage (470 und 472) seiner Biographie hatte Gwinner den Theologen Dr. G. Martensen in Kopenhagen (späteren Bischof von Seeland) in die Geschichte der Preisschrift über das Fundament der Moral hereingezogen:

Nach den mit Schopenhauer vor mehr als 20 Jahren darüber gepflogenen Unterredungen, stand mir die Sache so in Erinnerung, als hätten wir aus zuverlässiger Quelle³⁶⁴ erfahren, daß Martensen sowohl bei der Stellung der Preisfrage als dem gefällten Urtheil über Schopenhauers Preisschrift von Einfluß gewesen sei. Martensen hat mich jedoch nunmehr . . . versichert, daß er der Sache gänzlich fremd sei u. zu jener Zeit (1840) auch noch nicht Mitglied der Akademie gewesen, also jedenfalls nicht officiell mitgewirkt haben könne.

Gwinner an Hugo v. Meltzl, 7. Februar 1878 (XVII. Jahrb. 1930, 213).

Die Zeit hatte, wie er, auf sein erbleichtes Haar deutend, sagte, auch ihm Rosen gebracht, aber weiße. Beinahe, meinte er, wäre es ihm ergangen, wie dem hungernden Kinde im Volksliede:

Und als das Brot gebacken war,
Lag das Kind auf der Totenbahr.

Gwinner, 2. Aufl., 526; 3. Aufl., 323.³⁶⁵

³⁶³ Vgl. die Äußerungen Schopenhauers gegenüber Asher, S. 172, und Hebler, S. 196.

³⁶⁴ Mit der „zuverlässigen Quelle“ wird Dr. Adolf Leonard Nordwall gemeint sein; vgl. S. 270.

³⁶⁵ Von Grisebach, Schopenhauer's Gespräche und Selbstgespräche, 2. Aufl., Berlin 1902, 146 (unter Nr. XXXII und XXXIII) in das von ihm rekonstruierte εἰς ἑαυτὸν aufgenommen; doch wohl eher auf mündliche Äußerung zurückgehend.

Er sagte mir mehr als einmal: „Alle haben gefackelt, nur ich nicht.“

Gwinner an G. F. Wagner, 1915.^{365a}

In den letzten Jahren trugen ihm die neuen Auflagen seiner Schriften, für die er früher kaum Gratisverleger gefunden habe, Erkleckliches ein, und er sagte scherzend, in einem Alter, in dem Andere nichts mehr verdienen könnten, werde er noch zum Erwerbsmanne.³⁶⁶

Gwinner, 1. Aufl., 216 (193).

In jüngern Jahren gab er manchmal die gewohnte Zurückhaltung auf, um auch Fremden gegenüber seine Meinung zu äußern, später aber sagte er mir einmal, als er eben einen Zudringlichen ohne Antwort gelassen: „Incognito geht das nicht mehr, außer mit Engländern.“

Gwinner, 2. Aufl., 533; 3. Aufl., 329.

Er bereute es . . . immer, wenn er einem Literaten gegenüber einmal mittheilsam über seine Vergangenheit gewesen war, und sprach sich heftig über die stets mehr einreißende Unsitte der Deutschen aus, in Ermangelung eines wirklichen öffentlichen Lebens das Privatleben in die Öffentlichkeit zu ziehen.

Gwinner, 1. Aufl., 48 (63).

Er lobte Menzel, daß er belehrende und unterhaltende Recensionen zu schreiben verstehe, wie dies die Engländer und Franzosen nicht anders gewöhnt seien; während unsere deutschen Recensenten den Leser in der Regel nur ermüdeten und im Unklaren ließen, sodaß nur die Autoren selbst, über die sie berichteten, daraus klug werden könnten.

Gwinner, 2. Aufl., 532; 3. Aufl., 328.

Einst, im Gespräche mit Schopenhauer, habe ich *ad vocem* „Literat“ scherzend gesagt: Gott bewahre Sie vor

^{365a} Gründungsbuch der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft, Innsbruck 1921, 7.

³⁶⁶ 2. Aufl., 546, und 3. Aufl., 341, etwas abgeändert.

Ihren Freunden! und er antwortete mir: „Leider! Aber die andern schreiben eben nicht.“

Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, 2.

Er sagte mehr als einmal: „meine besten Apostel schreiben nicht“, wobei er Sie u. Becker in Mainz nannte. Ich gehöre auch zu denen, über deren Nichtschreiben er bei Lebzeiten unzufrieden war.

Gwinner an v. Doß, November 1860.³⁶⁷

Wie auch *Dr. Bahnsen* in Anklam bestätigt³⁶⁸, wollte Schopenhauer seine Briefe nicht gedruckt haben, aus guten Gründen! Einige an Becker und Sie geschriebene hätte er von diesem Verbote vielleicht ausgenommen, wenigstens hat er sich in diesem Sinne bei mir ausgesprochen.³⁶⁹

Gwinner an v. Doß, 31. Dezember 1861.³⁷⁰

Daß Alexander von Humboldt diese kostbaren Stunden des Tages [die Morgenstunden] mit Briefschreiben und andern Allotriis verbracht, dagegen nachts, wann er von Hof kam, gearbeitet, war ihm ein Indiz gegen die spätern Leistungen dieses schon bei lebendigem Leibe unter die Götter versetzten Mannes seiner Zeit. Die Mangelhaftigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens schilderte er bei solchem Anlaß mit lebhaften Farben.

Gwinner, 2. Aufl., 528; 3. Aufl., 325.

Von der Makrobiotik Cornaros wollte er nichts wissen: er nannte ihn einen italienischen Hungerleider. Kant und Goethe, seine bestimmenden Vorbilder, haben auch viel gegessen und seien alt dabei geworden. Seine diätetische Grundmaxime war: Verbrauch der Kräfte und Ersatz der-

³⁶⁷ Erstveröffentlichung nach dem im Besitz von Frau Professor Haushofer befindlichen Original.

³⁶⁸ Vgl. Schopenhauers Brief an ihn vom 22. Dezember 1856.

³⁶⁹ Vgl. die ähnliche Äußerung gegenüber Kilzer, S. 133.

³⁷⁰ Erstveröffentlichung nach dem im Besitz von Frau Professor Haushofer befindlichen Original.

selben im Gleichgewicht zu erhalten, weshalb er es nie an Bewegung fehlen ließ.

Gwinner, 1. Aufl., 209 f. (187).

Bis ins Mannesalter trug er . . . eine Brille; später, da er „keine Eroberungen mehr zu machen und seine Augen noch lange zu gebrauchen“ hatte, legte er dieselbe ab und begnügte sich mit einer Lorgnette. Die abscheuliche Sitte des Einklemmens eines (eckigen) Glases vor Einem Auge war ihm „ein specieller Beleg zur Verkehrtheit der Zweifüßer“.

Gwinner, 1. Aufl., 208 (186).³⁷¹

Die moderne zwecklose Reisesucht der vermögenden Stände, das massenhafte „Hin- und Herrutschen zur Erholung“ verspottete er derb. Schon die beständigen Hudeleien, denen der Reisende ausgesetzt sei, müßten jeden verständigen Alten davon abhalten.

Gwinner, 2. Aufl., 532; 3. Aufl., 327.

Ich erinnere mich, daß ich einst bei ihm saß und zu ihm sprach, als auf einmal sein Gesicht sich veränderte, indem sein Blick auf den Pudel fiel, der eben ins Zimmer gelaufen kam und mich als einen Menschen, den er noch nicht recht kannte, aufmerksam fixirte. Ich schwieg, und erst nach einer langen Pause ergriff er wieder das Wort mit der Frage: Haben Sie den Blick³⁷² gesehen?

Gwinner, 2. Aufl., 536; 3. Aufl., 332.

Als zur Herbstmesse 1854^{372a} ein lebender junger Orang gezeigt wurde, sah er diesen „muthmaßlichen Stammvater unseres Geschlechts“, auf dessen persönliche Bekanntschaft

³⁷¹ 2. Aufl., 528, und 3. Aufl., 325, etwas abgeändert.

³⁷² 1. Aufl., 77 (94): den Blick des Thieres.

^{372a} In der 1. Auflage seiner Biographie, 97 (112) nennt Gwinner das Jahr 1857, in der 2. (536) und 3. Auflage (332) das Jahr 1854. Nach den Aufzeichnungen Carl Bährs (S. 248 f.) handelt es sich um die Michaelismesse 1856.

er bis zu seinem siebenzigsten Jahre vergeblich gewartet habe, fast täglich, und ermahnte seine Bekannten, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, ja lieber heute als morgen zu gehen, denn er könnte morgen todt sein. Besonders fiel ihm der Blick des Thieres auf, das keinen Zug äffischer Bosheit habe, dessen Kopf, im Stirn- und Scheitelbein entschieden besser gebildet sei als der der niedrigsten Rasse unseres eigenen Geschlechts, auch keine thierische Gebärde verrathe. Er fand in diesem von Jugend auf melancholischen Thiere die Sehnsucht des naturbildenden Willens nach der Erkenntnis personificirt, wie wenn er seinen Blick mit dem des Propheten in das gelobte Land hätte vergleichen wollen. Bei jener Gelegenheit kam er darauf zu sprechen, wie es ihm schon in jungen Jahren aufgefallen sei, daß der Hund, dieses gezähmte Raubthier, der Verwandte, vielleicht der Abkömmling des Schakals oder des Wolfs, der treue, liebevolle, gelehrige, menschenähnliche Gefährte des Menschen geworden; das harmlose, grasfressende Schaf aber nicht, und daß beim Menschen etwas Aehnliches stattzuhaben scheine, indem die ursprünglich wilden, harten, mit starken sinnlichen Neigungen und Leidenschaften behafteten Naturen zu den höchsten Tugenden gelangten, wie denn schon Platon die starke Neigung zum Bösen in den trefflichsten Naturen bemerkt habe.

Gwinner, 2. Aufl., 536 f.; 3. Aufl., 332.

Als Schopenhauer einmal in einer sternhellen Nacht mit seinem späteren Biographen Gwinner spazieren ging, erinnerte dieser, da er die Venus heller als gewöhnlich glänzen sah, an die Seelen, welche Dante in diesen Stern wie in einen Pilgerort versetzte, und er frug nun, zu moderneren, von der Wissenschaft weder angenommenen, noch verworfenen Anschauungen zurückkehrend, Schopenhauer, ob er nicht glaube, daß es da oben vollkommeneren Existenzen geben könne, als wir sind. Schopenhauer leugnete dies, denn er gab nicht zu, daß ein Wesen, das höher organisiert sei als das unserige, den Willen zum Leben besitzen könne.^{372b} Er

^{372b} Vgl. darüber Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 698 f.

dachte, daß die zum Leben aufsteigende Reihe beim Menschen aufhöre, der der letzte Ausdruck jenes traurigen Fortschrittes sei, dessen Organe das Leben für den Menschen wenn schon nicht wünschenswerth, so doch erträglich machen. Und in seinen Betrachtungen sich immer höher versteigend, wandte er sich an seinen Begleiter mit den Worten: „Glauben Sie wirklich, daß ein übermenschliches Wesen auch nur einen einzigen Tag diese schlechte Komödie des Lebens fortsetzen wollte? Das ist gerade gut für uns Menschen; Geister oder Götter bedanken sich dafür.“

Quelle: Foucher de Careil, Hegel und Schopenhauer. Deutsche Ausgabe, Wien 1888, 313 f. (Foucher de Careil könnte bei seinem eigenen Besuch bei Schopenhauer von diesem Gespräch erfahren haben.)

Nie vergesse ich meinen Freund, als er einst bei mir das Bild Rancés, des Abts von La Trappe, sah und mit einer schmerzlichen Geberde sich wendend sagte: Das ist Sache der Gnade!

Gwinner, 2. Aufl., 396; 3. Aufl., 246.³⁷³

Der Dankadresse der Neger³⁷⁴ erinnere ich [mich] nicht genauer. Ich weiß nur daß Schopenhauer darüber

³⁷³ Vielleicht auf Grund dieser Angabe berichtet Foucher de Careil, Hegel und Schopenhauer, Deutsche Ausgabe, Wien 1888, 327:

Man sah einmal unseren Philosophen vor dem Bilde dieses großen Ordensstifters [Abbé de Rancé] in tiefer Betrachtung versunken; als er wieder zu sich kam, rief er mit einem Tone tiefen Bedauerns die Worte aus: „doch nach Allem ist der Philosoph kein Mönch; er muß sich ins Leben mengen, um dasselbe kennen zu lernen“.

Die Bekehrungsgeschichte des Begründers des Trappistenordens hat Schopenhauer schon in der Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 722 f. erzählt (vgl. auch D I, 467). Eingehender scheint er sich aber erst Anfang 1858 mit ihm beschäftigt zu haben; vgl. Brief an v. Doß vom 14. März 1858: „Habe kürzlich *les lettres de l'abbé Rancé*, die 1846 zu Paris erschienen sind, gelesen: freilich steht viel Uninteressantes darin, aber auch einige Stellen, welche Einsicht geben in das innere Wesen der ernstlichen Askese.“

³⁷⁴ Vgl. Gespräche mit v. Doß, S. 146.

[1857] gesprochen u. seiner Rührung Ausdruck gegeben hat. Ich glaube, die Sache spielte in Brasilien.

Gwinner an v. Doß, 20. November 1872.³⁷⁵

Als er mir Beckers Entdeckung^{375a} mitteilte, sagte er freilich mit bedenklicher Gebärde: „Was bleibt da übrig?“ nämlich von Kants Verdiensten . . .

Gwinner an G. F. Wagner, 3. März 1913.^{375b}

[Schopenhauers] Vermächtniß stammt aus dem Jahre 1852. Zu Anfang des Jahres 1859 besprach Schopenhauer dasselbe mit mir in einer Weise, daß es nur eines Wortes von mir bedurft hätte, dessen Abänderung zu bewirken. Aber ich bestärkte ihn vielmehr darin, weil das Verdienst Frauenstädt's um Schopenhauer von diesem dankbar anzuerkennen war.

Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, 35.

Ich weiß aus dem Munde meines Großvaters . . . daß er nur dessen ausgesprochene Absicht erfüllte, indem er das εἰς ἑαυτὸν vernichtete. „Das ist für meinen Biographen“, hatte Schopenhauer ihm darüber gesagt.³⁷⁶

Gwinner, 1. Aufl., Neudruck 8 f. (Vorwort der Herausgeberin).

³⁷⁵ Erstveröffentlichung nach dem im Besitz von Frau Professor Haushofer befindlichen Original.

^{375a} D. i. die Anspielung auf Maupertuis' Lehre von der Idealität des Raumes in Kants Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft (Dynamik, Lehrs. 4, Anm. 2). Vgl. Schopenhauers Brief an Becker vom 1. Oktober 1858.

^{375b} Gründungsbuch der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft, Innsbruck 1921, 35.

³⁷⁶ Vgl. die anderslautenden Angaben in den Gesprächen mit v. Doß, S. 143; Lindner, S. 156 f.; Hornstein, S. 221. Nach Gwinners Behauptung (1. Aufl., 117 f.; Schopenhauer und seine Freunde, 9, 11) hätte Schopenhauer die Aufzeichnungen des εἰς ἑαυτὸν größtenteils in Gesprächen mit ihm durchgenommen; diese mündlichen Mitteilungen habe er in seine Biographie aufgenommen. In der vorliegenden Veröffentlichung sind die fraglichen Stellen gleichwohl unberücksichtigt geblieben, weil sich nachweisen läßt, daß sie, entgegen der Behauptung Gwinners, nicht auf münd-

Nicht selten würzte der köstlichste Humor seinen Tief-sinn. So illustrierte er die Geschichte der Jahre 1848—1851 mit der Parabel Goethes von den Fröschen, die, nachdem der Teich aufgethaut war, der hohen Plane ungeachtet „quackten wie vor alter Zeit“.

Gwinner, 2. Aufl., 545; 3. Aufl., 340.

Er fand, daß die Zeitungsschreiber seinen Pessimismus weit überträfen, weil sie sich dadurch interessant machten, und ärgerte sich z. B. über die „Times“, als diese anfangs 1859 den italienischen Krieg prophezeite, obwohl er mit vielen Politikern bald eines andern belehrt werden sollte.³⁷⁷ Bei diesem Anlasse suchte er einen Trost für die Uebel der Zeit in der Betrachtung: daß in politischen Dingen die Menschen am wenigsten wüßten, was ihnen fromme und ob ein Ereigniß ihnen zum Guten oder Schlimmen ausschlage, ja daß in der Regel das Gegenteil von Dem, was politische Tollwuth erstrebe, von ihr erreicht werde.

Gwinner, 2. Aufl., 545; 3. Aufl., 340.

Die Legitimität, äußerte er angesichts der letzten Ereignisse in Italien, sei eine schöne Sache; aber sie gebe für sich allein noch keinen Anspruch auf Erfolg. Um dessen gewiß zu sein, müsse eine Regierung intellektuell über der beherrschten Masse stehen; moralisch aber dürfe sie nicht zu edel sein, wie Titus, aber ebenso wenig unter das Niveau des allgemeinen Rechtsgefühls herabsinken. In diesem Sinne prophezeite er Napoleon III. den Sturz mit den Worten: „Er ist zu schlecht.“

Gwinner, 2. Aufl., 544.^{377a}

lich Mitgeteiltes zurückgehen, sondern aus der direkten Rede des Manuskripts ganz mechanisch in die indirekte Rede umgeschrieben worden sind. Es läßt sich trotz der ungenauen Quellenangabe Gwinners doch im allgemeinen genau unterscheiden, was auf schriftliche Äußerung Schopenhauers zurückgeht und was als Erinnerung an ein Gespräch zu gelten hat.

³⁷⁷ 29. April österreichischer Einmarsch in Sardinien, 11. Juli Vorfriede in Villafranca.

^{377a} In der 3. Aufl., 339, ist der erste Satz umgestellt.

Wenige Zeit vor seinem Tode erzählte er mir lächelnd, daß er Jemanden auf dem Bahnkörper der städtischen Verbindungsbahn habe gehen sehen, wo er auch gern gegangen wäre, wenn ihn nicht eine Warnungstafel zurückgeschreckt hätte, die es verbot, und als er den Fremden gefragt, wie dieser es wagen könne, derselbe ihm erwidert habe: „Wenn ich so ängstlich wäre wie Sie, hätte mich längst der Teufel geholt.“ Und mich, wenn ich nicht so wäre! versetzte er ohne Bedenken.

Gwinner, 2. Aufl., 404 f.; 3. Aufl., 253.

Auf meine Frage, ob er die Sektion seiner Leiche verbieten wolle, äußerte er nach kurzem Bedenken: „Ja. — Haben sie vorher nichts gewußt, so sollen sie auch nachher nichts wissen.“ . . . Und als ich ihn fragte, wo er ruhen wolle, sagte er: „Es ist einerlei, sie werden mich finden.“

Gwinner, 2. Aufl., 616 und 620; 3. Aufl., 394 und 396.^{377b}

[Er war] mit Verfügungen auf den Todesfall zögernd . . . So mußte ich ihn mehrmals an sein längst beschlossenes Verbot der Section erinnern.

Gwinner, Schopenhauer und seine Freunde, 10.

Nach dem ersten bedenklichen Anfall im August 1860:

Ich riet ihm, die kalten Flußbäder einzustellen und im Bette zu frühstücken, wozu er aber nicht zu bewegen war.

Gwinner, 1. Aufl., 219 (196); 2. Aufl., 613; 3. Aufl., 391.

Am Morgen des 9. September [1860] . . . wurde ich zu ihm gerufen und fand ihn von einer mit Bluterguß verbundenen Lungenentzündung ergriffen. Er sagte gleich, dies sei sein Tod; erholte sich aber, nachdem die Krisis eingetreten war, in wenigen Tagen wieder so rasch, daß er das Bett verlassen und einige Besuche empfangen konnte. Wie sehr er geschwächt war, fühlte er wohl; doch gab er sich der Hoff-

^{377b} Die beiden ersten Zeilen in der 2. Aufl. etwas abweichend.

nung auf Genesung hin, als ihn am 18. September abermals ein Anfall traf.

Am Abend dieses Tages sprach ich ihn zum letztenmal. Er saß auf dem Sofa und klagte über intermittierende Palpitationen, während seiner Stimme nichts von der gewohnten Stärke fehlte. Er las in D'Israelis „*Curiosities of literature*“, die ihm eine leichte Unterhaltung gewährten, und hatte die Stelle aufgeschlagen, welche von den Autoren handelt, die ihre Verleger zu Grunde gerichtet hätten. „Dazu hätten sie mich auch beinahe gebracht“, sagte er scherzend. Daß seinen Leib nun bald die Würmer zernagen würden, sei ihm kein arger Gedanke: dagegen denke er mit Grauen daran, wie sein Geist unter den Händen der „Philosophieprofessoren“ zugerichtet werden würde.³⁷⁸ Er fragte nach dem Neuesten in Politik und Litteratur und sprach die Hoffnung aus, daß Italien doch noch eins werden könne; gab mir aber zu, daß wir dann das alte, reich individualisirte Italien, an dessen vielfachen Spaltungen in Charakter, Geist und Sitte, vielleicht unbewußt jener große Anteil des gebildeten Europa jahrhundertlang gehaftet, gegen ein modern verwischtes und nivellirtes vertauschen müßten.

Als litterarische Neuigkeit hatte ich ihm Baaders Commentar zu Saint-Martins Schriften mitgebracht und die Stellen angezeichnet, an denen der Herausgeber seiner erwähnt. „Können Sie aber so etwas lesen?“ fragte er, auf die zufällig aufgeschlagene Stelle Seite 86 zeigend: „Der Mensch richtet oder dirigirt sein Wollen, welches er als Odem nur hat, wenn er es empfängt, und es empfängt, wenn er es gibt.« Es gibt mancherlei Philosophen, abstrakte und konkrete, theoretische und praktische: dieser Baader ist ein unausstehlicher.“ Ich erinnerte ihn daran, daß Baader schon 1828 und 1836 (in der spekulativen Dogmatik) den Studenten seine Werke empfohlen und, trotz des großen Abstandes der beiderseitigen Denkweisen, in den Vorlesungen über Jakob Böhmes Theologumena und Philosopheme anerkannt habe, daß Schopenhauer „durch sein Werk und durch seine

³⁷⁸ Fast die gleiche Äußerung, aus den *Senilia*, Gr. N. IV, 364 (§ 700).

Aufrichtigkeit sich ein ungleich größeres Verdienst erworben, als eine Unzahl anderer, in demselben Geiste schreibender Philosophen unserer Zeit.“³⁷⁹ „Es ist wahr“, erwiderte er, „ich erinnere mich, er hat glimpflich von mir gesprochen; aber ich kann ihm nicht helfen.“³⁸⁰

Ueber dem Gespräch war es dunkel geworden; die Dienerin zündete die Kerzen an — das verdeckte Licht einer Lampe mochte er nicht — und ich konnte mich noch seines hellen Blickes freuen, in dem nichts von Krankheit und Alter zu lesen war. Es wäre doch erbärmlich, meinte er, wenn er jetzt sterben sollte: er habe den Parergon noch wichtige Zusätze zu geben. Er kam auf die Entstehungsgeschichte des Buchs, welches ihn zuerst in weiten Kreisen bekannt gemacht hatte. Die Hauptsache seien die Paralipomena, die im Hauptwerke ihre Stelle gefunden haben würden, wenn er zu jener Zeit hätte hoffen dürfen, dessen dritte Auflage zu erleben. . . .

Ungern verließ ich ihn, um seine Kräfte zu schonen. Ernsthaft äußerte er noch, es würde für ihn nur eine Wohlthat sein, zum absoluten Nichts zu gelangen³⁸¹, aber der Tod eröffne leider keine Aussicht darauf. Allein, es gehe, wie es wolle, er habe „zum wenigsten ein reines intellektuelles Gewissen“ . . .

Am nächsten Tage war ich verhindert, ihn zu sehen.³⁸²

³⁷⁹ Die Stelle, die Gwinner ungenau zitiert, steht in Franz Xaver v. Baaders Sämtlichen Werken, herausgegeben von Franz Hoffmann, Hamburger u. a. 1851—1860, Bd. III, 357 f.

³⁸⁰ Vgl. auch Schopenhauers Urtheile über Baader in den Briefen an Frauenstädt vom 2. Mai 1855, 23. Dezember 1855 („besagte höchst ekelhafte Schmierereien des bigotten und bornirten F. Baader“) und vom 28. März 1856 („Er ist, nächst Hegel, der ekelhafteste Schmierer.“).

³⁸¹ Vom „absoluten Nichts“ dürfte, wie Grisebach bemerkt, Schopenhauer deshalb nicht gesprochen haben, weil seine Philosophie nur ein relatives Nichts kennt.

³⁸² Ein apokryphes Gespräch aus diesen letzten Lebenstagen Schopenhauers veröffentlicht ohne Quellenangabe die „Kölnische Volkszeitung“ vom 25. März 1873, Nr. 83, im Rahmen eines Auszugs aus dem anonymen Pamphlet von Johannes Janssen „Aus dem Leben eines ungläubigen deutschen Philosophen“ (Mainzer „Katholik“, Jahrgang 1872, 3. Heft, 332 ff.):

Während seiner letzten Krankheit im Jahre 1859 [!] rief er, von

Den darauf folgenden 20. September befahl ihm morgens nach dem Aufstehen ein heftiger Brustkrampf, sodaß er auf den Boden fiel und sich die Stirn verletzte. Den Tag über fühlte er sich wieder frei und die folgende Nacht verlief gut. Er war wie gewöhnlich aufgestanden, hatte sich kalt gewaschen und alsdann zum Frühstück gesetzt; die Magd hatte eben erst die Morgenluft in das Zimmer gelassen und sich dann entfernt. Einige Augenblicke später trat sein Arzt herein und fand ihn todt, auf den Rücken gelehnt in der Ecke des Sofas sitzend. Ein Lungenschlag hatte ihn schmerzlos dieser Welt entrückt: das Gesicht war unentstellt, ohne die Spur eines Todeskampfes.³⁸³

Gwinner, 1. Aufl., 219 ff. (196 ff.); 2. Aufl., 613 ff.; 3. Aufl., 391 ff.³⁸⁴

Ein weiteres Gespräch mit Gwinner siehe S. 48 unter Chamisso.

Über Wilhelm v. Gwinner (1825—1917) vgl. den biographischen Abriß von Carl Gebhardt, VIII. Jahrb. 1919, 208 ff.

heftigen Schmerzen gefoltert, mehrmals aus: „O Gott, mein Gott!“ Als ein Arzt, der dabei zugegen war, ihn fragte: „Existirt denn noch ein Gott für Ihre Philosophie?“ erwiderte er: „Sie reicht ohne Gott in den Schmerzen nicht aus; es soll damit, wenn ich wieder gesund bin, anders werden“. Sein Zustand besserte sich, und derselbe Arzt traf ihn, von Schmerzen befreit, an einem schönen Septembertage am Fenster sitzen. Er erinnerte ihn an die frühere Unterredung, sprach von der Ewigkeit und nannte den Namen: Christus. Da gerieth der Philosoph in die größte Aufregung: „Bleiben Sie mir mit solchen Schreckbildern vom Leibe, solche Alfanzereien sind für Kinder gut, der Philosoph bedarf keines Christus.“ An demselben Tage noch war der Philosoph eine Leiche. Tief erschüttert theilte der Ohrenzeuge einer Freundin diese Thatsache mit.

Als Janssen seinen Aufsatz für die Essaisammlung: Zeit- und Lebensbilder, Freiburg i. Br. 1875, bearbeitete, übernahm er das Gespräch (auf S. 125 ff.) unter stillschweigender Abänderung der Worte „im Jahre 1859“ in das nicht verpflichtende: „so wird berichtet“. Grisebach hat in seiner Biographie, 293, das Pamphlet Janssens bereits hinreichend gekennzeichnet. Das angebliche Gespräch selbst erscheint übrigens nochmals bei Sebastian Brunner, Kniffologie und Pfiffologie des Weltweisen Schopenhauer, Paderborn 1889, 17, hier bezeichnenderweise ohne den vorletzten Satz („An demselben Tage ... Leiche“). Die Lücke ist nicht kenntlich gemacht.

³⁸³ Vgl. hierzu den Bericht Hornsteins, S. 220.

³⁸⁴ Die Stellen in < > sind aus der 1. Auflage eingefügt. Die 2. Auflage weicht von der (unserem Text zugrunde gelegten) 3. in stilistischen Einzelheiten ab.

Mit Lucia Franz, geb. Schneider

Juli 1859 — September 1860.

Die nachfolgenden Erinnerungen (zuerst veröffentlicht in der Ethischen Rundschau II, 10, Oktober 1913, und III, 5 und 6, Mai/Juni 1914; erweitert und von einigen Unstimmigkeiten gereinigt im III. Jahrb. 1914) sind mit größter Vorsicht aufzunehmen. Wenn die Verfasserin berichtet, daß sie während der Arbeitsstunden bei Schopenhauer habe spielen dürfen, so widerspricht das allem, was wir über seine Lebensweise wissen; wenn sie mitteilt, daß Schopenhauer abends zu Hause gegessen habe, so steht nicht nur das Zeugnis Gwinners (3. Aufl., 329) dagegen, sondern auch Schopenhauers eigene Mitteilungen, zuletzt im Brief an Ottilie v. Goethe vom 27. April 1860; wenn sie uns schließlich (in der 1. Fassung) von jährlich wiederkehrenden Weihnachtsbescherungen bei Schopenhauer erzählt, so ist festzustellen, daß Schopenhauer überhaupt nur ein Weihnachtsfest im Hause Schöne Aussicht Nr. 16 zubrachte. Er wohnte hier vom 1. Juli 1859 bis zu seinem Tode am 21. September 1860. (Im III. Jahrb. ist diese Unstimmigkeit vom Herausgeber getilgt.) Im nachfolgenden ist der Versuch gemacht, einige glaubhafte Züge aus dem phantasievollen Bericht herauszuheben. Er zeigt immerhin, in wie merkwürdiger Weise Kinder in den letzten Lebensjahren Schopenhauers eine Rolle spielen, und steht in dieser Hinsicht neben dem Bericht Julius Franks (S. 334 f.) und den (allerdings durch zahlreiche Unrichtigkeiten entstellten) Mitteilungen Desiderius Papps über den Buchhändler Hans Lackner, der als zehnjähriger Junge Bücherpakete in Schopenhauers Wohnung tragen durfte (vgl. „Berliner Börsencourier“, 3. Juni 1922, Nr. 257). — Wir haben unserem Auszug absichtlich die erste, nicht revidierte Fassung zugrunde gelegt.

In meinen Kinderjahren wohnten wir an der Schönen Aussicht Nr. 16 am Main. Eigentümer des Hauses war Herr Zachariä Wertheimer. Mein Vater hatte den ersten Stock inne. Im Parterre war unser Geschäft; als mein Vater es aufgab, vermietete er es, da unser Kontrakt auf zwölf Jahre lautete, an Schopenhauer . . .

Eines Tages, es war ein kalter Wintertag, sollten wir unsere tägliche Promenade mit dem Fräulein machen . . . Kaum waren wir unten angelangt, da fiel der Miß ein, daß sie etwas vergessen hatte. Sie ließ mich allein stehen. Da hörte ich von der Straße lautes Bellen. Die Tür wurde aufgestoßen, und ein großer Hund sprang an mir hoch und stellte seine Pfoten auf meine Schulter. Ich schrie so laut, daß alles zusammenlief. Von der Straße kam schlüpfend,

schimpfend ein kleiner alter Mann und erhob den Stock. Ich dachte, er wolle mich schlagen, aber es galt nur dem Pudel, der immer noch an mir in die Höhe sprang. Ich war nicht zu beruhigen; und als die Miß kam, sprach der alte Mann, es war Schopenhauer, im reinsten Englisch mit ihr und entschuldigte sich wegen seines Pudels. Auch eine alte Frau kam und brachte mir einen Apfel und sagte immer, ich solle mich doch nicht so fürchten, der Hund würde niemand etwas tun; aber ich heulte immer weiter, und zornig ging Schopenhauer in seine Wohnung . . .

Als ich am anderen Tage aus der Schule kam, hieß es, Herr Dr. Schopenhauer habe durch die Haushälterin eine kleine Puppe für den Schrecken, den ich ausgestanden, geschickt, und der Attentäter solle mir ein schönes Pfötchen geben. Nun hieß es, ich solle mit Miß Bethie hinunter und mich bedanken. Aber ich weinte und wollte lieber die Puppe nicht haben; aber es half alles nichts, ich mußte gehorchen. Als wir, ich zitternd, unten ankamen, saß Schopenhauer an seinem Schreibtisch; — ich habe ihn fast immer nur an dem Tisch, schreibend, lesend, schlafend, essend gesehen. Wir mußten ein paar Mal anklopfen, niemand hörte uns: endlich öffnete die Haushälterin, die alte Frau Christiane Schnepf³⁸⁵, und sagte: „Herr Schopenhauer ist sehr schwerhörend, spricht recht laut!“ „Beg your pardon“, sagte Miß; sie sagte es dreimal, bis er herumfuhr und uns ganz verstört und wild ansah. Ich schrie wieder vor Schrecken auf, aber reichte doch zitternd mein Händchen hin und dankte mit den Worten, die man mir oben gesagt hatte. Da wurde er etwas freundlicher, zupfte mich an meinen Locken und fragte mancherlei . . . Mit Miß sprach er längere Zeit englisch, und die schwärmte später und sagte immer: „Schopenhauer is a Gentleman.“ Nachher mußte Atma, der Pudel, mir Pfote geben, und Schopenhauer ließ ihn viele Kunststücke machen. Später, wenn er gut gelaunt war, baten wir ihn immer darum. Draußen führte uns die alte Frau durch die Küche, die niemals be-

³⁸⁵ Sie hieß Margarethe Schnepf (vgl. S. 162 ff.).

nutzt wurde, in ihr Reich: ein Stübchen, das nach dem Hofe zu ging und in dem sie mit dem Pudel hauste und für sich und ihn kochte. Denn Schopenhauer aß im Englischen Hof und nahm abends nur Tee und kalte Küche.

Zuweilen fragte er uns von der Schule, und als einmal meine Brüder etwas auf der Prüfung hersagen sollten („Der Handschuh“ von Schiller), da schrie und deklamierte Schopenhauer mit ihnen und rief immer, indem er herumfuchtelte. „Mehr Pathos, mehr Pathos!“ Ich sagte ihm einmal mein englisches Gebet, vielmehr leierte es her; da fragte er mich: „Weißt Du auch, was es deutsch heißt?“ „Nein“, sagte ich, „ist nicht nötig, der liebe Gott kann englisch“. Lachend hat es Schopenhauer meinem Vater erzählt und sich darüber amüsiert

Schopenhauer neckte mich sehr gerne, und oft gab es Tränen, da ich alles für bare Münze hielt. Wenn wir im Herbst von unserem schönen Gute am Rhein, „Kornsand“ genannt, heimkamen, erzählte ich ihm immer von den Herrlichkeiten, von dem prachtvollen Spalier- und Zwergobst, und zeigte ihm mit den Händen, wie groß unsere Birnen seien. Da sagte er: „Komm' mal her, wie groß sind Eure Birnen?“ Bis ich zu ihm kam, waren meine Hände ungefähr einen halben Meter auseinander gerutscht. Da schüttelte er mit dem Kopf und sagte, mit dem Finger drohend: „Ludschia, Deine Nase wackelt.“ Entsetzt faßte ich an meine Nase, worüber er und meine Brüder sehr lachten. Da schwur ich Rache. Als er wieder einmal sich mit uns Kindern unterhielt, schrie ich auf einmal: „Uih, Herr Schopen, was wackelt Ihre Nase!“ Da nahm er sie in die Hand und sagte: „Da will ich sie mal festhalten!“ Er lachte, und wir Kinder lachten mit, und ich glaube, er war dann immer wirklich ganz vergnügt . . . War Besuch bei den Eltern, hörte ich oft den Namen Johanna Schopenhauer; natürlich dachte ich, das sei seine Frau. Da frug ich ihn einmal: „Wo ist denn Ihre Frau, Herr Schopenhauer?“ Da sagte er mürrisch: „Die ist doch hinten in der Stube.“ „Nein“, sagte ich, „die meine ich nicht, Ihre ganz wirkliche Frau

meine ich.“ Da sagte er ganz wild: „Ich hab’ doch keine Frau, frag’ nicht so dumm!“

Im Spätsommer des Jahres 1860 fing Schopenhauer an sehr zu husten, oft ganz entsetzlich, und saß öfters am Schreibtisch und war eingeschlummert, die Feder in der Hand haltend, den Kopf tief vorgesunken. Als er eines Tages wieder sehr vom Husten geplagt wurde, ging ich auf ihn zu und sagte: „Lutsche Sie doch mal an meine Bonbons, das sind «Schillerträne»“ — so wurden damals die kleinen Bonbons genannt. Da fing er laut an zu lachen, so wie ich ihn niemals mehr lachen sah, und sagte: „Was, mein Freund Schiller hat so süße Tränen geweint? Wo bekommt man denn die her?“ Ich sagte ihm: „Gewe Sie mer drei Kreuzer, ich hole Ihne e ganz Tutt voll!“ Da gab er mir wirklich Geld, und ich rannte, trotzdem es mir verboten war, auf die Straße zu gehen, den Mainquai hinab. Dort stand ein Häuschen, worin ein Spezerei- und Schnapslädchen sich befand. Von meinen Brüdern wußte ich, daß es dort die besten „Kluntscher“ gab. Nun rannte ich zurück und schüttete ihm die blauen und roten Zuckersteinchen auf den Schreibtisch. Er nahm eins davon, die andern schob er mir wieder zu, obwohl ich heftig protestierte. Er sagte: „Mir hilft nur Tee; Bonbons sind für kleine Kinder. Aber daß mein Freund Schiller so billige Tränen geweint hat, ist merkwürdig; ich habe immer gemeint, er habe bittere Tränen vergossen!“ . . .

Eines Tages kam ich aus der Schule und wollte fragen, wie es Herrn Doktor gehe. Da weinte die alte Frau bitterlich; Atma aber winselte laut, stieß immer seinen Kopf gegen mich und lief unruhig hin und her. Frau Christiane nahm mich bei der Hand und führte mich an Schopenhauers Bett. Da saß er ganz aufrecht, nur der Kopf lag tief auf den gefalteten Händen, — er war tot.

Quelle: Ethische Rundschau, II, 10 und III, 5 und 6.

ANHANG.

VERZEICHNIS DER SONST NOCH BEZEUGTEN GESPRÄCHE.

Name des Gesprächspartners.	Datum.	Sch's Zeitangabe.	Gesprächsgegenstand.	Erwähnung.
Johann Heinrich Pestalozzi	31. Mai 1804	[genaues Datum]	Pestalozzis Unterrichtsmethode	Arthur Schopenhauer. Reisetagebücher aus den Jahren 1803—1804. Hgg. von Charlotte von Gwinner, Lpz. 1923, 216f. a. a. O., 254f.
ein österr. Polizeikommissär	20. Juni 1804	[genaues Datum]	Paßfragen (in Braunau)	
Karl August Böttiger	Aug./Sept. 1812	—	Sch's Ferienaufenthalt in Dresden	Johanna Schopenhauer an Böttiger, 15. Aug. 1812 ³⁸⁶
Hr. Junker	15. Sept. 1813	heute	Druck der Promotionsschrift Sch's	Sch. an Bertuch, 15. Sept. 1813, D XIV, 150f.
ein Jurist	Dresden 1814	neulich	Ein Beispiel von Dummheit ?	Sch., Handschriftl. Nachlaß, D XI, 190f.
Friedrich Wilhelm Riemer	20. Nov. 1813 14. Jan. 1814	—		Friedrich Wilh. Riemers Tagebücher 1811 — 1816, hgg. von Arthur Pollmer, Jahrb. d. Sammlung Kippenberg, 3. Bd. 1923, 24 ff. ³⁸⁷

³⁸⁶ Dieses im Besitz des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg befindliche, bisher unbekannte Empfehlungsschreiben stellt sich zu den wenigen Nachrichten über Schopenhauers Ferienreise nach Dresden im Herbst 1812 (vgl. Gwinner, 2. Aufl., 103, und Mockrauer, X. Jahrb. 1921, 97). Es beginnt, unter Bezugnahme auf die 1810 gemachte Bekanntschaft der Briefschreiberin mit Böttiger: „Erlauben Sie mir, verehrt, Freund, daß ich mich auf ein paar Augenblicke Ihrem Gedächtnis zurück rufe, indem ich Ihnen in dem Überbringer dieser Zeilen meinen Sohn Arthur vorstelle, welcher die Ferien der Berliner Universität benutzt um einige Zeit in Ihrer schönen Stadt zuzubringen. Vollenden Sie das Übermaß Ihrer Güte gegen mich dadurch indem Sie ihm Anleitung geben wie er diese Tage am nützlichsten und genauestvollsten anwenden kann . . .“

³⁸⁷ Unter dem 10. November verzeichnet Riemer Goethes Ersuchen, „doch einen Abend bei ihm [Schopenhauer] zu-

Name des Gesprächspartners.	Datum.	Sch's Zeitangabe.	Gesprächs- gegenstand.	Erwähnung.
Karl Friedrich Demiani ³⁸³	um 1814	vor 40 Jahren	ein Fall von Farbenblindheit	Über das Sehn und die Farben (1854) D VI, 187f., auch <i>Theoria colorum</i> (1830) D VI, 105 u. 542
Johann Friedrich Hartknoch	1815	1815	Hr. von Zimmermanns Farbenblindheit	Über das Sehn und die Farben (1816) D VI, 43f. (vgl. auch DVI, 188)
ein unbekannter alter Herr	1817	[Gw., „als er 29 Jahre alt war.“]	Sch. „würde etwas Großes werden“	Gwinner, 3. Aufl. 397, nach dem εἰς ἑαυτοῦ
Heinrich Ficinus ³⁸⁸	Anf. 1818	—	F.'s Artikel „Farbe“ im Pictorischen Reallexikon	Sch. an Brockhaus, 28. März 1818, D XIV, 223; Sch. an Goethe, 23. Juni 1818, D XIV, 231 (worin Sch. Ficinus als „von mir gemachten Proseolyten“ bezeichnet)
Graf Pückler-Muskau	Frühjahr 1818	1818 ³⁹⁰	Adeles Malereien	Sch. an Frauenstädt, 12. Juli 1852 (auch an Goethe, 23. Juni 1818, D XIV, 229f.)
Stephan Schütze	Juni 1818	—	Goethes Aufenthalt in Karlsbad	Sch. an Goethe, 23. Juni 1816, D XIV, 232
Dr. Sickler	1818	—	„Kupferstecher <i>Gmelin</i> in Rom aufsuchen u. grüßen v <i>Dr. Sickler</i> : ist sehr unterrichtet“.	Aufzeichnung Sch's. in der Straßmannschen Brieftasche für die 1. Italienreise ³⁹¹
ein Goldschmied in Venedig	Okt./Nov. 1818	1818	venetianische Ketten	Parenga II, DV, 615
Sch's. Wirthin in Mailand	1819	vor langen Jahren	Lotterienummern	Parenga I, DIV, 339

E. A. Lewald ³⁹²	Juni 1819	—	Heidelberger Universitätsverhältnisse	Lewald an Sch., 10. Okt. 1819, D XIV, 258f.
Friedrich Osann ³⁹³	1820—Ostern 1821	—	Sch's. Vermögensangelegenheiten (Muhl'scher Bankrott)	Sch. an Osann, 20. April 1822, D XIV, 345f.
Beneke	Sommer 1820	—	?	Beneke im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg.Literatur-Zeitung, Nr.10, Febr. 1821

zubringen.“ Dann findet sich unter dem 20. November die Eintragung: „Nachmittag Besuch von Schopenhauer“ und unter dem 14. Januar: „Kam Dr. Schopenhauer und holte sich den 1. Band von Don Quixote“.

³⁸⁸ Karl Friedrich Demiani (1768—1823), Maler und seit 1816 erster Inspektor an der Dresdner Galerie. Vgl. Thieme-Becker, Allg. Lexikon der bildenden Künstler.

³⁸⁹ Heinrich David August Ficinus (1782—1857), Professor der Chemie und Physik an der medizinischen und chirurgischen Akademie zu Dresden. F. blieb auch in seiner „Optik“ (Dresden 1828) der Schopenhauerschen Farbenlehre treu; vgl. den Abschnitt „Chromatik“, 87 ff.

³⁹⁰ Frauenstädt, a. a. O., 545, Druckfehler: 1828; S. 209 zitiert Frauenstädt die Stelle mit der richtigen Jahreszahl 1818.

³⁹¹ Vgl. X. Jahrb. 1921, 102.

³⁹² E. A. Lewald, Schopenhauers Schulkamerad in Gotha (1807) und Kommilitone in Göttingen (1811), später Professor für klassische Philologie in Heidelberg. Schopenhauer scheint ihn bei seinem Besuch im Juni 1819 zum letztenmal gesehen zu haben. In Lewalds Brief vom 10. Oktober 1819, in dem darauf Bezug genommen ist, werden noch einige Heidelberger Bürger genannt, die Schopenhauer damals kennengelernt hat: Roux (bewunderte später Schopenhauers artistische Kenntnisse und Urtheile), Mohrstadt, Kaufmann Fries.

³⁹³ Friedrich Osann (1794—1858), Jugendfreund Schopenhauers aus der ersten Weimarer Zeit; die Berichte Gwinners, 3. Aufl., 47 und 67, und Grisebachs, 49 und 64, über Gothaer und Göttinger Beziehungen (1807 und 1811) sind ganz abwegig; philologische Studien seit 1813 in Jena, von Ostern 1814 bis 1816 in Berlin; 1817 längere Zeit in Dresden, wo er aber, entgegen der Vermutung Schemanns, Schopenhauer kaum gesehen hat (in einem ungedruckten Brief an seine Mutter sagt er, daß er niemanden habe, mit dem er politisieren und disputieren könne); 1819—1821 in Berlin, Ostern 1821—1825 in Jena, wo er Adele Schopenhauer nähertrat (vgl. die Erwähnungen in ihren Tagebüchern), ohne die Kluft zwischen den Geschwistern überbrücken zu können; seit 1825 in Gießen. Vgl. Schemann, a. a. O., 423 ff. Sein erstgeborener Sohn erhielt den Namen Arthur. Nach der Familientradition hat Osann seinem Freunde Schopenhauer die Patenschaft angetragen, dieser habe eine formelle Patenschaft abgelehnt, jedoch geantwortet, er würde sich freuen, wenn der Knabe seinen Namen erhalte.

Name des Gesprächspartners.	Datum.	Sch's Zeitangabe.	Gesprächs- gegenstand.	Erwähnung.
X ein Italiener	1821 1822/23	1821 [Hornstein: „in Florenz an der Mit- tagstafel“] 395 im September	Ehemoral und Klerus in Rom „ <i>Signore, lei deve avere fatto qualche grande opera...</i> “	Siehe Ann. 394 Gwinner, 3. Aufl. 397, nach dem eis taurov 396
Karl Ferdinand Bochmann (in Leipzig)? 397	Anf. Sept. 1824		bietet Übersetzungen aus dem Englischen und Ita- lianischen an Kantbildungs	Sch. an F. A. Brockhaus, 26. Jan. 1825, DXIV, 369
Moses Siegfried Lowe 398	(nach Mai) 1825	vor 12 Jahren		Sch. an Rosenkranz, 25. Sept. 1837, D XIV, 481.
Ernst Heinrich Toelken 399	30. Mai 1826	gemäß unse- rer gestrigen Verabredung	S. b's. Vorlesungsanzeige für Wintersemester 1826/27	Sch. an Toelken, 31. Mai 1826 (D XIV, 382)
Alexander v. Humboldt ein Literat	Okt. oder Nov. 1826 400 1827	1826 1827	nicht Wissenschaftliches eine Faustübersetzung	Sch. an Frauenstädt, 6. August 1852 (s. Gespräch mit Boeckh, S. 154) Sch. an Aubert de Vitry, 16. Jan. 1833, D XIV, 453
Martin Heinrich Carl Lich- tenstein 401 General Santander	Ende Okt./Anf. Nov. 1827 um 1829	— —	Thiersch, den L. in Mün- chen getroffen hatte s. Ann. 402	Sch. an Thiersch, 7. Nov. 1827, D XIV, 389
Miß Story ein Gutsbesitzer 403	Spätsommer 1834 vor 1836	— —	Ottilies Vorleben sympathetische Kuren	Schopenhauers Handexemplar des <i>Ora- culo Manual y arte de prudencia</i> (Amsterdam 1659) 402 Ottolie von Goethe an Adele Schopen- hauer, 14. Sept. 1834 (vgl. S. 53) Wille in der Natur, D III, 398

394 „Es ist mir wirklich begegnet, 1821, daß ich erzählte, wie in Rom jeder mit einem Mädchen in *flagrante delicto* getroffener junger Mann gesetzlich gezwungen wird, sie zu heirathen, durch welche weise Vorkehrung der hohe Clerus mit jungen Frauen versehen wird, deren Männer sie nicht zu erhalten vermögen, wodurch präkavirt wird, daß nicht durch Schwangerschaft von Mädchen ein *scandalum ecclesiae* entstehe, — worauf mir Einer entgegnete: «wenn nun aber der [gestr.: Kardinal] Prelat zur jungen Frau kommt, wann deren Mann gerade bei ihr ist, was sagt dann der Mann?» — erwiderte ich: Je nun, der sagt: «Kardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihrige». —“ (Handschriftlicher Zusatz Schopenhauers im Handexemplar der 2. Aufl. der Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II; Ausg. Otto Weiß II, 887.)

395 D. h. wohl während des langen zweiten Aufenthalts vom 11. September 1822 bis Anfang Mai 1823, nicht während des kurzen ersten Aufenthalts November/Dezember 1818.

396 Vgl. auch die Gespräche mit Hornstein, S. 212, und mit Frauenstädt, S. 85. An derselben, dem *elc éurov* entnommenen Stelle verzeichnet Gwinner noch einige ähnliche Begegnungen mit einem Engländer, einem Franzosen und dem Sohn einer durchreisenden englischen Familie, die vermutlich ebenfalls in die Florentiner Zeit fallen.

397 Prokurist der Firma F. A. Brockhaus. Aus dem späteren Gespräch mit Eduard Brockhaus (S. 335 ff.) dürfte hervorgehen, daß Schopenhauer bei seinem Besuch in Leipzig mit den Inhabern der Firma, Friedrich und Heinrich Brockhaus, nicht persönlich verhandelt hat.

398 Moses Siegfried Lowe, später Jos. Michael Siegfried Loewe (1756—1831), Kupferstecher, Miniaturenmaler und Porträtist. Sein Kantbildnis (1784) wurde mehrfach gestochen.

399 Ernst Heinrich Toelken (1785—1869), im Sommer 1826 Dekan der phil. Fakultät. An ihn sind die beiden Briefe Schopenhauers vom 8. und 31. Mai 1826 (D XIV, 382 und 382 f.) gerichtet; bei letzterem ist D XIV fälschlich als Empfänger Boeckh angegeben.

400 Humboldt kehrte von seinem langjährigen Pariser Aufenthalt Ende September 1826 nach Berlin zurück. Nach etwa sechs Wochen ging er am 3. Dezember nochmals zur Ordnung seiner Bücher und Sammlungen nach Paris. Vgl. Karl Bruhns, Alexander von Humboldt, Leipzig 1872, 2. Bd., 118 f.

401 Martin Heinrich Carl Lichtenstein (1780—1857), Mediziner, Naturforscher, Professor an der Universität Berlin. Vgl. über ihn S. 39.

402 Nach Grisebach, Edita und Inedita, 105, hat Schopenhauer auf dem letzten weißen Blatt des Buches eingetragen: „p. 191. *No peccer de desdicha agena* [D VI, 355, Nr. 285: Nicht am fremden Unglück sterben], *y mucho menos de necedad y rindad agena*“; desgl. „*Nadie se escarmienta en cabeza* [sic!] *agena* [sic!] *(mi Tha* [sic!] *) dicho el General Santander*“ — Francisco de Paula Santander (1792—1840), kolumb. Staatsmann, beteiligte sich seit 1810 ausschlaggebend am Unabhängigkeitskrieg, stiftete 1827 die Revolution gegen Bolivar an, lebte 1828—1830 in Verbannung in Europa. 1832—1837 Präsident von Neu-Granada.

403 Möglicherweise Heinrich v. Lowtzow (vgl. S. 41f.).

Name des Gesprächspartners.	Datum.	Sch's Zeitangabe.	Gesprächsgegenstand.	Erwähnung.
Carl Fortlage ⁴⁰⁴	1836	1836	eine von F. geplante Rezension des im März erschienenen „Willens in der Natur“ für die Heidelberger Jahrbücher ?	Sch. an Frauenstädt, 26. März 1854
Neffe von Sch's Jugendfreund Karl Godeffroy ein Franzose ⁴⁰⁵	1838	vor 10 Jahren	?	Sch. an Frauenstädt, 11. Juni 1848, D XIV, 619
Generalkonsul Freinsheim	Anf. April 1839	vor etwa 10 Jahren	indische Religion	Parerga II, D V, 246
Klaviermeister Hoffmann	1839	—	Medaille und Diplom der Norw. Akademie	Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben, Berlin 1875, 127 ff (Dazu vgl. Sch. an Keil, 20. Aug. 1839, D XIV, 516)
Schreckenstein Grégoire	nach 1844 Juli 1845	— —	Prof. Franz Hoffmann (späterer Herausgeber von Baaders Werken) Äußerungen Galls ⁴⁰⁶ ?	Sch. an Frauenstädt, 29. Juni 1855
Dr. Christian Ernst Neeff ⁴⁰⁷	Ende 1845	—	eine sympathetische Kur	siehe Anm. ⁴⁰⁶ Gwinner, 3. Aufl., 289; vgl. auch Gespräch mit Carl Bähr, S. 265 Spicilegia, S. 330, worauf in einer Randbemerkung des Willens in der Natur (2. Aufl. 1854) verwiesen wird; D III, 785
zwei Mägde	vor Juli 1846	—	ein prophetischer Traum	Parerga I, D IV, 282f. und Gespräche mit Frauenstädt (s. S. 78), daraus die Datierung
Dr. Lothmar	zw. 1846/1854	—	Plagiat von J. D. Brandis ⁴⁰⁸	siehe Anm. ⁴⁰⁸

zusammen mit dem am 18. April 1852 erfolgten Besuch Beckhs (vgl. S. 154f.) beiläufig erwähnt im Brief Sch.'s an Frauenstädt vom 12. Sept. 1852

⁴⁰⁴ Carl Fortlage (1806—1881), als Psycholog Anhänger Benekes, in der Metaphysik Erneuerer der Fichteschen Wissenschaftslehre.

⁴⁰⁵ Begleiter der Bajaderen. Im Jahre 1839 kam eine Bajaderegruppe von der Pagode Tindivine Parum an der Koromandelküste auf ihrer Europareise nach Frankfurt, wo sie am 10. und 14. April ihre religiösen Gesänge und Tänze aufführte. (Anton Bing, Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters, Frankfurt a. M. 1892, 196.)

⁴⁰⁶ „Schreckenstein“ versichert mich, daß Gall dieses Theorem mündlich seinen Freunden vorzutragen pflegte.“ (Handschriftlicher Zusatz Schopenhauers im Handexemplar der 2. Aufl. der Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II; Ausg. Otto Weiß II, 890.) Es handelt sich um Schopenhauers Theorie, daß bei der Zeugung der Vater den Willen verleihe, die Mutter den Intellekt (D II, 590). — Über die Persönlichkeit Schreckensteins war nichts zu ermitteln.

⁴⁰⁷ Dr. Christian Ernst Neeff (1782—1849), Professor der allgemeinen und speziellen Pathologie, Mitbegründer des Physikalischen Vereins. Vgl. Gurlt, Lexikon berühmter Ärzte.

⁴⁰⁸ „[Ich] füge nur hinzu, daß ich seitdem, von sehr guter Hand die Versicherung erhalten habe, daß Herr Brandis [bei Abfassung seiner «Erfahrungen über die Anwendung der Kälte in Krankheiten»], 1833, und seiner «Nosologie und Therapie der Kachexien», 2 Bde., 1834 u. 1839] mein Hauptwerk allerdings gekannt und sogar besessen hat, da es sich in seinem Nachlaß vorgefunden“ (Wille in der Natur, 2. Aufl. 1854, D III, 306). Dazu gibt ein handschriftlicher Zusatz im Handexemplar der 2. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II, die nähere Erläuterung: „Der Sohn des Brandis, Professor der Philosophie in Bonn, hat dem Dr. Lothmar gesagt, daß sein Vater, der Kopenhagener Akademikus, mein Werk allerdings gekannt u. es sogar besessen hat“ (Ausg. Otto Weiß II, 857). Die zeitliche Eingrenzung des Gesprächs durch die Erscheinungsjahre der Welt als Wille und Vorstellung, 2. Aufl. (1844) und des Willens in der Natur, 2. Aufl. (1854) kann, da in der ersten Notiz bereits der Tod von J. D. Brandis vorausgesetzt ist (er starb in Kopenhagen 1846), auf die Jahre 1846—1854 verengert werden. Über die Persönlichkeit von Dr. Lothmar war nichts zu ermitteln.

⁴⁰⁹ Friedrich v. Raumer, Geschichtsschreiber (1781—1873).

⁴¹⁰ Es kommt nur die Zeit in Frage, da Raumer als Abgeordneter des Deutschen Parlaments in Frankfurt weilte. Raumer reiste im Mai 1848 nach Frankfurt und blieb, mit einer mehrmonatlichen Unterbrechung vom August bis zum Ende des Jahres 1848, da er als Vertreter der deutschen Zentralgewalt in Paris weilte, bis zum Mai 1849.

Name des Gesprächspartners.	Datum.	Sch's Zeitangabe.	Gesprächsgegenstand.	Erwähnung.
Wilhelm Mertens-Dewald	Febr.1849	—	Sch.'s Vorkaufsrecht auf den Anteil seiner Schwester an den Ohraer Gütern	Mertens an Schopenbauer, 21. Aug. 1849, D XV, 7 ⁴¹¹
ein junger englischer Pfaffe	1850	1850	animalischer Magnetismus	Parerga I, D IV, 299 (schon im Text der Ausg. 1851)
ein Europäer, der lange in Indien gelebt	vor 1851	ein Mal	europäische Vorurteile über den Brahmanismus	Parerga II, D V, 246 (schon im Text der Ausg. 1851)
ein junger gebildeter Türke	vor 1851	—	Stellung des Islams zum Weibe	Parerga II, D V, 285f. (schon im Text der Ausg. 1851)
ein englischer Theehändler	vor 1851	—	die chinesische Schrift als Verständigungsmittel zw. verschiedenen Nationen	Parerga II, D V, 635 (schon im Text der Ausg. 1851)
ein Student aus Gießen (Großneste d. Lottie Werthers)	Dez. 1851	neulich	nach teilweiser Lektüre der Parerga	Sch. an Frauenstädt, 2. Januar 1852, D XV, 84
ein fünfzigjähriger Vergnügungsreisender	nach 1851	—	Langeweile als Reiseumotiv	Parerga II, D V, 672 (Zusatz im Hand-exemplar der Ausgabe 1851, daraus die Datierung)
Buchhändler Hirschwald	10. Juni 1852	soeben	Bitte um zwei Photographien für Dr. Kormann	Sch. an Frauenstädt, 10. Juni 1852, D XV, 131
wieder ein Student aus Gießen (Noacks Nefte, s. u.)	Anf. Sept. 1852	neulich	„bat um Erlaubniß Ostern wiederzukommen“	Sch. an Frauenstädt, 12. Sept. 1852
Joh. Christian Jüngken ⁴¹²	Anf. Sept. 1852	—	?	Sch. an Frauenstädt, 12. Sept. 1852

John jun.	Ende Sept. od. Anf. Okt. 1852	—	die poetisch-philosophischen Bestrebungen des Besuchers	Am 20. Sept. 1852 kündigt Carl John den Besuch brieflich an. Nach seinem nächsten Brief vom 5. Mai 1853 hat Sch. ihm bereits am 5. Okt. 1852 über den Besucher geschrieben
ein Heidelberger Prof. <i>juris</i> Noacks Neffe (z. 2. mal) Prorektor Rödiger Conrektor Conrad Schwenck Frau Wüstenfeld	März 1853 März 1853 1853 August 1853 1854	neulich neulich schon früher	? ? ?	Sch. an Frauenstadt, 10. März 1853 Sch. an Frauenstadt, 30. März 1853 Sch. an Frauenstadt, 19. August 1853 Sch. an Frauenstadt, 19. August 1853 Bizonfy an Schopenhauer, 4. Dez. 1854
Oehmer	Jan. od. Febr. 1855	kürzlich	der Frau Wüstenfeld	Sch. an Frauenstadt Febr. 1855
ein preußischer Offizier	Dez. 1855	eben aus Würtemberg zurückgekommen	d. med. Wissenschaften Bartholmeß	Sch. an Frauenstadt, 23. Dez. 1855
ein aus Böhmen zurückgekommener Oesterreicher Beckers Sohn, Johann Carl Becker, und Neffe, Adolf Merkel, <i>stud. jur.</i> in Gießen	Jan. 1856 Mai 1856	eben	Preisfrage der Universität Leipzig ?	Sch. an Becker, 20. Jan. 1856 (vgl. auch an Frauenst. 31. Jan. 1856) Becker an Sch., 15. Mai 1856 (Ankündigung des Besuchs); Sch. an Frauenstadt, 6. Juni 1856 (Mittellung der Ausföhrung)

⁴¹¹ Vermutlich bezieht sich auf dieses Gespräch auch Schopenhauers Mittheilung an Sibylle Mertens vom 3. Februar 1852: „Vor 4 Jahren sagte mir Hr *Mertens* er wolle einmal nach Danzig reisen.“
⁴¹² Joh. Christ. Jüngken (1793—1875), 1828 Leiter der neugegründeten AugenKlinik in der Berliner Charité, 1834 bis 1868 Professor der Chirurgie und Augenheilkunde, gehört zu den Begründern der wissenschaftlichen Augenheilkunde. Vgl. Gurlt, Lexikon berühmter Ärzte.

Name des Gesprächspartners.	Datum.	Sch's Zeitangabe.	Gesprächsgegenstand.	Erwähnung.
Dr. K.	Juni oder Juli 1856	—	Adolph Cornill	Sch. an Frauenstädt, 11. Juli 1856
Dubourg (Magnetiseur)	1856	—	Regazzoni	Sch. an Frauenstädt, 30. Juli 1856
Mad. Lindner	Anf. Sept. 1856	—	?	Sch. an Frauenstädt, 17. Sept. 1856
ein junger Bekannter Dr. Ashers	22. Febr. 1857	an meinem Geburtstage	überbringt Gratulation	Sch. an Asher, 16. März 1857
ein junger Bekannter Dr. Ashers	15. März 1857	gestern	Ashers überbringt ein Gedicht	Sch. an Asher, 16. März 1857
Theodor von Bunsen	Ende März 1857	—	Ashers auf Sch. der geplante Besuch C. J. von Bunsens bei Sch. (vgl. S. 306f.). Sch. an Bunsen: „Ihr Sohn sagt, daß gar der Astor noch herüberkommen will in diesen relativen Orient“	C. J. von Bunsen an Sch., 26. März, und Schs. Antwort, 28. März 1857
stud. Neuburger	Sommer 1857	—	Prof. Knoodis (Bonn) Kolleg <i>de philosophia Schopenhaueriana</i>	Sch. an Körber, 3. Okt. 1857
C. Graf Knyphausen	Sommer 1857	—	?	Graf Knyphausen an Sch., 7. März 1858
2 Russen aus Moskau und Petersburg	Sommer 1857	den Sommer über	?	Sch. an Asher, 22. Okt. 1857
2 Schweden (1 aus Upsala, 1 kgl. Gesandter und Reichsgraf)	Sommer 1857	den Sommer über	?	Sch. an Asher, 22. Okt. 1857

2 Damen	Sommer 1857	den Sommer	?	Sch. an Asher, 22. Okt. 1857
Ein Doctor aus Wien	Juni 1858	über	?	Sch. an Asher, 24. Juni 1858
Dr. Sederholm ⁴¹³	Juni 1858	und dann (d. h. nach dem Dr. aus Wien)	vgl. Anm. ⁴¹³	Sch. an Asher, 24. Juni 1858
Ein Wiener Dr. jur.	Juni 1858	neuerlich	?	Sch. an Asher, 2. Juli 1858
Ein Fremder von der <i>revue germanique</i>	Juni 1858	neulich	Sch.'s Philosophie in Frankreich	Sch. an Asher, 2. Juli 1858
Prof. A. Maillard	Anf. Juli 1859	—	Carl Bährs u. Maillards Übersetzung der Preisschrift: „Über die Freiheit des menschlichen Willens“; 3. Aufl. der Welt als Wille und Vorstellung	Carl Bähr an Sch., 30. Juni und 28. Nov. 1859
A. Scheuter	Frühj. 1860	—	Pfarrer Grimm	Scheuter an Sch., 18. Mai 1860 ⁴¹⁴

⁴¹³ Im Brief an Asher vom 24. Juni 1858 heißt es nur „ein protestantischer Prediger aus Moskau“. Der Name ergibt sich aus einer Aufzeichnung Schopenhauers im Manuskriptbuch Senilia (S. 123), die von Grisebach (G. N. II, 129) in die Erläuterung aufgenommen, in der Deussenschen Ausgabe (vgl. VI, 780 f.) als unzugehörig weggelassen worden ist. Sie lautet: „Dr. Sederholm, Pfarrer aus Moskau, welcher Schwedisch kann, sagt, daß «seeelig» nicht von Seele kommt; sondern vom schwedischen Wort Sa I, welches bedeutet Fülle, Herrlichkeit, Glückseligkeit (doch nicht im theologischen Sinn) und welches im Deutschen bloß in seinen *Derivatis* Trübsal, Schicksal etc. übrig ist: — also ist statt seeelig zu schreiben.“ — Eine genauere Datierung des Besuchs nach dem Manuskript Senilia ist nicht möglich, weil die übrigen gerade auf den vorangehenden und folgenden Seiten ziemlich häufigen Zitate aus Zeitungen und Zeitschriften, die einer zeitlichen Fixierung nahe liegen, keine streng zeitliche Reihenfolge einhalten.

⁴¹⁴ Der bisher ungedruckte, im Besitz des Schopenhauer-Archivs befindliche Brief gibt einen Bericht über den Besuch im Wohnort Grimms, Kloppenheim.

Name des Gesprächspartners.	Datum.	Sch's Zeitangabe.	Gesprächsgegenstand.	Erwähnung.
Viktor Hehn, Bibliothekar aus Petersburg	1860	1860	überbringt J. J. Schmidts Abhandlung „Über das Mahājāna und Pradschnā-Pānamita der Bauddhen“ im Auftrag des Sanskritforschers Otto Böhlingk vgl. Anm. 415	Schopenhauers Eintragung auf dem Titelblatt der Abhandlung (vgl. Grisebach, <i>Edita und Inedita</i> , 66 ff.).
Th. J. Naumann ⁴¹⁵	?	—		Th. J. Naumann an Sch., undatiert

⁴¹⁵ Ein aufdringlicher Gesprächspartner, von dem das Schopenhauer-Archiv zwei undatierte Briefe bewahrt. In dem einen heißt es: „Sie sagten: «Ein schlechter Graf ist noch immer besser wie ein Banquier.»“

NAMENREGISTER.

A.

- Abegg, Dr. med. 132
Albert, Mechanikus 67
Altmüller, Karl 299, **371 ff.**
Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar 22
Angelus Silesius 117, 292
Anquetil du Perron, Abr. Hyac. 292
Aremberg, Fürst 248
Aristoteles 202, 321
Arnold, Kunsthändler 233
Artaria, Buchhandlung 148
Artemidoros 77
Arthur, König 96
Asher, David **169 ff.**, 264, 363, 368, 408
Astor, William Backhouse 72, 125, 306, 408
Atma, Schopenhauers Pudel 79. 82, 83, 90, 160 f., 206, 209, 274 ff., 289, 300, 311, 348, 386, 395 ff.
Augustinus 272.

B.

- Baader, Franz v. 392 f.
Bähr, Carl Georg 27, 28, 47, 54, 71, 211, **224 ff.**, 273
Bähr, Johann Karl **203 f.**, 223
Bahnsen, Julius 72, **271 ff.**, **385**
Bartholmeß, Christian 234, 363, 407
Bardua, Caroline 254
Baumann, Julius **370 f.**
Beck, C. G. 164, **288 ff.**
Beck, Louise 289 f.
Becker, Johann August **64 ff.**, 86, 128, 133, 147, 210, 211, 242 f., 385, 389
Becker, Johann Carl 273, 408
Becker, Schauspieler 109
Beethoven 212
Belisar 43
Beneke, Friedrich Eduard 114, 127, 401

- Beyer, Rudolf v. **44 ff.**
Bichat, François Xavier 319 f., 366 f.
Biedenfeld, Ferdinand L. K. v. **31 ff.**
Bizonfy, Franz **181 f.**, 407
Blum, Robert 214 f., 216, 260, 341
Blumenbach, Johann Friedrich 125, 229
Bochmann, Karl Ferdinand 402
Boeckh, Philipp August 38, **154 f.**
Böhme, Jakob 158, 292, 392
Bötticher, O. 71
Böttiger, Karl August 32, 33, 399
Bourignon, Antoinette 292
Brahma 94, 245
Brandis, J. D. 404
Brecht, Gustav 342 f.
Brockhaus, Eduard **335 ff.**
Brockhaus, F. A. 32, 132, 148, 173 ff.
Bruchhausen, W. v. **153 f.**
Brunner, Sebastian 394
Bruno, Giordano 86, 264
Büchner, Ludwig 196 f.
Bürger, Gottfried August 307 f.
Buddha (und Buddhismus) 93, 94, 138 f., 139 f., 163 f., 171, 185 f., 230 ff., 245, 292 f., 312, 320, 322
Bunsen, Christian Carl Josias v. 72, 125, 182 f., 254 f., **306 f.**
Bunsen, Theodor v. 306, 408
Byron, Lord 110, 170, 212, 214, 382.
- ## C.
- Cabanis, Pierre Jean George 364, 381
Calderon 113, 211
Candidus, Karl 72
Carové, Friedrich Wilhelm 61, **63 f.**
Carriere, Moriz 70
Cartesius 98, 99, 100, 114, 293, 328, 367
Cervantes (Don Quixote) 110
Challemeil-Lacour, Paul Armand **332, 347 ff.**

Chamfort, Nicolas 312, 364, 365
 Chamisso, Adelbert v. 48
 Claudius, Matthias 293
 Clemens, August 129, 305
 Collier, John Payne 199
 Condillac, E. B. de 313
 Cornaro, Lodovico 385
 Cornill, Adolph 379, 408
 Cotta, Bernhard 283
 Cotta, Verleger 208
 Coubet, Gustave 296
 Cousin, Victor 152
 Crüger, Eduard **183 ff.**, 267, 292, 294f.
 Cuvier, George, Baron v. 16.

D.

Daems, Privatier 178
 Dante 259
 Daumer, Georg Friedrich 139, 288
 Demiani, Karl Friedrich 400
 Denis, Schauspieler 109
 Descartes, s. Cartesius
 De Sanctis, Franc. 188
 Devrient, Eduard 59
 Diderot, Denis 209, 365
 Dillon, Lord 265
 Diotima 353
 Disraeli, Isaak 392
 Dorguth, Friedrich 57, 63, 67, 128,
 130 f., 139, 154, 188, 236
 Doß, Adam v. 130 f., **134 ff.**, 147,
 210, 211, 212, 385
 Drobisch, Moritz Wilhelm 230, 336
 Drouet, Louis François Philippe
 213
 Dubourg, Magnetiseur 408
 Dumeril 16
 Duns Scotus 133
 Du Prel, Carl Frhr. 146.

E.

Eastlake, Charles **41**
 Eberhard, Bildhauer 37
 Eberstein, Moriz Lebrecht Frhr. v.
133 f., 338, 349
 Eckermann, Johann Peter 210

Eckhart, Meister 244, 292
 Eeden, F. W. van 71
 Ehrenberg, Christian Gottfried 88
 Eichstaedt, Heinrich Karl Abraham
 149
 Emden, Martin **61 f.**, 63, 67, 86,
 131, 175
 Erdmann, Johann Eduard **165 f.**,
 182, 238
 Eukleides 193.

F.

Falk, Johannes **12**, 200
 Feuerbach, Ludwig 197, 209
 Fichte, Immanuel Hermann 192,
 195, 222, 260
 Fichte, Johann Gottlieb 99, 133,
 195, 241, 308, 314, 380
 Ficinus, Heinrich 400
 Fischer, Professor in Basel 91
 Fischer, Kuno 194 f.
 Flourens, Marie Jean Pierre 367,
 377
 Fortlage, Carl 404
 Foucher de Careil, Alexandre Graf
 332, **363 ff.**
 Frank, Julius **334 f.**, 395
 Franz von Assisi 112, 332
 Franz, Lucia **395 ff.**
 Frauenstädt, Julius 57, 61, 67, 68,
75 ff., 147, 155, 211, 241, 252,
 259, 272, 381
 Freinsheim, Generalkonsul 404
 Friedrich II. d. Gr. 217
 Frommann, Friedrich 20.

G.

Gall, Franz Joseph 367, 404
 Gayette, Jeanne Marie v. 192, **265 f.**
 Georgens, Dr. 265
 Gervinus, Gottfried 201
 Gerstenbergk, Friedrich Müller v.
 12 f.
 Gluck, Christoph Ritter v. 214
 Gmelin, Kupferstecher 400
 Godeffroy, Karl 404

Göbel, Angilbert 245 f., 295, 347
Goethe, Johann Wolfgang v. 15,
17 ff., 45 f., 107, 109, 110, 124,
129, 200, 210, 212, 215, 233,
250 f., 254, 255, 257, 258, 268,
286 f., 290 f., 293, 305, 307, 315,
341, 377, 385, 390
Goethe, Ottilie v. 52 ff., 250, 395,
402
Goldoni, Carlo 200
Gozzi, Carlo Graf 361 f.
Gracian, Balthasar 211, 317
Graevell, Friedrich 48, 305
Grégoire, Anthime, de Blésimaire
404
Grimm, Jakob 30
Grimm, Pfarrer 192, 197, 230, 410
Gutzkow, Karl 51, 224, 257, 348
Guyon, Frau v. 72, 292
Gwinner, Wilhelm 133, 183, 378 ff.

H.

Haase, Friedrich 332 f.
Haefner 17
Hagemann, Bildhauer 347
Haller, Albrecht v. 39
Hamel, Julius 183, 267 ff., 295
Hartenstein, Gustav 230, 336
Hartknoch, Johann Friedrich 400
Hauser, Kaspar 63
Hayn, A. W., Verlagsbuchhändler
173 f.
Hebbel, Friedrich 279 f., 298 ff.
Hebler, Carl 189 ff.
Heeren, Arnold 72
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
(und Hegelianer) 38 f., 98, 104,
112 f., 194, 195 f., 207, 248,
284 f., 291, 312 ff., 322, 328,
329 ff., 341
Hehn, Viktor 410
Heine, Heinrich 67, 110
Hell, Theodor 29, 33
Hellwig, Schauspieler 109
Helvetius, Claude Adrien 209, 364,
365, 381

Henle, Jakob 336
Herbart, Johann Friedrich 113, 234
Herwegh, Georg 138, 182, 221
Hesiod 107
v. Heygendorff, s. Jagemann
Hieronymus, Johann Hartmann
157 ff.
Hinkeldey 233
Hirschwald, Buchhändler 406
Hoffmann, E. T. A. 44 f.
Hoffmann, Franz 404
Hoffmann, Klaviermeister 404
Holtei, Karl v. 43
Hornfeck, Dr. 310
Hornstein, Robert v. 143, 205 ff.
Humboldt, Alexander v. 154, 182 f.,
308, 341, 377, 385, 402
Hume, David 93, 93 f., 200.

I.

Iken, Carl 16, 109 f.
Indra 95, 245.

J.

Jacobi, Friedrich Heinrich 43, 314
Jacoby 341
Jagemann, Caroline 13, 54 f., 78,
124
Jahve (Jehovah) 95, 243, 301
Janßen, Johannes 393 f.
Jean Paul 25, 126, 170, 212
Jesus Christus 95 f., 210, 243, 375,
394
Johannes Secundus 121
John, Carl 149
John, jun. 406
Johnson, Samuel 199 f.
Jordan, Wilhelm 277 ff., 298 ff.
Jüngken, Joh. Christian 406
Jürgens, Heinrich 72, 377
Julian Apostata 113
Junker, Hr. 399
Jupiter 245.

K.

Kaaz, Karl Friedrich 296
Kalb, Pastor 185 f., 233

Kant, Immanuel 25, 72, 73, 92, 97 f.,
98, 107, 114, 129, 153, 156, 173,
186, 192, 193, 196, 233, 255,
260, 288, 292, 293, 294, 308,
312, 328 ff., 342, 343, 344, 347,
364, 369, 375, 381, 385, 389

Karl d. Gr. 249

Keil, J. G. 35

Kerner, Justinus 78, 295

Kilzer, August Gabriel 130 ff., 193

Kind, Friedrich 29

Klinger, Friedrich Maximilian v.
200

Knoodt, Peter 243, 408

Knorr, Justizrat 368 ff.

Knyphausen, Graf C. 408

Koerber, G. W. 242

Körner, Theodor 314

Kopernikus 92

Kormann, Dr. 215, 406

Kriegskotte, Dr. 164 f.

Krüdener, Paul v. 155

Kügelgen, Gerhard v. 254

Kuhn, F. A. 29.

L.

Lackner, Hans 395

Lamarck, Jean Baptiste Antoine
Pierre Monet de 16

Lamartine, Alphonse de 312

Lampe, Kants Diener 342

Langhein, A. F. E. 29

Laokoon 247, 248

Laplace, Pierre Simon Marquis de
92

La Roche, Karl Ritter v. 291

Laromiglière, Prof. 151 f.

Lassaulx, Ernst v. 69

Lassalle, Ferdinand 334

Laun, Friedrich 32

Launitz, Eduard Schmidt von der
192, 204, 251

Leibniz, Gottfried Wilhelm v. 99 f.,
103 f., 194, 320 f., 324 ff.

Leopardi, Giacomo 143 f., 212, 339,
340

Lerch, Heinrich 161 f.

Lesage (Gil Blas) 73 f., 257 f.

Lessing, Gotthold Ephraim 150 f.

Lewald, E. A. 401

Lichnowski, Felix Fürst v. 340 f.

Lichtenberg, Georg Christoph 120

Lichtenstein, Martin Heinrich Carl
39, 402

Liebig, Justus v. 279

Lindner, Ernst Otto 41 ff., 155 ff.,
166

Locke, John 343

Lothmar, Dr. 404

Lotze, Rudolf Hermann 370

Lowe, Moses Siegfried 402

Lowitzow, Heinrich v. 41 ff., 155 f.,
403

Ludwig XIV. 194

Ludwig XV. 364

Lunteschütz, Jules 169, 179 ff.,
183, 184, 190 f., 205, 211, 233 f.,
245 f., 289, 295, 344, 347

Luther, Martin 243, 322.

M.

Machiavelli, Niccolò 107, 340

Maclaurin 26

Maedler, Joh. Heinrich v. 91

Maillard, Prof. A. 181, 409

Mantuffel, Otto Theodor Frhr. v.
324

Marheineke, Phil. Konr. 125

Martensen, Dr. G. 270, 383

Matthisson, Friedrich v. 348

Maupertuis, Pierre Louis Moreau de
389

Mayer, Dr. A. 147 f.

Meissonier, Ernest 295

Mencke, jun. 21, 22

Mendelssohn, Felix 214

Menzel, Wolfgang 384

Merck, Joh. Heinrich 109

Merkel, Adolf 408

Mertens-Schaaffhausen, Sibylle 40,
53 f., 61 f., 65, 66, 67, 150

Mertens-Dewald, Wilhelm 406

Metastasio, Pietro 259
Mettenheimer, Carl v. 219
Meyer, Jürgen Bona 252 f.
Michelet, Karl Ludwig 70, 210, 247,
312, 336
Miller, Bernhard 338 ff.
Mohammed 95
Moleschott, Jakob 148, 196 f., 210
Molière, Jean-Baptiste 111
Montaigne, Michel Seigneur de 363
Monton, Parerga-Übersetzer 180
Morin, Frédéric 311 ff.
Moses 322 f.
Mozart 25, 187, 195 f., 238, 290
Muhl, A. L. 40
Mylius, Carl 309 ff.

N.

Napoleon I. 12, 119, 248, 340
Napoleon III. 59, 176, 340, 343,
390
Naumann, Th. J. 410
Neeß, Christian Ernst 404
Nehring, Christian 375
Neuburger, stud. 408
Newton, Sir Isaak 20, 26 f., 305
Ney, Elisabeth 218, 345 ff., 347,
370, 377
Nicolovius, Alfred 250
Noack, Ludwig 406, 407
Nordwall, Adolf Leonard 61, 270 f.,
383.

O.

Oehmer 407
Oelsner-Monmerqué, Gustav 151 f.
Oken, Lor. 25, 291
Ormuzd 95
Osann, Friedrich 401
Osorius 118
Oxenford, John 148.

P.

Paracelsus 121
Passavant, Johann Carl 150 f.
Pastrana, Miss 249
Perner, Ignaz 140
Pestalozzi, Johann Heinrich 399

Petrarca, Francesco 259
Pitaval 375
Plato 86, 288, 291, 292, 312
Poussin, Nicolas 21
Priestley, Joseph 200
Pückler-Muskau, Graf Hermann 400
Pustkuchen, Joh. Fr. Wilh. 248.

Q.

Quandt, Johann Gottlob v. 34 ff.,
233.

R.

Rabelais, François 364
Rätze, Joh. Gottlieb 81, 139
Raimundus Lullus 106
Rancé, Abbé 388
Raumer, Friedrich v. 155, 405
Regazzoni, Magnetiseur 61, 408
Reichardt, Joh. Friedrich 214
Reichlin-Meldegg, Karl Alexander
Frhr. v. 336
Reimarus, Hermann Samuel 95
Reinhold, Karl Leonhard 107 f.,
147
Rembrandt 295
Reuß, Michael 52
Reuter, Christian, Verfasser des
„Schelmuffsky“ 16, 109
Ridinger, Joh. El. 293
Riemer, Friedrich Wilhelm 19 ff.,
399
Ritter, Julie 228
Ritter, Karl 187, 223 f., 228 f.
Rödiger, Prorektor 407
Römer, Georg 55 ff., 184
Röth, Eduard Maximilian 336
Rollett, Hermann 74 f.
Rosenkranz, Karl 68, 172, 260, 284,
312, 314, 375
Rossini 62, 187 f., 212 f.
Rousseau, Jean Jacques 110
Rüppell, Eduard 365
Ruhl, Ludwig Sigismund 29 ff.

S.

Sachs, Hans 158
Samuel 171

- Sand, George 103
- Santander, General 402
- Saturnus 245
- Sauer, Margarethe **62 f.**
- Saul 171
- Schäfer, Photograph 342 f., 344
- Schefer, Leopold 139
- Schelling, Friedrich Wilhelm Johann 172, 196, 291, 308, 314
- Scheuter, A. 410
- Schikaneder, Emanuel 196
- Schiller, Friedrich v. 46, 110, 124, 215, 263, 307, 315, 397 f.
- Schilling, Gustav 257
- Schlegel, August Wilhelm 107
- Schlegel, Friedrich 43, 257
- Schleiermacher, Friedrich Ernst 59, 87, 257, 381
- Schmidt, Isaak Jakob 139 f., 410
- Schnepf, Margarethe 62, 62 f., 134 f., **162 ff.**, 189 f., 206, 220, 227, 244, 252, 255, 263, 289, 299, 311, 335, 339, 368, 371 f., 378, 393, 394, 395 ff.
- Schnyder v. Wartensee, Xaver **48 ff.**
- Schopenhauer, Adele 30, 33, 34 f., **39 f.**, 52 ff., 58, 150, 210, 266, 401, 406
- Schopenhauer, Arthur:
- „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ 13, 18 ff., 85 f., 124, 130, 194, 217, 240, 296
- „Über das Sehn und die Farben“ 18 f., 19, 23 f., 41, 47 f., 172, 194
- „Die Welt als Wille und Vorstellung“ 35, 41, 77, 80 f., 92, 100, 101 f., 112, 116, 122, 125 f., 145 f., 156, 194, 234, 271 f., 288, 292, 297, 336, 338, 343, 381
- „Über den Willen in der Natur“ 91, 170, 237, 247
- „Die beiden Grundprobleme der Ethik“ 174, 194, 270, 372
- „Parerga und Paralipomena“ 78, 120, 122, 142 f., 152, 174, 180 f., 194, 197, 222, 228, 236, 262, 348, 393
- „εἰς αὐτόν“ 74, 85, 143, 156 f., 383, 389, 400
- Schopenhauer, Heinrich Floris 122 f., 125, 140 f., 186, 217, 236, 255 f., 257, 376, 380
- Schopenhauer, Johanna **13 f.**, 14 f., 33, 34, 39 f., 43, 52, 58, 122 f., 124, 140 f., 158 f., 186 f., 216 f., 341, 397
- Schramek, Camillo 376 f.
- Schreckenstein 404
- Schubert, Franz 214
- Schütze, Stephan 400
- Schulze, Gottlob Ernst 36, 125
- Schwanthaler, Ludwig v. 250
- Schweitzer, Johann Baptist v. **333 f.**
- Schwenck, Conrad 407
- Schwerdt, Pfarrer 376
- Sederholm, Dr. 409
- Seebeck, Thomas **47, 305**
- Semper, Gottfried 224
- Seneca 118
- Seydel, Rudolf 71, 273
- Shakespeare 110, 111, 121, 126, 198 ff., 293, 342
- Sickler, Dr. 400
- Sikič, Michael 376
- Sokrates 193, 353
- Solger, Karl Wilhelm Ferdinand 381
- Spinoza, Baruch 24, 99, 100, 291
- Spontini, Gasparo 213
- Staël, Madame de 27, 341
- Stahr, Adolf 198
- Staudinger, Prof. 243
- Steffens, Henrik 291
- Sterne, Lawrence (Tristram Shandy) 110
- Steitz, Georg August 274
- Steitz, Jungfer 274
- Stiebel, Salomon Friedrich 208, 394
- Stieglitz, Amalie Luise 12
- Stoltze, Friedrich **274 ff.**

Story, Captain 53 f.
Story, Miss 53, 402
Strauß, David Friedrich 113, 210
Streckfuß, Karl 29
Suchsland, Friedrich Emil **172 ff.**,
193
Sulzer, Reg.-Rat 223.

T.

Talleyrand 150
Tasso, Torquato 200, 259
Tauler 244, 292
Tertullian 96
„Theologia teutsch“, Verfasser der
72, 171, 244, 292
Thiersch, Friedrich Wilhelm 402
Thomas von Aquino 133
Thomson, Allen 167
Tieck, Ludwig **43**, 199, 219 (Anm.),
257
Tischbein, Johann Heinrich Wil-
helm 342
Titus, Kaiser 390
Toelken, Ernst Heinrich 402
Trendelenburg, Adolf 370
Trier, B. und M. **175 f.**

U.

Uhland, Ludwig 215
Ulpian 252
Upanischaden 292, 367.

V.

Virgil 236
Vogt, Carl 196
Voigtel, Max **188 f.**
Voltaire, Franç. Arouet de 66 f., 210.

W.

Wagner, Richard 138, 187 f., 193,
200 f., 206, 215, 221, 224, 228

Wagner, Rudolph 196
Warnkönig, Leopold August 207,
222 f.

Weber, Beda 193
Weber, Karl Maria v. 213
Weill, Alexandre 70 f., **307 ff.**, 363
Weiß, Flora **47**
Weiß, Christian Hermann 98 f.,
206 f., 230, 232, 336
Weissenborn, Georg Fr. Ludwig W.
166 ff.

Werner, Zacharias **12**, 115
Wertheimer, Zacharias 395
Wieland, Christoph Martin **14 ff.**,
251, 254, 255
Wiesike, Carl Ferdinand **168 f.**,
191, 270, 295, 319
Wilberforce, Will. 146
de Wilde 204

Wilhelmi, Schauspieler 109
Wille, Franz Arnold **187 f.**, 193,
206
Windischgrätz, Alfred C. F. Fürst
zu 215

Winkworth, Susanna 171
Witte, Karl **36 ff.**, 241, 247
Wohlfahrt, Prof. 253 f.
Wolf, Friedrich August 20 (Anm.),
87

Wolff, Pius Alexander 21, 40
Wüstenfeld, Frau 407.

Y.

Young, Eduard **182 f.**

Z.

Zelter, Karl Friedrich 45
Zimmermann, Hr. v. 400.

NACHTRAG.

Ein nach Abschluß der vorliegenden Veröffentlichung erschienener Aufsatz von Hugo Lerch: „Schopenhauer als Spaziergänger“ (Frankfurter Zeitung, 1. Januar 1933, Nr. 1—2) gibt noch einige Ergänzungen zu den früheren, von uns ausgewerteten Mitteilungen des Verfassers.

Zu den Gesprächen mit Johann Hartmann Hieronymus, S. 157 ff.:

Schopenhauer meinte . . ., daß die so überaus populäre Sitte des Stocktragens vornehmlich der Männer nicht etwa, wie man so oft vernehmen könnte, darauf zurückzuführen sei, daß es sich hier um eine Waffe zur eventuellen Verteidigung oder um eine Stütze für das Alter handle, sondern dieser Brauch stamme sicherlich noch aus der grauesten Urzeit des Menschengeschlechtes, aus einer Zeit etwa, da die Menschen, wenn sie es wollten oder wenn es ihnen der Selbsterhaltungstrieb gebot, auf allen Vieren liefen. Die Sitte des Stocktragens sei demnach entsprungen aus dem Bestreben heraus, die Arme zu verlängern und mit einem sozusagen künstlichen Gliede den Erdboden gleich den Vierbeinern berühren zu können. Mein Vater versicherte oft, daß er es immer noch ebenso deutlich, als sei es erst gestern geschehen, vor sich sehe, wie sein Lehrmeister über diesen, wie er selbstverständlich ohne weiteres angenommen, guten Witz gelacht — und welch ein ernstes, ja direkt grimmiges Gesicht Schopenhauer dann geschnitten hätte.

An derselben Stelle gibt Hugo Lerch das S. 161 f. stehende Gespräch mit seinem Vater Heinrich Lerch noch genauer wieder:

Nur einmal ist mein Vater persönlich, und zwar ziemlich unvermittelt, angesprochen worden, und das ist im Eingange des Hauses seines Lehrmeisters geschehen. Es war gegen Abend, und Schopenhauer wollte, die bekannte rotgeblümete Reisetasche in der Hand, dem Meister höchstwahrscheinlich eine Reparatur überbringen. Mein Vater grüßte wie gewöhnlich. Diesmal blieb Schopenhauer aber stehen und fragte, ob der Meister zu Hause sei. Nach einer bejahenden Antwort meinte der Philosoph: „Na, wie ist es denn? Noch nicht bald Feierabend?“ — „Nein, erst um acht Uhr!“ erwiderte mein Vater. — „Na, dann ist also sozusagen die Acht deine Glückszahl“, lächelte Schopenhauer schon wieder im Weitergehen, „genau so wie die meine!“

ABRECHNUNG VOM 1. JANUAR
SCHROEDERHAUSEN

Vermögensrechnung am 1. Januar 1928
und Bilanz zum 31. Dezember 1927
I. Vermögen am 1. Januar 1928
I. Verfügbares Vermögen:
a) Bankguthaben
b) Darlehen, Wechsel, etc.
c) Kassen, etc.
d) Rücklagen
II. Passiva zum Ende des Jahres
I. Rücklagen für die Lebensdauer
II. Rücklagen für die Abrechnung
III. Rücklagen für die Abrechnung
IV. Rücklagen für die Abrechnung

MITTEILUNGEN.

1. Die Bilanz zum 31. Dezember 1927
2. Die Bilanz zum 31. Dezember 1928
3. Die Bilanz zum 31. Dezember 1929
4. Die Bilanz zum 31. Dezember 1930
5. Die Bilanz zum 31. Dezember 1931
6. Die Bilanz zum 31. Dezember 1932
7. Die Bilanz zum 31. Dezember 1933
8. Die Bilanz zum 31. Dezember 1934
9. Die Bilanz zum 31. Dezember 1935
10. Die Bilanz zum 31. Dezember 1936
11. Die Bilanz zum 31. Dezember 1937
12. Die Bilanz zum 31. Dezember 1938
13. Die Bilanz zum 31. Dezember 1939
14. Die Bilanz zum 31. Dezember 1940
15. Die Bilanz zum 31. Dezember 1941
16. Die Bilanz zum 31. Dezember 1942
17. Die Bilanz zum 31. Dezember 1943
18. Die Bilanz zum 31. Dezember 1944
19. Die Bilanz zum 31. Dezember 1945
20. Die Bilanz zum 31. Dezember 1946
21. Die Bilanz zum 31. Dezember 1947
22. Die Bilanz zum 31. Dezember 1948
23. Die Bilanz zum 31. Dezember 1949
24. Die Bilanz zum 31. Dezember 1950
25. Die Bilanz zum 31. Dezember 1951
26. Die Bilanz zum 31. Dezember 1952
27. Die Bilanz zum 31. Dezember 1953
28. Die Bilanz zum 31. Dezember 1954
29. Die Bilanz zum 31. Dezember 1955
30. Die Bilanz zum 31. Dezember 1956
31. Die Bilanz zum 31. Dezember 1957
32. Die Bilanz zum 31. Dezember 1958
33. Die Bilanz zum 31. Dezember 1959
34. Die Bilanz zum 31. Dezember 1960
35. Die Bilanz zum 31. Dezember 1961
36. Die Bilanz zum 31. Dezember 1962
37. Die Bilanz zum 31. Dezember 1963
38. Die Bilanz zum 31. Dezember 1964
39. Die Bilanz zum 31. Dezember 1965
40. Die Bilanz zum 31. Dezember 1966
41. Die Bilanz zum 31. Dezember 1967
42. Die Bilanz zum 31. Dezember 1968
43. Die Bilanz zum 31. Dezember 1969
44. Die Bilanz zum 31. Dezember 1970
45. Die Bilanz zum 31. Dezember 1971
46. Die Bilanz zum 31. Dezember 1972
47. Die Bilanz zum 31. Dezember 1973
48. Die Bilanz zum 31. Dezember 1974
49. Die Bilanz zum 31. Dezember 1975
50. Die Bilanz zum 31. Dezember 1976
51. Die Bilanz zum 31. Dezember 1977
52. Die Bilanz zum 31. Dezember 1978
53. Die Bilanz zum 31. Dezember 1979
54. Die Bilanz zum 31. Dezember 1980
55. Die Bilanz zum 31. Dezember 1981
56. Die Bilanz zum 31. Dezember 1982
57. Die Bilanz zum 31. Dezember 1983
58. Die Bilanz zum 31. Dezember 1984
59. Die Bilanz zum 31. Dezember 1985
60. Die Bilanz zum 31. Dezember 1986
61. Die Bilanz zum 31. Dezember 1987
62. Die Bilanz zum 31. Dezember 1988
63. Die Bilanz zum 31. Dezember 1989
64. Die Bilanz zum 31. Dezember 1990
65. Die Bilanz zum 31. Dezember 1991
66. Die Bilanz zum 31. Dezember 1992
67. Die Bilanz zum 31. Dezember 1993
68. Die Bilanz zum 31. Dezember 1994
69. Die Bilanz zum 31. Dezember 1995
70. Die Bilanz zum 31. Dezember 1996
71. Die Bilanz zum 31. Dezember 1997
72. Die Bilanz zum 31. Dezember 1998
73. Die Bilanz zum 31. Dezember 1999
74. Die Bilanz zum 31. Dezember 2000
75. Die Bilanz zum 31. Dezember 2001
76. Die Bilanz zum 31. Dezember 2002
77. Die Bilanz zum 31. Dezember 2003
78. Die Bilanz zum 31. Dezember 2004
79. Die Bilanz zum 31. Dezember 2005
80. Die Bilanz zum 31. Dezember 2006
81. Die Bilanz zum 31. Dezember 2007
82. Die Bilanz zum 31. Dezember 2008
83. Die Bilanz zum 31. Dezember 2009
84. Die Bilanz zum 31. Dezember 2010
85. Die Bilanz zum 31. Dezember 2011
86. Die Bilanz zum 31. Dezember 2012
87. Die Bilanz zum 31. Dezember 2013
88. Die Bilanz zum 31. Dezember 2014
89. Die Bilanz zum 31. Dezember 2015
90. Die Bilanz zum 31. Dezember 2016
91. Die Bilanz zum 31. Dezember 2017
92. Die Bilanz zum 31. Dezember 2018
93. Die Bilanz zum 31. Dezember 2019
94. Die Bilanz zum 31. Dezember 2020
95. Die Bilanz zum 31. Dezember 2021
96. Die Bilanz zum 31. Dezember 2022
97. Die Bilanz zum 31. Dezember 2023
98. Die Bilanz zum 31. Dezember 2024
99. Die Bilanz zum 31. Dezember 2025
100. Die Bilanz zum 31. Dezember 2026

SCHOPENHAUER- ABRECHNUNG VOM 1. JANUAR

Vermögensbestand am 1. Januar 1932
und Einnahmen im Jahr 1932.

I. Vermögen am 1. Januar 1932.

1. Verfügbares Vermögen:

a) Bankguthaben	RM. 1085,37	
b) Darlehen Winter-Heidelberg .	RM. 2500,—	
c) Postscheckguthaben	RM. 22,98	
d) Bargeld	<u>RM. 13,20</u>	RM. 3621,55

2. Reserve zum Zwecke der Sicherung der Rechte der lebenslänglichen Mitglieder:

a) Wertpapiere	RM. 300,—	
b) Rückstellung in bar	<u>RM. 1500,—</u>	RM. 1800,—

II. Einnahmen im Jahr 1932.

1. Jahresbeiträge:

a) für das Jahr 1931	RM. 47,50	
b) für das Jahr 1932	RM. 4304,40	
c) für das Jahr 1933	<u>RM. 10,—</u>	RM. 4361,90

2. Spenden für die Gesellschaft:

a) des Preuß. Kultusminist.	RM. 400,—	
b) der Mitglieder	<u>RM. 995,—</u>	RM. 1395,—

3. Spenden zur Förderung der Gesamtausgabe der

Werke Schopenhauers (Deussen-Piper)	RM. 645,—	
---	-----------	--

4. Für verkaufte Jahrbücher	RM. 57,—	
---------------------------------------	----------	--

5. Zinsen aus Bankguthaben, Wertpapieren, Darlehen

RM. 368,54

RM. 12248,99.

GESELLSCHAFT

1932 BIS 31. DEZEMBER 1932.

Ausgaben im Jahr 1932 und Vermögensbestand am 31. Dezember 1932.

I. Ausgaben im Jahr 1932.

1. Kosten des Jahrbuches 1932:		
a) Honorare	RM. 885,60	
b) Druck und Einband . . .	RM. 4009,15	
c) Porto- und Versandspesen	<u>RM. 364,05</u>	RM. 5258,80
2. Honorar für das Jahrbuch 1933	RM. 500,—	
3. Ankauf einiger Erinnerungsstücke an Schopenhauer	RM. 100,—	
4. Verwaltungsspesen:		
a) der Geschäftsleitung inkl. Material	RM. 230,—	
b) des Schatzmeisters inkl. Material, Bank-, Post-, Portospesen usw.	RM. 203,34	
c) des Schriftführers	<u>RM. 40,79</u>	RM. 474,13

II. Vermögen am 31. Dezember 1932.

1. Verfügbares Vermögen:		
a) Bankguthaben	RM. 42,75	
b) Darlehen Winter-Heidelberg .	RM. 2500,—	
c) Postscheckguthaben	RM. 107,81	
d) Bargeld	<u>RM. 120,50</u>	RM. 2771,06
2. Reserve zum Zwecke der Sicherung der Rechte der lebenslänglichen Mitglieder:		
a) Wertpapiere	RM. 300,—	
b) Rückstellung in bar	<u>RM. 1500,—</u>	RM. 1800,—
3. Rückstellung in bar zur Förderung der Gesamtausgabe (Deussen-Piper):		
a) Honorar für den Bearbeiter des 2. Briefbandes	RM. 700,—	
b) Beitrag zu den Satzkosten .	<u>RM. 645,—</u>	<u>RM. 1345,—</u>
		<u>RM. 12248,99.</u>

Danzig-Oliva, den 1. Januar 1933.

Arthur Sülzner,
Schatzmeister.

BERICHT DES SCHATZMEISTERS ÜBER DAS JAHR 1932.

Das vorstehend nachgewiesene Vermögen der Gesellschaft am Jahresende 1932, das sich aus den Summen RM. 2771,06, RM. 1800,— und RM. 1345,— zusammensetzt, also RM. 5916,06 beträgt, bleibt nach Abzug des unangreifbaren Kapitals der lebenslänglichen Mitglieder (RM. 1800,—) und der Rückstellung des Betrages von RM. 1345,— zur Förderung der Gesamtausgabe der Werke Schopenhauers (Ausgabe Deussen-Piper) gegen das Vorjahr zurück. Die Rückstellung erfolgte nicht aus Beiträgen der Mitglieder, sondern nur aus Spenden. Darunter befindet sich eine in Höhe von RM. 840,—, wovon RM. 700,— als Honorar für den Bearbeiter des zweiten Briefbandes Verwendung finden sollen, während die restlichen RM. 140,— der Gesellschaft verbleiben. An dieser Stelle sei dem hochherzigen Spender, der ungenannt zu bleiben wünscht, nochmals herzlichst gedankt. Damit allein war aber die Fortführung der erwähnten Ausgabe nicht gesichert, weil neue Schwierigkeiten in Form kostspieliger Satzkorrekturen auftraten. Die Gesellschaft sah sich deshalb vor die unabweisliche Pflicht gestellt, an einen bestimmten Kreis unserer Mitglieder mit der Bitte um weitere Spenden für jenen Zweck heranzutreten. Unser Ruf um finanzielle Hilfe in der Not fand bereitwilliges Gehör. Im ganzen wurden zur Fortführung der Ausgabe RM. 645,— gestiftet, und den Spendern, nämlich

Herrn Prof. Dr. MAX ALSBERG, Berlin W 30, Nollendorfplatz 1,
Herrn Fabrikant FRITZ BLEYLE, Stuttgart-Degerloch, Waldstr. 19,
Herrn Fabrikbesitzer Dr. KURT BÖNINGER, Bonn, Poppelsdorfer
Allee 45,

Herrn Prof. PAUL NIKOLAUS COSSMANN, München, Köni-
ginstr. 103,

Herrn Dr. jur. et phil. h. c. LOUIS EDELBÜTTEL, Paris VIII,
10. Avenue Viktor Emmanuel III,

Herrn Generaldirektor OTTO GERSTENBERG, Berlin-Dahlem,
Parkstr. 48,

Herrn Ingenieur GUSTAVE ADOLPHE RYCHNER, Neuchâtel
(Schweiz),

Herrn Dr. jur. W. C. Th. VAN DER SCHALK, Amsterdam C,
Keizersgracht 279/283,

Herrn J. SCHOCKEN jun., Zwickau (Sachsen), Parkstr. 20,

Herrn Kommerzienrat HANS SCHRICKER, Baumeister, Regens-
burg, Prebrunn-Allee 7,

Frau CHARLOTTE V. WEDEL geb. V. GWINNER, Charlotten-
burg, Sophienstr. 4/5,
sei im Namen der Gesellschaft herzlichst gedankt.

Wir danken ferner allen denjenigen, die uns im verflossenen
Jahre geholfen haben, und zwar:

Herrn Landgerichtspräsident RICHARD ADAM, Straubing i. Bayern,
Regensburgerstr. 40,

Herrn Kaufmann HUGO ANNUTH, Zoppot, Bülowallee 4,
Herrn Kaufmann FRIEDRICH ASMUS, Freiburg i. Breisgau,
Stadtstr. 8,

Herrn Fabrikbesitzer Dr. KURT BÖNINGER, Bonn, Poppels-
dorfer Allee 45,

Herrn Baurat GEORG CRESS, Dresden-A. I, Gr.-Garten 6,
Herrn Bankbeamten MAX EISELIN, Kriens b. Luzern, Elisa-
bethenheim, Luzernerstr. 41,

Herrn Generaldirektor OTTO GERSTENBERG, Berlin-Dahlem,
Parkstr. 48,

Herrn Landwirt OTTO HEINRICH, Groß-Drebnitz b. Bischofs-
werda (Sachs.),

Herrn Reichsgerichtsrat LOSS, Leipzig, Elisabethallee 16,
Herrn Justizrat MEINHOLD RAU, München, Landwehrstr. 4/2,
Herrn Justizrat RUHM, Danzig, Lindenstr. 9,

Herrn J. SCHOCKEN jun., Zwickau (Sachsen), Parkstr. 20,

Herrn GEORG SCHÜLER, Hamburg 6, Weidenallee 6,
Herrn Direktor HEINRICH STAHL, Berlin SW, Lindenstr. 20/21,

Herrn Generaldirektor Dr. RICHARD UTECH, Berlin SW 68,
Lindenstr. 20/21,

Herrn Geh. Regierungsr. Prof. Dr. HANS VAHINGER, Halle a. S.,
Reichardtstr. 15,

Herrn FRANZ WABNIG, St. Ruprecht-Klagenfurt (Österreich),
Sonnwendgasse 1a.

Der Stand der Mitglieder betrug am 1. Januar 1932:	555
Durch Tod, Streichung und Austritt haben wir verloren:	<u>47</u>
	508
Neu beigetreten sind für 1932:	18
" " " " 1933:	<u>3</u>
so daß wir mit einem Mitgliederstand von	529
das neue Jahr beginnen.	

Davon sind 18 seit der Inflation neu beigetretene Mitglieder
auf Lebenszeit.

Das der Universitätsbuchhandlung Carl Winter, Heidelberg gegebene Darlehn in Höhe von RM. 2500,— wird bei Ablieferung des Jahrbuchs für 1933 verrechnet.

Danzig-Oliva, den 1. Januar 1933.

Der Schatzmeister:
Arthur Sülzner.

Die 15. Generalversammlung

der Schopenhauer-Gesellschaft ist für den Herbst 1933 geplant, und zwar in München unter tunlicher Ausgestaltung zu einem philosophischen Kongreß mit dem Thema „Philosophie und Kunst“.

Ob dies Vorhaben sich wird verwirklichen lassen, ist bei der Zeitlage noch zweifelhaft. Es wird im wesentlichen von der Arbeit und der Opferbereitschaft unserer süddeutschen, insbesondere unsere Münchener Mitglieder und Freunde abhängen.

Anregungen hierzu werden an den Schriftführer unserer wissenschaftlichen Leitung, Herrn Dr. Franz Mockrauer in Dresden-N., Klarastr. 6, erbeten.

ORTSGRUPPEN.

1. Ortsgruppe Hamburg-Altona. (Vorsitzender: Stadtarchivar Dr. P. Th. Hoffmann, Altona, Altes Rathaus.)

Im Winterhalbjahr 1932/33 sind folgende Vorträge teils schon gehalten, teils noch geplant:

Wilhelm von Scholz (Berlin): „Der Dichter und das All.“

Otto Freiherr von Taube (Gauting bei München): „Die Weltanschauung des Wanderers auf der Landstraße.“

Prof. Dr. Alfred Cohn (Göttingen): „Versuche zur Gestaltung eines einheitlichen Weltbildes auf Grund naturwissenschaftlicher Erkenntnisse.“

Dr. E. K. Fischer (Leipzig): „Die Psychologie des Rundfunks.“

Staatsminister a. D. Prof. D. Dr. Becker (Berlin): „Die Krise des europäischen Geistes.“

Walter von Molo (Berlin): „Schiller und die Gegenwart.“

Prof. Dr. Richard Salomon (Hamburg): „Weltdarstellungen des Mittelalters.“

Bruno Goetz (Überlingen am Bodensee): „Das Reich der Toten.“

Privatdozent Dr. Kurt Leese (Hamburg): „Die Idee des protestantischen Menschen.“

Prof. Dr. W. A. Berendsohn (Hamburg): „Philosophie der Gemeinschaft“, Vortragszyklus mit Aussprache (6 Abende).

Dr. P. Th. Hoffmann (Altona): „Die Empörung des Willens gegen den Geist“, Vortragszyklus (5 Abende).

2. Ortsgruppe Danzig. (Vorsitzender Oberstudienrat Dr. C ü s o w , Danzig-Langfuhr, Jäschkentalerweg 39.)

Im Winterhalbjahr 1932/33 sind folgende Vorträge teils schon gehalten, teils noch geplant:

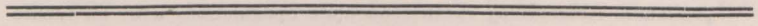
Prof. Dr. Walzel (Bonn): „Tragik im Lichte Schopenhauers.“

Prof. Dr. Henning (Danzig): „Schopenhauer und die Denkkrise der Gegenwart.“

Dr. V ö l k n e r (Danzig): „Gedanke und Symbol.“

Prof. Dr. Haferkorn (Danzig): „Lord Byron und der Pessimismus.“

Dr. Carl Meyer (Danzig): „Carl Peters, ein Schüler Schopenhauers, eine deutsche Philosophie und ein deutsches Schicksal.“



JAHRBÜCHER.

Das XXI. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft für 1934 wird im Februar 1934 erscheinen. Manuskripte und sonstige Einsendungen dazu müssen bis spätestens den 1. November 1933 bei dem Herausgeber, dem unterzeichneten Vorsitzenden der Gesellschaft, eingehen.

Besprechungsexemplare von Werken der Schopenhauer- oder der sonstigen philosophischen Literatur können nur dann noch im nächsten Bande Berücksichtigung finden, wenn sie bis spätestens den 1. August 1933 beim Herausgeber eingehen.

Von älteren Jahrbüchern sind bei uns noch vorhanden und können von Mitgliedern bezogen werden:

VII. Jahrbuch 1918 (enthält u. a.: Alfons Bilharz, Gedenkblatt für Wilhelm v. Gwinner; Paul Deussen, „Materialismus, Kantianismus und Religion“; Maria Groener, Über die Darstellung Schopenhauers durch Kuno Fischer [Preisarbeit]; Adolf Saxer, „Kritik der Einwendungen gegen die Grundprinzipien der Ästhetik Schopenhauers“; Günther Jacoby, „Herder und Schopenhauer“; Reinhart Biernatzki, „Pflicht und Schicksalsglaube“; Hans Taub, „Strindberg und Schopenhauer“. — Alte Bilder von Schopenhauers Vater und Großvater).

VIII. Jahrbuch 1919 (enthält u. a.: Paul Deussen, „Zum Jubiläumsjahr der Welt als Wille und Vorstellung“; Friedrich Lipsius, „Voluntarismus und Intellektualismus“; Johannes Volkelt, „Der Begriff des Irrationalen“; Constantin Großmann, „Geschichtliche und metaphysische Religion“; Cay v. Brockdorff, „Schopenhauer und Herbart“; Hans Zint, „Zum Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Goethe“; Karl Gjellerup, „Mein Verhältnis zu Schopenhauer“; Carl Gebhardt, „Wilhelm v. Gwinner“; Maria Groener, „Gustav Friedrich Wagner“. — Faksimile eines Gedichts von Schopenhauer. Jugendbildnis W. v. Gwinners).

IX. Jahrbuch 1920 (Der Erinnerung an Paul Deussen, gest. 6. Juli 1919, gewidmet. Enthält u. a.: Franz Mockrauer, „Paul Deussen als Mensch und Philosoph“; Alois Höfler, „Schopenhauer 1919—2020. Dem Gedenken an Paul Deussen gewidmet“. — Ein Bildnis Paul Deussens).

X. Jahrbuch 1921 (enthält u. a.: Hans Zint, „Schopenhauers Philosophie des doppelten Bewußtseins“; Carl Gebhardt, „Schopenhauer und die Romantik“; Hans Taub, „Adam Ludwig v. Doß“; Constantin Großmann, „Die Kossaksche Rezension“; Franz Mockrauer, „Zur Biographie Arthur Schopenhauers“; E. O. v. Lippmann, „Aus Schopenhauers letzten Lebensjahren“; Arthur Prüfer, „Arthur Schopenhauers Abhandlung «Transzendente Spekulation» usw. im Lichte

- der Weltanschauung Richard Wagners“. — Zwei faksimilierte Seiten aus Schopenhauers Handexemplar von Hegels „Encyclopädie“).
- XI. Jahrbuch 1922** (enthält u. a.: Otto Schilling, „Vision und Gestaltung“; Gustav Schneider, „Das Subjekt des Erkennens bei Schopenhauer und die Weiterbildung des Problems bei Deussen und E. v. Hartmann“; Giuseppe De Lorenzo-Neapel, „Buddho e Schopenhauer“; Otto Fiebiger, „Unveröffentlichte Briefe Johanna Schopenhauers an Karl August Böttiger“; Franz Riedinger, „Die Akten über Schopenhauers Doktorpromotion“; Leo Wurzmann, „Schopenhauer als Lebensretter“; W. Bröcking, „Schopenhauer und die Frankfurter Straßenkämpfe am 18. September 1848“. — Faksimile „Grabschrift eines Selbstgehenkten“ von der Hand Schopenhauers).
- XII. Jahrbuch 1923—1925** (enthält u. a.: Theodor Lessing, „Schopenhauer gegen Kant“; Franz Mockrauer, „Schopenhauers Stellung in der Philosophie der Gegenwart“; Hans Wahl, „Ein wiedergefundenes Schopenhauer-Bildnis“ [mit Abbildung]; Otto Fiebiger, „Neues über Friedrich Müller v. Gerstenbergk“; Werner Deetjen, „Aus dem Weimarer Schopenhauer-Kreise“. — Aus der älteren Schopenhauer-Literatur: Manulneudrucke von John Oxenforde „Iconoclasm in German Philosophy“ aus der Westminster Review von 1853, mit Übersetzung und Erläuterung von O. Lindner; ferner des 27. und 28. Briefes von J. Frauenstädt „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie“ [1854]).
- XIII. Jahrbuch 1926** (besteht in dem Werk „Schopenhauer und Brockhaus“. Zur Zeitgeschichte der „Welt als Wille und Vorstellung“. Ein Briefwechsel, herausgegeben von Carl Gebhardt. Mit Bildern und Dokumenten aus dem Schopenhauer-Archiv. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1926).
- XIV. Jahrbuch 1927** (enthält u. a.: Rudolf Metz, „Bilharz und Schopenhauer“; Hans Zint, „Schopenhauer und Platon“; André Fauconnet, „Goethes Einfluß auf Anatole France im Lichte der Philosophie Schopenhauers“; Otto Juliusburger, „Schopenhauer und die Psychotherapie der Gegenwart“; Franz Mockrauer, „Schopenhauers Bedeutung für die Volksbildung“; Max Oehler, „Nietzsches Unzeitgemäßes Betrachtung: Schopenhauer als Erzieher“; Georg Stock, „Leitgedanken zu einer systematischen Rechtsphilosophie nach Schopenhauer“. — Francesco De Sanctis, „Schopenhauer e Leopardi“ [Neudruck aus der „Rivista contemporanea“ von 1858 nebst deutscher Übersetzung]. — Hans Pfitzner, „Arthur Schopenhauer“ [Sonett]; Erich Esper, „Seine letzte Stunde“; Konrad Pfeiffer, „Schopenhauer im Schulunterricht“).
- XV. Jahrbuch 1928** (enthält u. a.: Europa und Indien: Franz Mockrauer, „Schopenhauer und Indien“; Prabhu Dutt Shastri, „India

and Europe“; Tarachand Roy, „Die Eigenart des indischen Geistes“; Paul Masson-Oursel, „L'enseignement que peut tirer de la connaissance de l'Inde l'Europe contemporaine“; Stanislaw Schayer, „Indische Philosophie als Problem der Gegenwart“; Betty Heimann, „Indische Logik“; Helmuth v. Glasenapp, „Der Vedânta als Weltanschauung und Heilslehre“; H. W. Schomerus, „Indische und christliche Gottesauffassung“; Carlo Formichi, „Gli insegnamenti dell'India religiosa all'Europa“; Friedrich Lipsius, „Die Sâmkhya-Philosophie als Vorläuferin des Buddhismus“; A. B. Keith, „The Doctrine of the Buddha“; Hermann Beckh, „Der Buddhismus und seine Bedeutung für die Menschheit“; Otto Strauß, „Indische Ethik“; Romain Rolland, „Vivekananda et Paul Deussen“; Paul Birukoff, „Tolstoi und Gandhi“; Hans Prager, „Dostojewski und Gandhi“; René Fülöp-Miller, „Lenin und Gandhi“. — Dreizehn bisher unbekannte Briefe Schopenhauers, herausgegeben von Hermann Haßbargen; Hans Vaihinger, „Johanna Schopenhauer und andere Philosophenmütter“; Adam Ludwig von Doß — ein Lebensbild, nach Familienaufzeichnungen und Briefen herausgegeben von Ludwig Schemann. — Bilder: Schopenhauer-Büste von Schierholz; Porträt der Johanna Schopenhauer; Photographie von Adam Ludwig von Doß; Faksimile eines Briefes Schopenhauers vom 12. Juli 1838).

XVI. Jahrbuch 1929 (enthält u. a.: Peter Knudsen, „Die Bergsonsche Philosophie in ihrem Verhältnis zu Schopenhauer“; Heinrich Hasse, „Vorstufen der Lehre Nietzsches von der ewigen Wiederkehr bei Schopenhauer“; Hermann Thomsen, „Die Palingenesie bei Schopenhauer und die Frage der Identität in der Wiederverkörperung“; A. Baillot, „Anatole France et Schopenhauer“. — H. H. Houben, „Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer“ (I. Tod der Adele Schopenhauer, II. Adels Nachlaß, III. Ein Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer). — Bilder: Schopenhauer-Büste von Lehmann-Siegmundsburg; Adele Schopenhauer, gezeichnet von A. v. Sternberg; drei Innenansichten aus dem Schopenhauer-Archiv; Facsimilia eines Briefes sowie von Handzeichnungen und Bucheintragungen Schopenhauers).

XVII. Jahrbuch 1930 (enthält u. a.: Philosophie und Religion: Hans Zint, „Das Religiöse bei Schopenhauer“; Max Rudolph, „Philosophie und Religion“; Paul Feldkeller, „Religion und Philosophie“; Friedrich Lipsius, „Der Kampf um den Kentauren“; Martin Grunau, „Die Mystik in den großen Religionen“; Julius Frauenstädt, „Über das wahre Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung“. — Eine Brieftasche Schopenhauers. — Die kirchliche Grabrede für Arthur Schopenhauer. — Der Briefwechsel Hugo von Meltzls mit Julius Frauenstädt und Wilhelm Gwinner, hgg. von Thomas Frühm und Rudolf Borch. — Bruno Frank, „Gedichte aus der Sphäre Schopenhauers“; Emil Lud-

wig, „Dr. Schopenhauer“; Herbert Eulenberg, „Schopenhauer und Gutzkow“; Rudolf Hans Bartsch, aus „Der große alte Kater“. — Bilder: Porträts Schopenhauers von Julius Hamel und von Angilbert Goebel; Schopenhauers Grabstätte; Faksimile aus einer Brieftasche Schopenhauers).

XVIII. Jahrbuch 1931 (enthält u. a.: Franz Mockrauer, Neuherausgabe von C. G. Bähr, „Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch betrachtet“; Paul Alsberg, „Zur Grundbestimmung der Vernunft“; Hans Prager, „Zwischen Optimismus und Pessimismus“; Otto Nieten, „Julius Bahnsen und das Problem der Tragikomödie“; Richard Gebhard, „Ein Jünger Schopenhauers: Philipp Mainländer“; Walther Rauschenberger, „Philipp Mainländer“; Betty Heimann, „Paul Deussen und die heutige Indologie“; Helmuth von Glasenapp, „Die Kaivalya-Upanishad, in neuer Nachbildung von Otto von Glasenapp“; Carl Gebhardt, „Schopenhauer gegen Augustinus; Randschriften zur Civitas Dei“; Hermann Haßbargen, „Alte Briefe — Neue Dokumente“. — Bilder: Schopenhauerkopf von Emil Orlik; Photographie Philipp Mainländers; Gedenkstein für Mainländer).

XIX. Jahrbuch 1932 (enthält u. a.: Hans Zint, „Schopenhauers Goethebild“; William Stern, „Theorie und Wirklichkeit“; Friedrich Lipsius, „Theorie und Wirklichkeit“; Leo Hamburger, „Der Pragmatismus und seine Überwindung“; Ludwig Fulda, „Schopenhauer und das Problem der Willensfreiheit“; Franz Mockrauer, „Die Verantwortung des geistigen Menschen in der Krisis der Gegenwart“; Anselm Ruest, „Julius Bahnsen“; Paul Th. Hoffmann, „Schopenhauer und Hamburg“; A. Baillot, „Schopenhauer im Urteil seiner französischen Zeitgenossen“; Bilder: Schopenhauer-Porträt von Ruhl; Goethe-Büste von Weißer; neues Schopenhauer-Porträt von Wiederhold).

Die Jahrbücher I bis VI (1912—1917) sind nur noch in je einem Exemplar auf unserem Archiv vorhanden und können von dort an Mitglieder zu wissenschaftlichen Zwecken verliehen werden.

Die Bezugspreise für Mitglieder betragen für die (gebundenen) Jahrbücher VII und VIII je 10 RM., für die (ungebundenen) Jahrbücher IX bis XII je 5 RM., für die Jahrbücher XIII (ungebunden) und XIV—XIX (gebunden) je 10 RM.

Einbanddecken für die ungebundenen Jahrgänge IX bis XIII können zum Preise von je 1,70 RM. von unserem Verlage, Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, bezogen werden.

Für Nichtmitglieder sind unsere Jahrbücher seit dem IX. für 1920 auch im Buchhandel erhältlich, und zwar das IX. bis XII. zum Ladenpreise von je 5,50 RM. ungebunden und 7,80 RM. gebunden, das XIV—XIX. und das vorliegende XX. nur gebunden zum Ladenpreis

von je 11 RM. (Verlag: Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg). Gebhardts „Schopenhauer und Brockhaus“ ist für Nichtmitglieder ohne die Bezeichnung als XIII. Jahrbuch im Buchhandel erhältlich (Verlag: F. A. Brockhaus in Leipzig).

ANMELDUNGEN UND ZAHLUNGEN.

Alle Anmeldungen neu beitretender Mitglieder bitten wir eigenhändig schriftlich zu richten an den unterzeichneten Vorsitzenden, Dr. Hans Zint, Landgerichtspräsident in Breslau 5, Museumstraße 11, alle Zahlungen (Jahresbeitrag 10 RM., einmaliger Beitrag auf Lebenszeit 100 RM.) an den Schatzmeister, Herrn Arthur Sülzner in Danzig-Oliva (Freie Stadt Danzig), Ottostr. 7 (Postscheckadresse: „Schopenhauer-Gesellschaft, Schatzmeister Arthur Sülzner, Danzig-Oliva (Freie Stadt Danzig), Postscheckamt Stettin Nr. 2625“).

Wir bitten unsere Mitglieder wiederholt, durch Werbung neuer Mitglieder, durch Anfordern unserer Jahrbücher in Lesehallen und Bibliotheken, für die Ausbreitung unserer Arbeit tätig zu sein.

Für Neuanmeldungen legen wir vorgedruckte Postkarten bei.

Die Bezahlung der Mitglieder-Beiträge — auch seitens der älteren lebenslänglichen Mitglieder — ist eine Grundvoraussetzung unserer Arbeit.

Gleichzeitig aber bitten wir um freiwillige Spenden und um Gewinnung von Gönnern, die unsere Arbeit fördern wollen und können.

Adressenänderungen bitten wir unsere Mitglieder immer unverzüglich dem Vorsitzenden mitzuteilen. Viele vergebliche Arbeit, Beschwerden und Kosten können dadurch erspart werden.

Man wende sich

a) mit Beitrittserklärungen, Beiträgen zum Jahrbuch, Anfragen und Anregungen über den Inhalt der Jahrbücher, mit Beschwerden und in allgemeinen Angelegenheiten an den unterzeichneten Vorsitzenden;

b) in finanziellen Angelegenheiten, wegen der Versendung der laufenden sowie des Bezuges älterer Jahrbücher an den Schatzmeister, Herrn Arthur Sülzner, Danzig-Oliva, Ottostr. 7 (Postscheckadresse siehe oben);

c) in Sachen der Stiftung Lindtner (s. XVII. Jahrbuch, S. 383 f.), der Mitgliederwerbung, der Ortsgruppen in ihrem Verhältnis zur Hauptgesellschaft an den Schriftführer, Herrn Dr. Konrad Pfeiffer in Halle a. S., Scharrenstr. 9;

d) in Sachen der Wissenschaftlichen Leitung an deren unterzeichneten Schriftführer.

e) in Sachen des Archivs an den Archivar, Herrn Dr. Carl Gebhardt in Frankfurt a. M., Auf dem Mühlberg 14.

Für den Vorstand und die Wissenschaftliche Leitung:

Dr. HANS ZINT,

Breslau 5, Museumstr. 11, Vorsitzender.

Dr. FRANZ MOCKRAUER,

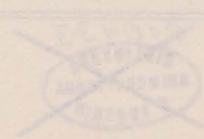
Dresden-N., Klarastraße 6,

1. stellvertretender Vorsitzender und Schriftführer
der Wissenschaftlichen Leitung.



Für den Vorstand und die Wissenschaftliche Leitung
Dr. HANS ZINT
Präsident, Max-Planck-Gesellschaft
Dr. ERNST MOCKRAUER
Vizepräsident, Max-Planck-Gesellschaft

C. F. WINTERSCHE BUCHDRUCKEREI.



BIBLIOTEKA



VNIWERSYTECKA

010133 / 1933

W TORUNIU